Kirchengeschichte der reformierten Schweiz

Wilhelm Hadorn

Swi
1 62
5

HARVARD COLLEGE LIBRARY

FROM THE
George Schünemann Jackson
FUND
FOR THE PURCHASE OF BOOKS ON
SOCIAL WELFARE & MORAL PHILOSOPHY

GIVEN IN HONOR OF HIS PARENTS, THEIR SIMPLICITY
SINCERITY AND FEARLESSNESS

Digitized by Google

Digitized by Google

10 F XI 07

Digitized by Google

Ulrich Zwingli

nach dem Gemälde von Hans Asper.

Digitized by Google

Kirchengeschichte der reformierten Schweiz.

Von

Lic. W. Hadorn,
Dozent für Schweiz. Kirchengeschichte an der Universität und Pfarrer am Münster in Bern.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und verschiedenen Beilagen.

Zürich, Schultheß & Co.
1907.

Digitized by Google

Swi 162.5

Digitized by Google

Meiner lieben Gemeinde
zum Münster in Bern.

Digitized by Google

Vorwort.

In weiten Kreisen unsrer kirchlichen Bevölkerung ist die Einsicht durchgedrungen, daß wir nichts so nötig haben als die Kenntnis der Geschichte unsrer evangelischen Kirche. An wissenschaftlichen Forschungen fehlt es nicht. Noch nie war der Eifer, das Dunkel zu lichten, das über der Vergangenheit der Kirche liegt, so groß wie jetzt. Diese Forschungen sind für das vorliegende Werk so weit als möglich benutzt worden, wofür ich den lebenden Historikern und den entschlafenen Bahnbrechern einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Schweizerischen Kirchengeschichte aufrichtig dankbar bin. Aber der Ertrag dieser Arbeit kommt unserm Volk noch wenig zugute. Und doch gibt uns die Geschichte der Kirche Antwort auf so manche kirchliche und religiöse Frage, die unser Volk bewegt. Sie lehrt uns das Vergängliche vom Ewigen scheiden. Sie macht uns weise, geduldig und milde für die Gegenwart, mutig und getrost für die Zukunft. In dieser Hoffnung habe ich dem Auftrag der Verlagshandlung Folge geleistet, obwohl ich mir der Schwierigkeiten einer bis in die Gegenwart reichenden Darstellung, der Beschränkung bei einem von vornherein genau bestimmten Umfang, und der Mängel des eigenen Könnens und Vermögens bewußt war. Nun gebe Gott, der allein segnen kann, daß die Arbeit für unsere Kirche nicht umsonst sei.

Bern, am Bettag 1907.

W. Hadorn.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

I. Buch. Das Reformationszeitalter.

Seite

Einleitung 3

I. Teil. Die Ursachen der Reformation.

1. Kapitel: Die kirchlichen und religiösen Zustände am Vorabend der Reformation 6
2. Kapitel: Reformbestrebungen vor der Reformation 19

II. Teil. Die Reformation in der deutschen Schweiz.

3. Kapitel: Der Reformator Zürichs, Ulrich Zwingli, seine Jugend und sein Werdegang 31
4. Kapitel: Die Reformation in Zürich 40
5. Kapitel: Die Reformation in den übrigen Ständen der Eidgenossenschaft . . 49
6. Kapitel: Die Reformation als eidgenössische Angelegenheit. Wiedertäufer und Bauernunruhen 65
7. Kapitel: Der Umschwung in Bern und Basel und der erste Kappelerkrieg . . 75
8. Kapitel: Das Marburger Gespräch und der zweite Kappelerkrieg 85

III. Teil. Die Reformation in der Westschweiz.

9. Kapitel: Die Anfänge der Reformation in der Westschweiz 99
10. Kapitel: Calvin und der Abschluß der Reformation in der Schweiz 108

II. Buch. Die Zeit der reformierten Staatskirchen. 1530—1800.

I. Teil. Die nachreformatorische Zeit 1530—1600.

11. Kapitel: Die Abgrenzung der konfessionellen Gebiete und die Gegenreformation 125
12. Kapitel: Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwinglis 134
13. Kapitel: Die Lehr- und Verfassungsstreitigkeiten in der nachreformatorischen Zeit 142
14. Kapitel: Aus dem innern Leben der Kirche 156

II. Teil. Das Jahrhundert der Orthodoxie.

15. Kapitel: Eine trostlose Zeit 166
16. Kapitel: Die Kirchenlehre und die Lehrer der Kirche 177
17. Kapitel: Licht und Schatten in dem innern Leben der Kirche 187

Digitized by Google

III. Teil. Die Zeit des Pietismus und der Aufklärung.

Seite
18. Kapitel: Vorboten besserer Zeiten 196
19. Kapitel: Der Pietismus 208
20. Kapitel: Das Zeitalter Hallers und Lavaters 226

III. Buch. Das Jahrhundert der Glaubens- und Gewissensfreiheit. 1798—1900.

21. Kapitel: Die Zeit der Helvetik 247
22. Kapitel: Die Wiederherstellung der Landeskirchen und die Erweckungsbewegung. 1802—1830 258
23. Kapitel: Die Kämpfe zwischen Staat und Kirche. 1830—1850 272
24. Kapitel: Die Kämpfe um das Bekenntnis und eine neue kirchliche Gesetzgebung. 1850—1874 289
25. Kapitel: Die gegenwärtige kirchliche und religiöse Lage 304

Digitized by Google

I. Buch.

Das Reformationszeitalter.

Digitized by Google

Einleitung.

Man hat das Jahrhundert vor der Reformation die Blütezeit der schweizerischen Eidgenossenschaft genannt, und in der Tat, nie stand das Schweizervolk auf einer solchen Höhe der Macht und des Ansehens, wie nach der glorreichen Besiegung des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, als es im Schwabenkrieg dem Kaiser und Reich zu trotzen wagte und, durch diese Siege erstarkt, in die Politik der europäischen Großmächte erfolgreich eingriff. In den italienischen Feldzügen der Jahre 1512—1515 standen die Eidgenossen da als die unüberwindlichen Sieger, in deren Händen das Schicksal der Städte und Länder, der Herzogtümer und Königreiche, der Kronen und Gewalten lag. Als die „Beschützer der Freiheit der Kirche" pries sie der römische Papst, nachdem sie im Feldzuge von Pavia 1512 die Macht der Franzosen in Italien gebrochen hatten. Auch das gemeine Volk hieß seine Befreier willkommen. Es war nicht zuviel gesagt, wenn schon nach dem Ausgange des Burgunderkrieges der Volksdichter Veit Weber zum Preise der siegreichen Eidgenossen sang:

Ir werden eidgenossen frum,
ich hör in landen umb und um,
daß man sich üwer frömet;
und wem ir wellen tun das best,
so achtet nieman frömder gest
damit man uns hie trömet.
Wan ir sind aller manheit voll,
ich weiß nit üwers glichen,
das lob ich von üch singen sol;
in keiner not ir nit wichen,
als ir gar dick (oft) und vil beweret hande
damit ir üwer lande
hand gemachet also wit
Und noch tund allezit.

Von allen Seiten suchte man die Eidgenossen zu gewinnen. Der im Feldzuge von 1512 unterlegene König Ludwig von Frankreich buhlte um ihre Gunst. Der Papst seinerseits tat durch seinen Agenten, den Walliser Bischof und Kardinal Matthäus Schinner, das möglichste, um seine treuesten und zuverlässigsten Freunde nicht zu verlieren.

Digitized by Google

Die Zunahme der politischen Macht führte auch im Innern eine Blütezeit herbei. Die siegreichen Heere brachten eine reiche Beute ins Land. Dazu kamen die Löhne der Söldner in fremden Kriegsdiensten, die Pensionen, die Jahrgelder und Unterstützungen an die einflußreichen Staatsmänner und Räte. Industrie und Handwerk hoben sich. Die Städte dehnten sich aus, der Wohlstand mehrte sich, die Kleidung wurde reicher, die Lebenshaltung luxuriöser. Das Selbstbewußtsein der Bürgerschaft erstarkte. Man baute neue, schönere Ratshäuser, weil man alle die vornehmen Gäste und Gesandten nicht mehr in den altväterisch einfachen und niedrigen Ratsstuben empfangen durfte. Kirchen wurden restauriert, zum Teil neu erstellt in dem reichen Stile der Spätgotik. Die Erfindung der Buchdruckerkunst befruchtete das geistige Leben. Wissenschaften und Künste blühten.

Abb. 1. Initiale der Froschauer Bibel 1531.

Und doch war diese Blüte vielfach nur Schein, eine glänzende Hülle, unter der sich ungesunde und unheilbare Zustände verbargen. Schon politisch dauerte die Machtstellung der Eidgenossen nur kurze Zeit. Im Jahre 1513 erreichte sie nach der siegreichen Schlacht bei Novarra den Höhepunkt. Zwei Jahre darauf wurden die Eidgenossen in „der blutigsten und schrecklichsten Schlacht" bei Marignano trotz heldenhafter Gegenwehr aufs Haupt geschlagen. Die Ehre war gerettet, aber die Machtstellung erschüttert. Von da an schwand langsam, aber unaufhaltsam die politische Bedeutung der Eidgenossenschaft.

Wenn man die einsichtigen zeitgenössischen Chronisten und Schriftsteller über die Ursachen dieses unerwarteten Umschwunges und Niederganges befragt, so weisen sie alle übereinstimmend, neben anderen weiter zurückliegenden Übelständen, vor allem auf den verderblichen demoralisierenden Einfluß des fremden Goldes, den Söldnerdienst und das Pensionenwesen hin. War dieses Übel auch in fast allen umliegenden Ländern verbreitet, so erwies es sich doch in unseren, auf altväterische Zucht und Einfachheit aufgebauten städtischen Gemeinwesen und Bauernrepubliken als besonders unheilvoll. Hören wir, wie der St. gallische Bürgermeister und Reformator Vadian in seiner Chronik der Äbte von St. Gallen darüber urteilt: „von derselben Zeit an" — gemeint ist die Zeit, in welcher das Reislaufen und das Pensionenwesen aufkamen — „fingen die Eidgenossen an, auf die Fürsten und ausländischen Herren zu losen (hören), und vermochte das Geld der Miet und Gaben so viel, daß

Digitized by Google

sie sich mit ihrem Land und Leuten durch die Bündnisse unter ein viel schwereres Joch begaben, als sie je vorher von einem Herrn zu tragen hatten. Darüber ist man bis auf den heutigen Tag um unsäglich viel Mannschaft gekommen und mit Spielen, Trinken, Schwören, Buhlen mit Kleidung und Zehrung von der früheren Mäßigkeit und Tapferkeit abgewichen." Die Reisläuferei hatte eine solche Verwilderung und Roheit erzeugt, daß der Humanist Jakob Wimpheling im Jahre 1507 den Seufzer ausstieß: „Gott gib den Schweizern menschliche Herzen und nimm die steinernen hinweg, denn bei den Türken und Hussiten ist mehr Menschlichkeit als bei ihnen. Erweiche sie, daß sie die gefangenen Feinde nicht ruchlos töten, sondern lieber das Geld als das Leben nehmen" ... „Die Wissenschaften, ihre Äcker und Herden, ihre Weiber und Kinder setzen sie hintan und laufen hinweg, um sowohl ihr eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, als auch anderer Menschen Blut zu vergießen. Kehrt einer mit fremdem Gelde, vergoldeten Ketten und anderen wertvollen Dingen zurück, so zeigt er sie mit Freuden in den Schankhäusern und ermuntert andere durch den Glanz und den Klang des Goldes, ebenfalls in den Krieg zu ziehen, weil da leichter Reichtum zu gewinnen sei, als mit dem Bestellen der Güter und dem Melken des Viehes."

An diesem Niedergange trug nun die Kirche die Hauptschuld. Nicht nur weil das geistige Haupt der Christenheit, der römische Papst und viele geistliche Würdenträger zu weltlichen Machthabern geworden waren, und sich als solche skrupellos aller Mittel bedienten, um ihre Herrschaft und Gewalt zu stützen und zu mehren, ohne sich im geringsten um das Heil der ihnen anvertrauten Seelen zu bekümmern, sondern weil die Kirche überhaupt so entartet und verweltlicht worden war, daß sie nicht mehr imstande war, ihrer göttlichen Aufgabe entsprechend den Mächten des Bösen entgegen zu wirken. Sie, die durch ihre geistliche Macht, durch das von ihr zu verwaltende Evangelium, das Volk vor dem Niedergange hätte bewahren und auf eine höhere Stufe heben können, wurde mehr und mehr zum Verderben der Völker. Hatte sie durch den Mund des unfehlbaren Papstes den Anspruch erhoben und durchgesetzt, das Haupt der Welt, die Sonne der Erde zu sein, so mußte sie auch die Verantwortung tragen für den entsetzlichen Zerfall des geistlichen Lebens im ausgehenden Mittelalter. Die Männer, die Einsicht und Erkenntnis besaßen, haben mit zorniger Stimme die Kirche als die Schuldige angeklagt und als einzigen Weg aus dem Verderben heraus eine Reformation an Haupt und Gliedern gefordert. Der große Florentiner Dichter Dante hat das päpstliche Rom die große Hure der Offenbarung genannt, und sein erschütterndes Zeugnis wider die Kirche bereitete das Erwachen des Gewissens vor. Wer die kirchlichen und religiösen Zustände, wie sie überall, auch in unserm Lande, tatsächlich vorhanden waren, auch nur einigermaßen kennt, wird seinem Urteil recht geben.

Digitized by Google

I. Teil.

Die Ursachen der Reformation.

1. Kapitel.

Die kirchlichen und religiösen Zustände am Vorabend der Reformation.

Was dem vorurteilsfreien Beobachter an den kirchlichen Zuständen in der abendländischen Christenheit am Ausgange des Mittelalters vor allem auffällt, ist der finanzielle Druck des Kirchenregimentes, unter dem die Regierungen und die Untertanen seufzten. Die Religion war zum Geldgeschäft, zur Erwerbsquelle für träge genußsüchtige Menschen geworden, und in Rom, dem Mittelpunkte der Religion, spottete man darüber, daß „das Mährlein von Christo so viel eintrage". Es war eine gemeine Klage in allen Ländern, daß die Kirche gleich einem ungeheuren Schwamme alle Güter, Mittel und Schätze aufsauge und dadurch die soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Völker lähme. Während aber England und Frankreich sich einigermaßen wehrten und der päpstlichen Habsucht Schranken setzten, lieferten die gottergebenen papstgläubigen Deutschen und Schweizer bereitwilligst alles aus, was die unersättliche Kirche von ihnen verlangte. Auf jede mögliche Art und Weise wurde das Land gebrandschatzt. So hatte z. B. die Kurie, d. h. der päpstliche Hof, es verstanden, das Recht der Pfründenbesetzung in ihre Hand zu bringen, und die Gewählten mußten für jede Pfründe, je nach der Ertragsfähigkeit derselben, einen gewissen Betrag an den Papst oder den Bischof bezahlen. So kam es, daß mit den Pfarrstellen und Pfründen geradezu Handel getrieben wurde und

Abb. 2. Initiale aus der Froschauer Bibel 1531.

Digitized by Google

viele Geistliche sich verleiten ließen, entgegen dem göttlichen und menschlichen Recht, möglichst viele einträgliche Pfründen zu erwerben, welche sie dann unwissenden, um das Heil der Seelen sich wenig bekümmernden Kaplänen zur Verwaltung übergaben. Es kam vor, daß bei zwanzig Pfründen in einer Hand vereinigt waren. Selbst edle Männer, wie der Zürcher Magister Felix Hemmerli, haben dieser Versuchung nicht widerstehen können. Er war Probst am St. Ursusstift in Solothurn, Chorherr und Kantor in Zürich, und Chorherr in Zofingen. Noch weiter als „Pfründenjäger" hatte es der Berner Dekan Burkhard Stör gebracht, welcher päpstlicher Protonotar und Diakon, Nuntius in Oberdeutschland und der Schweiz, Dekan von Köniz, Prior von Münchenwyler und Peterlingen war. Trotzdem er aber das Einkommen so vieler Pfründen und Ämter zur Verfügung hatte, war er bei seinem Ende (1485) so sehr verschuldet, daß er noch im Tode mit dem Kirchenbann belegt und sein im Münster beigesetzter Leichnam wieder ausgegraben wurde, bis die Stadt die Gläubiger befriedigte. Natürlich die Ausgaben, welche der Luxus, die Kleiderpracht, die üppige Lebensweise und die Liebesverhältnisse der hohen geistlichen Herren erforderten, waren so groß, daß selbst die Einkünfte vieler Pfründen nicht ausreichten, sie zu decken. Nichtsdestoweniger lockte die Aussicht auf ein so herrliches Leben, auf Lust und Reichtum, immer mehr Kandidaten zum Dienst der Kirche herbei. In Konstanz, zu dessen Bistum die Ostschweiz gehörte, begehrten zu einer Zeit jährlich an die Zweihundert die Priesterweihe, und die Gebühren für diese Weihen waren dem Bischof zu willkommen, als daß er eine Sichtung zwischen Würdigen und Unwürdigen vorgenommen hätte. Einmal im Amte, haben sich die Geistlichen für diese und die anderen vielen Abgaben an Bischof und Papst reichlich schadlos gehalten. Denn die Kirche tat nichts umsonst. Für alle Amtshandlungen, Messen und Gebete mußte das arme Volk bezahlen, und doch hatte Jesus zu seinen Jüngern gesagt: „umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebet es auch". Es ist unglaublich, wie weit diese Geldmacherei getrieben wurde, wurden doch selbst die unehelichen Kinder der Priester mit einer Steuer belegt, die dem Bischof von Konstanz, wie Zwingli ihm nachgerechnet hat, jährlich 4000 Gulden einbrachte. Rechnen wir ferner hinzu, was die vielen Klöster und Stifte, mit denen unser Vaterland so überreich gesegnet war, dem Lande an Mannschaft, Arbeitskraft und Gut entzogen, so wird man den steigenden Groll und die von Jahr zu Jahr zunehmende sittliche Empörung bei allen edlen und gutgesinnten Eidgenossen begreifen. Einst, zur Zeit der Einführung des Christentums in der Schweiz, waren die Klöster die Mittelpunkte der Kultur und des religiösen Lebens, von denen Ströme des Segens nach allen Seiten, bis in die entlegensten Täler ausgegangen sind. Jetzt waren sie zum Unsegen und Fluch geworden, eine Last für das Land, nur bedacht, ihre Einkünfte zu mehren. Ja, es kam vor, daß Klöster in der Schweiz,

Digitized by Google

die doch vom Lande lebten, in einer an Landesverrat grenzenden Weise die Interessen der Landesfeinde heimlich unterstützten. So haben die Karthäuser Mönche von Thorberg bei Bern während des Burgunderkrieges in ihrer Kirche für den Sieg des Herzogs von Burgund gebetet! Die Zahl der Klöster war namentlich in den Kantonen sehr groß, die später die Reformation annahmen, während die Urkantone weniger unter dem Druck der Klöster zu leiden hatten. Bern hat ein Chronist der Reformationszeit „die gottseligste Herberge" aller Klöster und Stiftungen genannt. In dieser Stadt zählte man um die Jahrhundertwende nicht weniger als zwölf Klöster auf kaum mehr als 700 Häuser. Dazu kamen noch 32 Klöster auf dem Lande. Im Gebiet von Zürich zählte Heinrich Bullinger, Zwinglis Nachfolger, dessen zuverlässige Chronik eine wichtige

Abb. 3. Ablaßhandel. Holzschnitt von Hans Holbein.
In der Kirche das Wappen der Medici.

Urkunde der Reformationsgeschichte ist, 17 Klöster auf, welche durch die Reformation aufgehoben wurden. St. Gallen litt ebenfalls unter den schweren Steuern, welche das große Kloster seinen leibeigenen Untertanen auferlegte, um die großen Kosten der Herrschaft des Abtes zu decken. Noch schwerer aber empfand die freiheitlich gesinnte Bürgerschaft die Unterdrückung aller Freiheitsbestrebungen.

Haben wir bisher nur die ordentlichen und regelmäßigen finanziellen Schädigungen des Landes durch die Kirche namhaft gemacht, so kommt nun in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts noch eine immer häufiger werdende Brandschatzung des gläubigen Volkes hinzu, der Ablaß. Der Ablaß erscheint zwar als kirchliches Bußinstitut in der Kirchenlehre in einem besseren Lichte, indem die Sündenvergebung und Absolution nur unter der Bedingung ausgesprochen werden sollte, daß der Beichtende wirkliche Reue über seine Sünde erzeige. Allein so wie der Ablaß tatsächlich

Digitized by Google

verkündigt, angewendet und vom Volke aufgefaßt wurde, war er nichts anderes denn ein schamloses Geldgeschäft, berechnet auf den Aberglauben und die Blindheit eines Volkes, welches das Weh um seine Sünde und die Angst vor dem Gericht in seinem Gewissen empfand. Wer daran noch zweifelt, den muß, lange bevor Ablaßkrämer wie Samson und Tetzel diesem Treiben die Krone aufsetzen, die Häufigkeit des päpstlichen Ablasses und die unendlich große Summe von „Jahren Ablaß", die ein frommer Christ sich kaufen konnte, von der Nichtigkeit dieser vielgepriesenen kirchlichen Einrichtung überzeugen. Die Abläße waren ein Kunstgriff, mit dem der päpstlichen Kasse neue Mittel zugeführt werden sollten, sei es um die Kosten des päpstlichen Hofhaltes oder der Kriegszüge zu decken, sei es zum Bau der Peterskirche in Rom. In immer kürzeren Zwischenräumen folgten sich päpstliche Abläße, teils für die ganze Christenheit, teils für einzelne Länder und Gnadenorte. Auch die Regierungen, welche das wahre Wesen des Ablasses bald genug entdeckt hatten, kamen um solche Abläße ein. Ihr Ertrag fiel ihnen teilweise zu und wurde für den Bau von Kirchen oder auch zu weltlichen Zwecken verwendet. Es ist ganz vergnüglich zu lesen, wie die Ratsboten, die nach Rom reisten, um Abläße auszuwirken, instruiert wurden, dem Papst in Erinnerung zu bringen, daß „meine gnädigen Herren ihm als untertänige Söhne gehorsam seien und seinen Geboten folgen wollten". Wurden diese Abläße auch meistens bewilligt, so ist doch, wie der Berner Chronist Anshelm mit beißender Ironie berichtet, „der Mehrteil des Goldes" in Rom geblieben, und ein anderer Teil des klingenden Ertrages dieser Beutezüge floß in die Taschen von habgierigen Geistlichen. Trotzdem lohnte es sich für die Regierungen, Abläße ausschreiben zu lassen, sonst würden sie kaum mit solcher Strenge gegen jeden eingeschritten sein, der sich unterstand, die Heiligkeit des römischen Ablasses zu schmähen.

Die Geldgier der Kirche war nicht das einzige Symptom ihrer Entartung und Verweltlichung. Weit schlimmer und verderblicher noch war die mit dieser Habgier innerlich zusammenhängende Entsittlichung der Kirche und infolge davon der christlichen Völker. Nach göttlichem Gesetz rächen sich der Ungehorsam und der Unglaube gegen Gott durch die Zerrüttung der moralischen Grundlagen des Volkslebens. Je mehr die Religion zu etwas äußerlichem, zu Zeremonienwesen und frommen Übungen ohne Geist und Leben herabgedrückt wurde, desto mehr griff auch die sittliche Verwilderung um sich. Von oben herab, vom päpstlichen Hofe, wurde das üble Beispiel gegeben, und im heidnischen Rom war zur Zeit der Kaiser die sittliche Fäulnis nicht größer gewesen als am Papsthofe zur Zeit der Borgias. Man bekommt ungefähr einen Begriff von den Zuständen in Rom, am Sitz der Statthalter Christi, wenn man liest, daß die drei Päpste, die zur Zeit des Konstanzer Konzils (1414—1418) sich den päpstlichen Stuhl streitig machten, einander gegenseitig der ärgsten Verbrechen, wie

Digitized by Google

Hurerei, Mord, Blutschande usw. anklagten, und daß der eine von ihnen, Johann XXIII., durch Zeugen überwiesen wurde, nicht weniger als 300 Nonnen verführt zu haben. So ist es nicht verwunderlich, daß auch die höhere und niedere Geistlichkeit des Landes bis herab zu dem geistlichen Proletariat in den Klöstern mit wenigen rühmenswerten Ausnahmen durch unsittlichen Lebenswandel und Ausschweifungen allgemeinen Anstoß erregte. Das Zölibat, das Ehelosigkeitsgebot, erwies sich als ein Fluch für die Kirche, und nur die wenigsten Geistlichen konnten es halten. Man mußte noch froh sein, wenn Priester, wie der Vater des bereits erwähnten Heinrich Bullinger, Pfarrer Bullinger in Bremgarten, wenigstens die Form der Ehe innehielten. Wie oft mußten aber die weltlichen Behörden einschreiten und Priester, Äbte, Äbtissinnen und Chorherren absetzen, weil ihr Verhalten allzu anstößig war. Wie wenig man im allgemeinen der Geistlichkeit zutraute, beweist die Satzung, welche Bern bei der Errichtung des St. Vinzenzenchorherrenstiftes aufstellte, die Chorherren sollten „auch den Unsern ihr Wyb, Töchtern und fründ ungeschmächt lassen, und ob sie das nit täten, unsre Straf gewärten und nachkommen". In dieser Zeit und aus diesen Gründen ist der Name Pfaffe ein Schimpfwort geworden und geblieben, und man begreift die Volksdichter, die „mit Vorliebe den unsittlichen Mönch an den Prauger stellten", und den Künstler, der am Portal des Münsters von Bern unter den im ewigen Gericht Verworfenen auch einen Träger der dreifachen Krone in Stein gemeißelt hat.

Hand in Hand mit dieser sittlichen Entartung der Kirche ging die Zunahme des Aberglaubens und der Wundersucht, wozu wir auch die steigende Reliquien- und Heiligenverehrung zählen müssen. Der Hang zum Wunderbaren und Geheimnisvollen gehört zwar zum menschlichen Wesen. Aber die Kirche hat die ungesunde Wundersucht statt zu zügeln befördert und durch ihren sinnenfälligen Kultus gesteigert. In keiner Zeit war daher der Aberglaube so groß, die Wundersucht so allgemein, die Reliquienverehrung so massiv und der Heiligendienst so abgöttisch, wie in der vorreformatorischen Zeit. Ein Beispiel des krassesten Aberglaubens ist jener feierliche Kreuzgang im Land Uri 1521, bei welchem der von den St. Gallern geborgte Arm des heil. Mangus vorangetragen wurde, zur Bannung der schädlichen Engerlinge. In Bern waren diese Tiere schon früher vor das geistliche Gericht zitiert und durch die Diener der Kirche gebannt worden, wobei selbst der gelehrte Stadtschreiber Thüring Fridard mitwirkte. Der Eifer, neue Altäre zu errichten, bezeugt Bullinger, kostbare Reliquien der thebäischen Legionäre und anderer fürnehmer Heiligen zu erwerben, war allgemein. Der Ritter Hans von Toggenburg reiste nach Frankreich und gewann mit großer Mühe Reliquien des heil. Martin für Schwyz, deren Echtheit der Erzbischof von Tours bezeugte. Unglücklicher war Bern mit seinem Versuch, den Schädel der heiligen Anna,

Digitized by Google

deren Verehrung in jener Zeit in Schwung kam, in seinen Besitz zu bringen. Hinterdrein wurde nämlich bekannt, daß der Schädel, der mit allen kirchlichen Ehren feierlichst in die Stadt gebracht worden war, ein ganz gewöhnlicher, dem Beinhause des betreffenden Klosters entnommener Totenkopf war. Für den Spott brauchte die Stadt nicht zu sorgen. Dieser Vorfall vermochte jedoch keineswegs den Glauben an die Heilkraft der Reliquien noch das Verlangen nach einem möglichst großen Reliquienschatz für jede Kirche zu erschüttern. Was sich alles in einem solchen Reliquienschatz befand, zeigen die Aufzeichnungen des Kirchherrn Joh. Meier von Burgdorf, der im Jahre 1497 die Reliquien der Kirche von Burgdorf aufschrieb. Nämlich: Haare der heil. Mutter Gottes, Überbleibsel vom Grabe Jesu, ein Stein, mit dem Stephanus gesteinigt wurde, ein Stück der Rippe von Johannes dem Täufer, drei Windeln, in welche Maria das Jesuskind auf der Flucht nach Ägypten gewickelt hatte, nebst vielen anderen Reliquien von Heiligen, die alle alljährlich an den Märtyrertagen in feierlicher Prozession zur Schau getragen und von dem andächtig gläubigen Volke kniend verehrt wurden. Wallfahrten waren so häufig, daß man geradezu von Wallfahrtsepidemien reden kann, in denen die innere Unruhe und Verzweiflung des ausgehenden Mittelalters einen ergreifenden Ausdruck fanden. So waren im Jahre 1466 bei Anlaß des Festes der Engelweihe in Einsiedeln bei hunderttunddreißigtausend Menschen zusammengeströmt. Man begnügte sich auch nicht mehr mit den einheimischen berühmten Gnadenorten, sondern man reiste nach Rom, zum heiligen Grabe, oder zum heil. St. Jakob in Campostella in Spanien. Das Wallfahrtsfieber wirkte geradezu ansteckend. Die Pilgerscharen, die mit Fahnen und Kreuzen die Litanei singend durchs Land zogen, rissen andere mit, die vom Felde oder von der Werkstatt weg sich anschlossen und ihre Arbeit im Stiche ließen. Wo solches die Hauptsache in der Religion geworden war, da konnte von wissenschaftlichem Eifer, durch den sich im früheren Mittelalter die Geistlichkeit ausgezeichnet hatte, keine Rede mehr sein. So klagt Heinrich Bullinger in seiner Reformationsgeschichte: „da war bei der Priesterschaft fast wenig Studierens, wohl aber übten sie sich im Spielen, Prassen und allerlei Üppigkeit", und im Kloster St. Gallen ließ man die wertvolle Bibliothek in einem dunklen Gewölbe vermodern. Natürlich, wo Irrtum, Aberglaube und Genußsucht herrschen, da muß die Geistesbildung veröden. An dem prächtigen geschnitzten Chorgestühl im Berner Münster, welches noch vor der Reformation im Jahre 1523 entstand, findet sich auch die Statuette eines Chorherrn, der eifrig in einem aufgeschlagenen Buche liest. Sieht man aber näher zu, so entdeckt man, daß das angebliche Buch ein aufgeklappter Spielkasten ist, dessen Innenseiten die spitzen Felder des Triktrakspieles aufweisen. Das muß recht aus dem Leben gegriffen sein.

Alle diese verschiedenen Übelstände, Symptome einer unheilbaren Krank-

Digitized by Google

heit, traten vereinigt im Jetzerhandel in Bern zutage, der die unabweisbare Notwendigkeit einer Reformation enthüllte und in dieser Stadt das Schicksal der alten Kirche besiegelte. Im Jahre 1506 war im Dominikanerkloster von Bern ein Schneidergeselle aus Zurzach, Hans Jetzer, als Laienbruder aufgenommen worden, ein exzentrischer, krankhaft zu Schwärmerei und Visionen veranlagter Mensch. Bald nach seinem Eintritt ins Kloster hatte er, wie schon in seiner Heimat, Geistererscheinungen, und zwar ohne daß er solche einfach simuliert hätte. Man fand ihn oft in seiner Zelle, nach den überstandenen Ängstigungen in Schweiß gebadet, worauf er dann erzählte, was er gesehen und gehört habe. Die Mönche im Kloster hörten mit Andacht zu und rieten ihm, wie er sich bei weiteren Erscheinungen zu verhalten habe. Damit war er auf eine gefährliche Bahn geraten. Denn der eitle Mensch, der schon lange gern eine Rolle gespielt hätte, wurde durch die Aufmerksamkeit und Beachtung, die er fand, veranlaßt, nicht nur seine Offenbarungen und Visionen willkürlich auszuschmücken, sondern auch neue zu erfinden. Zum Krankhaften kamen nun Betrug und Schwindel hinzu. Es traf sich unglücklicherweise, daß der Dominikanerorden, der in einem theologischen Lehrstreite über die unbefleckte Empfängnis der Maria mehr und mehr den kürzeren zog und in seinem Ansehen beim Volke durch den Franziskaner- oder Minoritenorden verdrängt worden war, solche außerordentliche Dinge wie Erscheinungen wunderbarer Art wohl brauchen konnte, um sein verlorenes Prestige in Bern und auswärts wieder zu gewinnen. Das war der Grund, daß den Mönchen des Klosters, die, wie alle ihre Standesgenossen, im ärgsten Aberglauben befangen waren, die Erscheinungen, die Jetzer hatte, mehr als willkommen waren, zumal Jetzer das, was er über die theologische Streitfrage aufgeschnappt hatte, in seinen Offenbarungen geschickt verwertete und behauptete, die Geister, Maria und Barbara, und andere, hätten ihre tiefe Betrübnis darüber geäußert, daß die Franziskaner eine falsche Lehre über die heil. Jungfrau verbreiteten. Die Sache wurde immer großartiger. Nach einer Erscheinung der Maria, fand man im Chor einen geheimnisvollen Brief mit einem Siegel, auf welchem fünf Blutstropfen in Kreuzesgestalt waren. Bei einer anderen Erscheinung drückte Maria dem Jetzer auf die rechte Hand ein Mal auf, ähnlich wie auch der heil. Franziskus, der Stifter des rivalisierenden Ordens, die Wundmale Christi empfangen hatte. Diese Erscheinungen fanden alle in Jetzers Zelle statt. Die Väter des Klosters waren aber bei aller Freude immer noch etwas mißtrauisch und wendeten alle Vorsichtsmaßregeln an, um der Sache, falls sie Teufelspuk wäre, auf die Spur zu kommen. Durch ein Guckloch in der Wand konnte man aber in der Tat die Maria sehen, „in der Tracht einer ehrbaren Witwe", mit Mantel und Schleier, eine kleine Kerze in der Hand. Man unterschied auch deutlich ihre Stimme von derjenigen Jetzers, man hörte ihn vor Schmerz aufstöhnen, als sie ihm die Wundmale aufdrückte. So ver-

Digitized by Google

stummten schließlich die Zweifel und machten einer ungestümen und gewaltigen Freude Platz, daß das Kloster in Bern so wunderbarer Gnadenerweisungen gewürdigt worden sei. Als die Vorgänge im Kloster in der Stadt ruchbar wurden, erregten sie naturgemäß das größte Aufsehen. Alles strömte ins Kloster, um die Dinge selbst zu hören und zu sehen, die da geschahen: das Marienbild, das blutige Tränen geweint hatte, die Schuhe im verschlossenen Chor, die Jetzer abgefallen waren, als ihn Engel durch die Lüfte in die Marienkapelle getragen und auf den Altar niedergelegt hatten, die Siegel mit den Blutstropfen, die rot gewordene Hostie und die Kerze der Maria. Selbst die Schultheißen der Stadt mußten diese Zeugnisse in Augenschein nehmen. Mit Eifer betrieben die Mönche die Anerkennung der Wunder beim Papste in Rom. Allein das Größte sollte erst noch erfolgen. Am 12. September des Jahres 1507 in der Nacht, nachdem Jetzer den Brüdern zuvor gesagt hatte, Maria werde öffentlich erscheinen, erschien während des Gesanges zu Ehren der Maria oben auf dem Lettner eine weiße Frauengestalt mit wallendem Haar, eine Krone auf dem Haupte, einen fünfarmigen Leuchter in der Hand mit brennenden Kerzen. Sie segnete die unten in Andacht versunkene Schar und verschwand hierauf. Zwei Chorherren des Münsters, die herbeigerufen waren, vergossen Tränen der Rührung. Der Subprior des Klosters aber, Franz Ültschi, merkte sofort, daß die Maria niemand anderes als Jetzer war, der sich verkleidet hatte. Auch der Lesemeister hatte ihn entdeckt und entlarvt. Die Krone mit dem angehefteten Haar fand man später in seinem Gemach. Statt nun aber den Schuldigen für den frechen Betrug zu bestrafen und einzugestehen, daß sie getäuscht worden seien, suchten die Väter des Klosters die Sache zu vertuschen und möglichst bald die päpstliche Anerkennung zu erlangen. Allein die Sache wurde doch ruchbar, und am 1. Oktober 1507 eröffnete die Obrigkeit das Prozeßverfahren gegen das Kloster. Dem Hauptschuldigen Jetzer, dessen Schuld freilich erst in neuester Zeit durch Dr. Paulus und Prof. Dr. Steck festgestellt worden ist, gelang es durch freches und raffiniertes Leugnen, die Schuld von sich abzuwälzen und sich als den von den Vätern betrogenen unwissenden armen Laienbruder hinzustellen. Und doch hatte er selbst, zum Teil allein, zum Teil vielleicht mit Hilfe von Frauenzimmern, die Erscheinungen veranstaltet. Er konnte Frauenstimmen nachahmen und dazwischen mit seiner natürlichen Stimme reden, so daß man glauben konnte, es seien mehrere Personen in seiner Zelle. Die Väter verteidigten sich, allein es war alles gegen sie. Sie standen da als die Betrüger, die alles inszeniert hätten, um ihrer Lehre zum Durchbruch zu verhelfen, und die nun schuld waren, daß man überall mit der Kirche, dem Orden und nicht zuletzt mit der guten Stadt Bern, der man alles bieten dürfe, das Gespött habe. Obschon es nicht an Stimmen fehlte, die trotz des auf der Folter abgelegten Schuldbekenntnisses der Mönche, Jetzer als den Hauptschuldigen bezeichneten, wurden sie von

Digitized by Google

Abb. 4. Jetzerhandel in Bern: Degradation der Mönche. (Luzerner Schilling, fol. 319b. Hand A.) Aus Zemp, Bilderchroniken.

Digitized by Google

der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zum Tode verurteilt und am 31. Mai 1509 den Flammen übergeben. Jetzer entwich in Frauenkleidung aus dem Gefängnis, entkam nach Zurzach und starb nicht lange danach. War diese Hinrichtung auch ein ungerechtes Gericht, so fällt es doch der katholischen geistlichen Gerichtsbarkeit zur Last, und der Prozeß, der so viel Aberglauben, so viel Unglaubliches, Entsetzliches ans Tageslicht gefördert hat, erweckt noch heute bei allen, die sich mit diesen Vorgängen beschäftigen, die unerschütterliche Überzeugung, daß die Kirche reif war zum Untergang.

Und doch war das Schweizervolk ein frommes Volk! So groß auch die Verderbnis der Kirche war, so sehr sich der wüste finstere Aberglaube wie Mehltau auf die Religion legte und alles innere Leben zu ersticken drohte, so war es doch nicht ganz gelungen, das religiöse Empfinden des Volkes wie des einzelnen zu ertöten. Waren die Zugänge zu den lebendigen Quellen des Lebens auch durch künstliche kirchliche Schranken und Mauern versperrt, die Quellen selbst verschüttet, so hört doch, wer das Ohr auf die Erde legt, unter all dem Schutt des Irrtums und des Aberglaubens das leise Murmeln des immer noch fließenden Lebens. Das Schweizervolk war ein religiöses Volk, und selbst in seiner Ergebenheit gegen das Haupt der Christenheit, den römischen Papst, in seiner Devotion gegen die Kirche und ihre ach oft so unwürdigen Diener, ja man möchte sagen, selbst in der stumpfsinnigen bigotten Ausübung all der Zeremonien, barg sich noch ein Stück wahrer und echter Religion, ein Suchen des lebendigen Gottes, wenn auch auf verkehrten irrigen Pfaden. Daß ein gesunder Kern von wirklicher aufrichtiger Frömmigkeit im Volke vorhanden war, ist wohl mit ein Grund, daß eine religiöse Wiedergeburt möglich geworden ist. Und zwar finden wir diese Frömmigkeit nicht nur im Laienstand, sondern auch in der verderbten Kirche. Vergessen wir nicht, daß die allermeisten unserer Reformatoren aus der katholischen Geistlichkeit hervorgegangen sind, und solange als es möglich war, den Zusammenhang mit dieser Kirche festhalten wollten. Die Trennung von der Kirche und von ihrem Haupte war nicht ihr ursprüngliches Ziel. Sie hofften im Gegenteil, daß das, was noch an gutem Sauerteig in der Kirche vorhanden sei, durch das Evangelium neugestärkt und belebt, das Kranke und Sterbende werde überwinden können. Erst als sie erkannten, daß beides, Rom und das Evangelium, sich nicht verbinden lasse zu einem lebendigen Leibe, entschlossen sie sich, Rom fahren zu lassen, um nicht des Evangeliums verlustig zu werden.

Ein solcher Vertreter einer persönlich aufrichtigen, wenn auch durchaus katholischen Frömmigkeit war der Unterwaldener Einsiedler Niklaus von der Flue. Er war ein ungelehrter Bauer, Vater einer zahlreichen Familie, der in seinem fünfzigsten Lebensjahr, 1467, seine Angehörigen verließ, um in Basel in der mystischen Gemeinschaft der Gottesfreunde

Digitized by Google

Frieden für seine Seele zu finden. Schon lange lag ihm die Entartung der Kirche und die zunehmende sittliche Verwilderung des Volkes schwer auf dem Herzen, und ließ in ihm den Entschluß reifen, sich aus dieser gottlosen Welt zurückzuziehen in die Stille, um in der Gemeinschaft gleichgesinnter wahrer Christen Gott zu dienen. Ein Gesicht bewog ihn aber, auch auf diesen Verkehr zu verzichten und als Einsiedler, von der Welt ganz abgeschlossen, in mystischer Gemeinschaft mit Gott zu leben. So bezog er in der unwirtlichen Schlucht bei Ranft eine Klause, welche bald

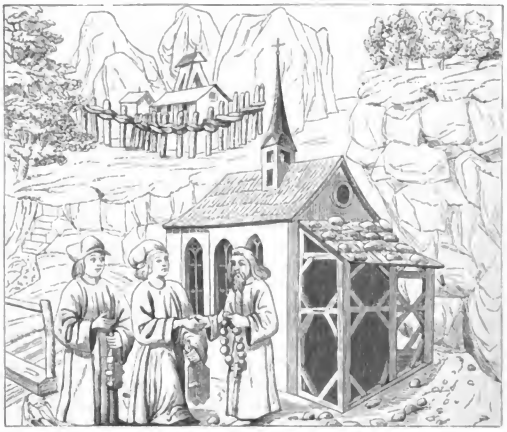


Abb. 5. Pfarrer Imgrund von Stans holt den Rat des Niklaus von der Flue für die Tagsatzung zu Stans. (Nach einer Zeichnung von Diebold Schillings Chronik.)

von Scharen von Wallfahrern aufgesucht wurde. Eine eigentliche reformatorische Wirksamkeit übte der fromme Einsiedelmann nicht aus. Dazu dürfte man die Welt nicht so fliehen. Aber er hat wenigstens seelsorgerlich auf seine Besucher eingewirkt, und durch das Vorbild seines heiligen und gottinnigen Lebens bei vielen das Verlangen und die Sehnsucht nach etwas Besserem und Höherem als Essen und Trinken geweckt. Den größten Dienst hat er unserem Lande geleistet durch seine Worte des Friedens und seine Ermahnungen zur Versöhnung, welche er durch den Pfarrer Imgrund von Stans an die streitenden Tagsatzungsabgeordneten richten ließ.

Digitized by Google

Eine solche Frömmigkeit, die sich um Gott wirklich bemühte, fand sich nicht nur bei einzelnen wenigen Einsiedlern, abseits von der Welt, sondern vielfach auch bei den Regierungen und beim gemeinen Mann im Volke. Wenn die Regierungen — wovon später die Rede sein soll — immer

Abb. 6. Erster Tag zu Stans (Dezember 1481). Luzerner Schilling fol. 124b. Aus Zemp, Bilderchroniken.

wieder mit Vorschlägen hervortraten, die Kirche zu bessern und der einreißenden Sittenverderbnis zu wehren, so geschah es um Gottes willen, um seinen Zorn abzuwenden. Vermögen wir auch von unserem protestantischen Standpunkte aus alle die Wallfahrten, Bittgänge und Kreuzgänge welche die Regierungen anordneten, um Gott gnädig zu stimmen, nicht

Digitized by Google

zu billigen, so wäre es doch ungerecht, die Gesinnung der Frömmigkeit, die ihnen zugrunde lag, zu verkennen und zu übersehen. Gewiß, es war keine reine evangelische Frömmigkeit, vielmehr ein seltsames Gemisch von religiöser Begeisterung, von rührender Andacht, von suchendem Glauben, aber auch von fanatischer Bigotterie und dickstem Aberglauben. Aber es gab ja kein anderes Mittel für die geängstigten Seelen des Druckes los zu werden, als der Ablaß der Kirche, keinen anderen Weg, um einen gnädigen Gott zu bekommen, als die Wege der Kirche, nämlich Wallfahrten, Bittgänge, Romfahrten, Heiligen- und Reliquienverehrung.

Es liegt darin ein innerer Drang, ein Geständnis tiefer Unbefriedigtheit. Die Verehrung neuer Heiliger kam auf, weil von ihnen die ersehnte Hilfe erwartet wurde, gerade wie man in Athen „dem unbekannten Gotte" einen Altar errichtet hatte. Natürlich waren die Vorstellungen über die Wirkung dieser religiösen Verrichtungen sehr massiver Art und dem Wesen Gottes wenig entsprechend. Man erhoffte von ihm, daß er alsbald diese Leistungen der Frömmigkeit mit allerhand Segnungen irdischer Art und Erweisungen der Hilfe vergelten und lohnen werde. Es spricht aber doch zugunsten dieser stets ergreifenden Frömmigkeit des Volkes, daß man nicht vergaß, Gott zu danken, wenn er das einfältige Bitten seiner Kinder erhört hatte!

Das 15. Jahrhundert war freilich eine Zeit, die das Sprichwort wahr machte: Not lehrt beten. Durch den ganzen Zeitraum hindurch widerhallte das Land von Krieg und Kriegsgeschrei, vom alten Zürichkrieg bis zu den Burgunderkriegen und dem Schwabenkrieg. Mehr als einmal war die Existenz unserer kleinen Bauernrepubliken und der freien städtischen Gemeinwesen in Frage gestellt. Dazu kamen im Gefolge der Kriege Krankheiten, Seuchen, Not und Elend mancherlei Art. Wer da nicht beten wollte! Zu Gott mußte man sich wenden, und ob es auch geschah mit dem Rosenkranz und durch Vermittlung der Heiligen, ob die Bitte auch verstärkt wurde durch Stiftungen und Vergabungen, es war doch eine Hinwendung zu Gott, eine Erhebung der Seele zum Höchsten, die in diesen oft so niedrigen Formen und abstoßenden Gebräuchen ihren ergreifenden Ausdruck fand.

Gerade die Zeiten der Kriegsnot und der Gefahr, in denen der Mensch sich gibt, wie er ist, machten es offenbar, daß trotz aller Verderbnis der Kirche ein Kern gesunder christlicher Frömmigkeit im Volke vorhanden war. In der Not riefen unsere Väter den Herrn an. Auf seine Hilfe vertrauten sie in der Stunde der Gefahr. In der gläubigen Anrufung Gottes auf dem Schlachtfeld, die dem übermächtigen Gegner als ein Geständnis der Schwäche erschien und seinen Spott hervorrief, lag die Stärke der Eidgenossen. Sie selbst haben es auch dankbar anerkannt, daß ihr Vertrauen auf Gott nicht zu schanden geworden ist, und daß sein starker Arm ihnen den Sieg verliehen hat. So beginnt das „Murtnerlied" mit den Strophen:

Digitized by Google

Got vater in der ewigkeit
Gelobeſt ſigiſt in der gotheit
der Wirden und der eren,
daß du uns gibeſt macht und kraft,
daß wir ſind worden ſigenhaft
an Burgund Karlus dem herren,
der durch die ganze Chriſtenheit
mit Kriegen und mit reiſen
wider all gotes Billigkeit
machte witwen und waiſen.

und ſchließt mit dem Ausdruck des Dankes:

Kein man lebt nit auf erden hie,
der ſolichs hat geſechen nie,
dri größer ſtrit in einem jar
mit gotes hilf ganz offenbar,
zu Granſon, Murten und Nanſe
des danken gote immer me.

2. Kapitel.

Reformbeſtrebungen vor der Reformation.

An Einſicht in alle dieſe Schäden der Kirche und der Geſellſchaft fehlte es in der Zeit vor der Reformation keineswegs, iſt doch vieles von dem, was im vorhergehenden Kapitel zuſammengeſtellt iſt, durch Zeugniſſe und Klagen gut kirchlicher Geſchichtsſchreiber belegt und erhärtet. Wer irgendwie Erkenntnis der Urſachen dieſer Zuſtände beſaß, Kirchenmänner wie Staatsmänner, Theologen und Laien, forderte mit Ungeſtüm die Reformation an Haupt und Gliedern. Nicht die in der Folge von der katholiſchen Kirche ſo arg geſchmähten Reformatoren haben den Ruf nach einer Reformation aufgebracht. Die Reformation war die einſtimmige Forderung des ausgehenden Mittelalters.

In der Kirche ſelbſt war das Verlangen nach einer Reformation allgemein. Im 15. Jahrhundert fanden mehrere ſogenannte Reformkonzilien ſtatt von denen zwei, von Konſtanz (1414—1418) und von Baſel (1431 bis 1448), auch unſere Geſchichte angehen. Allein die Schweiz konnte als ein kleiner Teil der großen deutſchen Nation auf dieſen glänzenden Kirchenverſammlungen nicht hervortreten. Zudem ſchloß die ganze Zuſammenſetzung der Konzilien ſchon von vornherein eine wirkliche durchgreifende Reformation an Haupt und Gliedern aus, ſo daß wir dieſe ſchließlich zu Komödien herabgeſunkenen kirchlichen Veranſtaltungen übergehen können. Denn auch die Beſten und Edelſten, die mit großen Hoffnungen an dieſen Kirchen-

Digitized by Google

versammlungen erschienen waren und vorher in Wort und Schrift eine Reform der Kirche gefordert hatten, wagten es nicht, wie die Vorläufer der Reformation, Wikliff und Huß, es getan hatten, die Axt an die Wurzel zu legen und die Losung auszugeben: „Los von Rom, hin zum Evangelium“. Sie wollten zwar eine Reformation, aber in katholischem Sinne, mit Beibehaltung aller Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche, vor allem des Zölibates, der Hierarchie, der Oberherrschaft des Papstes, der Sakramente usw. Es wäre auch eine Art Besserung der Kirche gewesen, wenn die argen Auswüchse der Geistlichkeit und der Ordensleute hätten beseitigt werden können. Aber wer weiß, wenn es diesen guten kirchlichen Reformfreunden gelungen wäre, die Kirche zu reinigen, ob es dann je noch zu einer wahren Reformation durch das Evangelium gekommen wäre? Es wäre besser geworden, aber nicht gut, eine Restauration, aber keine Reformation. Hundert Jahre später wurde, unter dem Eindruck der Kirchentrennung und der Verluste, welche die Papstkirche erlitten hatte, eine solche katholische Reformation, fälschlich Gegenreformation genannt, durchgeführt, zum großen Teil das Verdienst des Jesuitenordens. Aber im 15. Jahrhundert mußten nach dem Willen der Vorsehung alle noch so gut gemeinten Reformbestrebungen scheitern und die Menschen an der Kirche ganz verzweifeln, damit die Bahn für eine ganze Hilfe durch das Evangelium frei würde. Die Sünde mußte, nach einem Wort des Apostels Paulus, mächtig werden, damit die Gnade noch mächtiger werden konnte.

Abb. 7. Initiale aus der Froschauer Bibel 1531. Zwingliana 1900.

Ein solcher edler Vertreter der Geistlichkeit, der die Notwendigkeit einer Reform der Kirche einsah und durch die Versuche der Konzilien auch angetrieben wurde, im Sinne einer Reformation zu wirken, war der bereits genannte Züricher Chorherr Felix Hemmerli. Geboren 1389, besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt und die Universitäten Erfurt und Bologna, worauf er, obschon erst 23jährig, 1412 durch die Gunst seiner Verwandten die Würde eines Chorherrn am Großmünster seiner Vaterstadt erhielt. Diese Stelle, die er durch einen Vertreter besorgen lassen konnte, erlaubte ihm, seine Studien in Bologna fortzusetzen und die Würden eines Magisters und Doktors des kanonischen Rechtes zu erwerben. Überaus wertvoll war für ihn zwischen hinein die Teilnahme an dem Konzil von Konstanz, wo er einen tiefern Einblick in die Verderbnis

Digitized by Google

der Kirche gewann. Leider aber widerstand er, wie schon erwähnt, der Versuchung nicht, noch andere geistliche Pfründen anzunehmen, obschon er diesen Mißbrauch an anderen tadelte. Doch erfüllte er wenigstens in Zürich seine Pflichten als Chorherr und Kantor gewissenhaft. Nachdem er auch dem zweiten Reformkonzil in Basel beigewohnt, entschloß er sich, im Sinne der Reformfreunde gegen die verschiedenen Übelstände aufzutreten. Er tat es zunächst durch gelehrte Schriften. Bald sah er sich in seiner nächsten Umgebung, am Chorherrenstift, zum Einschreiten veranlaßt. Er verbot einem Kaplan, der wegen unzüchtigen Lebenswandels gebannt war, die Verrichtung kirchlicher Funktionen, bis er Buße getan habe. Das war der Anfang seiner reformatorischen Tätigkeit. Er hatte freilich wenig Erfolg. Der Probst des Stiftes, der selbst den Gottesdienst vernachlässigte und einen unzüchtigen Lebenswandel führte, nahm sich des Kaplans an, und auch die übrigen Chorherren waren gegen Hemmerli. Ja, es wurde sogar ein Mordanschlag auf ihn gemacht, ohne daß die Verbrecher nach Gebühr bestraft worden wären. Auch der Nachfolger dieses Probstes war ihm feind. Aber diesmal schützte ihn der Rat der Stadt, während der Bischof von Konstanz ihm feindlich gesinnt war. Die Kirche wollte sich eben nicht reformieren lassen! Allerdings muß man zugeben, daß Hemmerli nicht der geeignete Mann war, um als Reformator aufzutreten. Er besaß zu wenig religiöse Eigenwärme, zu wenig Erkenntnis des Evangeliums, um ein Neues zu wirken; auch hat er durch seine Parteinahme für Österreich und gegen die Eidgenossen im alten Zürichkrieg, sowie durch die leidenschaftliche Bekämpfung seiner persönlichen und politischen Gegner seine Stellung sehr schwierig gemacht. Er war als Charakter nicht groß, und seine unbestrittene Gelehrsamkeit konnte diesen Mangel nicht ersetzen. So durften es seine Feinde wagen, ihn an der Fastnacht 1454 zu überfallen und gefesselt nach Schloß Gottlieben bei Konstanz zu bringen. Nach viermonatiger Haft in einer engen Zelle, die er mit einem räudigen Mörder teilen mußte, wurde er vor den bischöflichen Vikar geführt und wegen Angriffen auf den Bischof von Konstanz, den Papst, die Mönche, den Probst und die Eidgenossen verhört. Nach weiteren drei Monaten Kerkerhaft wurde er abgeurteilt. Das Urteil lautete auf Entsetzung von allen Ämtern und Pfründen und lebenslängliche Buße in einem Kloster. Die Ausführung dieses Urteils wurde den von Hemmerli schwer angegriffenen und beleidigten Franziskanern übertragen, und zwar dem Kloster von Luzern, dem er 1455 gebunden wie ein Verbrecher ausgeliefert wurde. Zunächst kam er in das Turmgefängnis, später, mit Rücksicht auf sein hohes Alter und seine gesellschaftliche Stellung, in milde Haft im Kloster selbst, wo er wieder lesen und schreiben durfte. Um das Jahr 1460 erlöste ihn der Tod aus einer Welt voll Streit und Unfrieden. So wenig ihm reformatorische Kraft gegeben war, so werden wir des Magisters Felix Hemmerli doch stets anerkennend gedenken als eines der ersten

Digitized by Google

katholischen Zeugen für die Notwendigkeit einer kirchlichen Reform in unserem Vaterlande.

Zu den späteren katholischen Befürwortern einer Reform der Kirche zum Ausgang des Mittelalters gehören die beiden schweizerischen Bischöfe Christoph von Utenheim von Basel und Hugo von Hohenlandenberg von Konstanz, beides Männer, die schon durch ihre humanistische Bildung und ihre Ehrenhaftigkeit weit über das Durchschnittsniveau der katholischen Geistlichen hervorragten. Allein sie waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen und zu schwach, um mit Ernst und Strenge gegen die entartete Geistlichkeit aufzutreten. Auch mochte es für eine Reformation durch die Kirche selbst zu spät sein. So zeugen denn der Reformversuch des Bischofs Christoph im Jahre 1503, die an der Bezirkssynode gehaltene Eröffnungsrede und die der Synode vorgelegten Statuten wohl für den guten Willen, die Übelstände abzustellen, aber mehr erreichte er nicht.

Eine ganz anders geartete Persönlichkeit war der aus seinem Streite mit Luther bekannte Franziskanermönch Thomas Murner in Luzern, welcher an beißender Satire und schonungsloser Kritik der Sünden des Klerus seine reformatorischen Gegner noch weit übertraf, aber für die Notwendigkeit einer Wiedergeburt der Kirche durch das Evangelium kein Verständnis besaß. Murner, ein geborener Elsässer, war ein außerordentlich begabter Mönch, Magister der freien Künste und Doktor beider Rechte, und von Kaiser Maximilian mit dem Dichterlorbeer geschmückt. Bei Anlaß des Ketzerhandels sandten ihn seine Oberen nach Bern. Nach dem Bauernkrieg 1525, nachdem in Straßburg die Reformation gesiegt hatte, ließ er sich dauernd in Luzern nieder, wo er bis 1529 eines der Häupter der katholischen Partei war. Beeinflußt von den populären Dichtungen von Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg, geißelte Murner in seinen Schriften die Gebrechen aller Stände, ganz besonders aber die Unwissenheit, Unzucht, Völlerei, Habgier und Gewissenlosigkeit der Priester und Mönche, denen er ein ganzes Sündenregister vorhält. So erdrückend nun auch das Belastungsmaterial war, welches Murner gegen die Geistlichkeit seiner Kirche vorbrachte, so unfruchtbar war doch seine Kritik trotzdem für eine Reformation. „Seine zersetzende und schonungslose pfäffische Selbstkritik", sagt ein Forscher über ihn, „ist ohne jedes positive Ideal", „sein Wesen zu unstet und sprunghaft." Um eine Reformation war es ihm nicht zu tun, sonst wäre er kaum so verbissen und giftig gegen Luther und Zwingli aufgetreten. Er bestritt auch jedem einzelnen das Recht, Mißbräuche abzustellen, da das nur durch den Papst, den Kaiser oder ein Konzil geschehen dürfe.

So sehen wir denn die Vertreter der Kirche, soweit sie ihre Schäden erkannten und um ihre traurige Lage wußten, unfähig zu irgend einer einzigen reformatorischen Tat. Sie waren teils zu ohnmächtig und schwach, teils zu furchtsam, um das Übel an der Wurzel anzufassen; teils wollten sie

Digitized by Google

Abb. 8. Madonna des Bürgermeisters Meyer von Basel von Hans Holbein d. J. Darmstadt.

Digitized by Google

auf den reichen Ertrag der Mißwirtschaft nicht verzichten, teils entsprang ihre Kritik nicht dem Glauben an das Evangelium, sondern der Lust am Spotten.

Da die Kirche ohnmächtig war, so mußte der Laienstand, insonderheit die Regierungen, eingreifen und versuchen, die Übelstände von sich aus abzustellen. Wertvoller und wirksamer waren denn auch in diesem vorreformatorischen Jahrhundert die zahlreichen staatlichen Reformbestrebungen in allen Ländern. In der Schweiz kann man solche Reformversuche über die Kirche hinweg und gegen die Kirche bis in die ersten Zeiten der Eidgenossenschaft zurück verfolgen. Es sei nur an den „Pfaffenbrief" von 1370 erinnert. Der Staat versuchte, was die Kirche hätte tun sollen. Ohne rechtlichen Grund, denn nach dem geltenden kanonischen Recht war das Gericht über die Kirche und ihre Diener der Kirche selbst reserviert. Aber aus der Notlage heraus riß der Staat bei aller Ergebenheit gegen die Kirche und die Religion das Recht an sich, in kirchlichen Dingen Ordnung zu schaffen und seine Souveränität zu wahren. Damit war im fünfzehnten Jahrhundert die Rechtsgrundlage geschaffen, auf welcher der Staat zu Anfang des sechszehnten die Reformation durchführte und an die Stelle der römischen Kirchen staatliche Landeskirchen setzte. Natürlich hat neben dem Zwang der Notlage auch das durch die demokratisch-republikanische Regierungsform gestärkte Freiheitsbewußtsein mitgewirkt, daß der Staat den Übergriffen der Kirche entgegentrat. Andererseits nötigte die Wahrung der materiellen Interessen und der politische Verkehr mit dem Papste die Regierungen, die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen. Damit drängte sich aber gerade den leitenden Staatsmännern der Eidgenossenschaft die Erkenntnis auf, wie reformbedürftig die Kirche und wie gerade an ihrem Mittelpunkt, am päpstlichen Hofe, das Übel am größten sei. So konnte sich die Tagsatzung bei aller Verehrung für das sichtbare Haupt der Kirche nicht enthalten, gelegentlich ein recht scharfes Urteil abzugeben und den maßlosen Ansprüchen des Papstes entschieden entgegen zu treten. Als im Jahre 1518 der Papst 12000 Mann Truppen verlangte, angeblich für den Türkenkrieg, erklärte die Tagsatzung, sie sei bereit, wenn die in erster Linie dazu verpflichteten Fürsten und Stände eben so viel Truppen aufbringen würden, und fügte bei, man könne, um die Zahl voll zu machen, noch 2000 Pfaffen aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft nachsenden.

Im Innern sahen sich die Räte oft gezwungen, die Kirchenzucht in die Hand zu nehmen und durch Sittenmandate die öffentliche Sittlichkeit zu heben. Der Ton, in welchem diese Mandate durchgängig abgefaßt sind, sowie die Motivierung des staatlichen Eingreifens durch die moralische Verpflichtung der Obrigkeit Gott gegenüber, zeigen uns, daß die Räte sich ihrer Verantwortung voll und ganz bewußt waren. Immer wieder wurde dem Volk vorgehalten, daß die im Schwange gehenden und durch Krieg und Reislaufen geförderten Volkssünden, wie Spielen, Schwören, Fluchen,

Digitized by Google

Sonntagsentheiligung, Auflauf, Blutvergießen, üppige Kleider und modische Schuhe „nur zu großem Gottszorn dient“. Es blieb aber nicht bei Worten und Ermahnungen, sondern, soweit es möglich war, versuchten die Räte, die Ausführung ihrer Mandate durchzusetzen. Amtleute, die darin lässig waren, wurden bestraft und abgesetzt. Freilich, das Übel konnte durch bloße Mandate nicht ausgerottet werden, solange einzelne Ratsherren und einflußreiche Geistliche Pensionen nahmen und im Sold der fremden Mächte standen. Aber die Mandate beweisen doch immerhin, daß das öffentliche Gewissen gegen diese Mächte des Verderbens erwacht war.

Die Bestrebungen zur Hebung der öffentlichen Sicherheit durften vor den Pforten der Klöster und der Kirchen nicht Halt machen, hinter denen eingestandenermaßen gerade die größte und vielfach noch unnatürlichste Unsittlichkeit im Schwange ging. Wollte der Staat Ernst machen mit seinen Bestrebungen, so mußte er tun, was die Kirche hätte vor allem tun sollen, er mußte die sittliche Reform der Geistlichkeit in die Hand nehmen. Priester und Äbte, die sich vergangen hatten, wurden abgesetzt und, wenn es Fremde waren, verbannt. Einzelne Klöster, deren Insassen einer hoffnungslosen Unsittlichkeit und Völlerei verfallen waren, wurden bevogtet oder aufgehoben, andere mit einem Stift vereinigt, damit eine gemeinsame geordnete Verwaltung der heillosen Güterverschlenderung ein Ziel setze. In den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts wurden eine Reihe von kleineren Klöstern und Gotteshäusern im Staate Bern mit dem St. Vinzenzenstift in Bern vereinigt, nachdem das Stift der Verwaltung des deutschen Ordens entzogen und 24 vom Rate eingesetzten Chorherren übertragen worden war. Natürlich spielten auch hier politische und private Interessen mit — man wollte Mitgliedern der regierenden Familien eine standesgemäße Versorgung verschaffen —, aber eine Reform bedeutete dieser Beschluß doch. Die deutschen Ritter wehrten sich gegen ihre Vertreibung und mußten mit Gewalt aus dem Münster hinausgedrängt werden. „Wohluf in alle Tüfels Namen!“ mit diesen Worten zogen die geistlichen Herren ab, um neuen Herren Platz zu machen. Eine alte Witwe meinte damals, die in der Abenddämmerung und bei einer Sonnenfinsternis eingezogenen neuen Herren würden in derselben Weise wieder abziehen müssen, eine Prophezeiung, die nach einem Menschenalter in Erfüllung ging. Es war in der Tat Abenddämmerung geworden für die alte Christenheit, und diese kleinen, halben Reformen konnten es nicht hindern, daß es noch ganz Nacht wurde. Als aber die Sonne des Evangeliums aufging und Zwingli dasselbe im Münster verkündigte, da zogen die Chorherren ihr geistlich Gewand aus, und die Herrlichkeit der alten Kirche verblaßte vor dem Glanz des Evangeliums.

So gut gemeint alle die Maßregeln des Staates, die Sittenmandate, die Visitationen der Klöster, die Amtseinstellung von Priestern und Äbten,

Digitized by Google

die Anordnung von Bittgängen und Bußtagen auch waren, es waren doch nur halbe Maßregeln, und der einzige wesentliche Fortschritt bestand darin, daß der Staat der Kirche gegenüber allmählich in die Stellung einer souveränen Oberbehörde einrückte und so später die notwendig gewordene Reformation durchführen konnte. Auf einem Gebiete namentlich war diese Stärkung des Staatsgedankens und der staatlichen Macht von großer Bedeutung, indem der Staat die Erziehung der Jugend durch die Gründung von Schulen selbständig in die Hand nahm. Für die Volksbildung hatte die Kirche fast nichts getan. Nun fing der Staat an, vorläufig in den Städten Schulen zu gründen und Schulordnungen aufzustellen. In Bern gab die Wirksamkeit des vom Rate zur sittlich-religiösen Hebung des Volkes berufenen Fastenpredigers Johann Heynlin von Stein (de Lapide) 1480 den Anstoß zum Bau eines Schulhauses und zur Errichtung einer höheren Lehranstalt. Der erste Schulmeister dieser Schule, die später unter dem Humanisten Heinrich Wölflin so berühmt werden sollte, war der ebenfalls humanistisch gebildete Doktor Niklaus Widenbosch.

Damit haben wir einen dritten Faktor genannt, der für die Vorbereitung der Reformation in Betracht kommt, den Humanismus, jene gewaltige Geistesbewegung in der zweiten Hälfte des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, welche ihre Entstehung der Wiederentdeckung der alten klassischen Kultur, der Wiedergeburt (daher der Name Renaissance) der antiken Welt verdankt. Von Italien her vollzog sich nach und nach unter diesen neuen Einflüssen eine Umgestaltung des ganzen Geisteslebens, und an die Stelle der alten scholastisch-kirchlichen Denkweise trat eine Weltanschauung, welche, ohne direkt antireligiös zu sein, doch ganz andere Ideale hatte. Dem Übernatürlichen gegenüber betonte sie im Anschluß an die antiken hellenischen Ideale das Natürliche, dem Übermenschlichen gegenüber das Menschliche, das Humane. Die humanistische Bildung führte zunächst durch die Beschäftigung mit den antiken Klassikern zu einer intensiven Befruchtung des Schulwesens, namentlich der höheren Schulen, infolge deren die alten bestehenden Hochschulen umgestaltet und neue im Sinne des Humanismus gegründet wurden. Zu diesen letzteren gehörte die Universität Basel, deren Gründung im Jahre 1460 zu einem Kulturfaktor ersten Ranges für die Eidgenossenschaft geworden ist. Der Humanismus und die religiöse Bewegung sind ganz verschiedenartige Bewegungen mit verschiedenartigen Ausgangspunkten gewesen, aber sie haben gegenseitig aufeinander eingewirkt. Der Humanismus war auch, trotzdem er seine Ideale in der alten heidnischen Welt suchte, keineswegs immer kirchenfeindlich und antireligiös. Gerade dem älteren deutschen Humanismus kam der zum innersten Wesen des Humanismus gehörende Gegensatz gegen die Kirche selten zum Bewußtsein. Wie die neugegründeten Hochschulen den kirchlichen Charakter dieser Anstalten ent-

Digitized by Google

ſchieden beibehielten, ſo erſtrebten viele edle Humaniſten durch das Mittel der humaniſtiſchen Aufklärung nichts Geringeres als eine Wiedergeburt des Chriſtentums, deſſen Ideale, wie die neu entdeckten Quellen der heil. Schrift bewieſen, ebenfalls im Altertum, in der erſten Zeit des chriſtlichen Glaubens und der Liebe zu finden waren. Damit begann der Humanismus eine gewiſſe reformatoriſche Wirkſamkeit auszuüben, die aber, wie das Beiſpiel vieler deutſcher und ſchweizeriſcher Humaniſten, ſo des Glarean und des Erasmus in Baſel, beweiſt, doch nicht imſtande war, eine Reformation wirklich durchzuführen. Dennoch kann man die Bedeutung der humaniſtiſchen Aufklärung in Deutſchland und ihrer Vertreter nicht groß

Abb. 9. Erasmus von Rotterdam nach dem Gemälde von Hans Holbein d. J.

genug anſchlagen. Wer irgendwie in jener Zeit um eine Beſſerung in Kirche und Schule ſich bemühte, hatte aus dieſen Kreiſen Anſtoß und Anregungen empfangen. Des Erasmus Gelehrſamkeit war ſo umfaſſend, ſeine Produktionskraft ſo unerſchöpflich, daß er, einem immer fließenden Quell gleich, das geiſtesbefruchtende Naß ſpendete für alle ſeine Zeitgenoſſen. Erasmus von Rotterdam, wie er gewöhnlich genannt wird, wurde geboren zwiſchen 1464 und 69, von unehelicher Abkunft, und erzogen in einem Kloſter. Er ſtudierte nach Empfang der Prieſterweihe Theologie in Paris und vervollſtändigte ſeine Bildung durch Reiſen nach England, Frankreich und den Niederlanden. In England entſtand 1511 ſeine, die Mißſtände unter der Geiſtlichkeit ſcharf geißelnde Schrift „Lob der Narrheit“.

Digitized by Google

In der Folgezeit erschienen noch zahlreiche weitere Schriften, welche teils durch ihre Kritik der Kirche, teils durch ihre Bibelerklärung die reformatorischen Ideen mächtig förderten. Konnte er doch mit einem gewissen Recht ausrufen: „O du guter Zwingli, was sagst du denn, was ich nicht alles auch schon gesagt hätte.“ Nachdem er einige Zeit im Dienste Kaiser Karls V. gestanden, ließ er sich im Jahre 1521 für dauernd in Basel nieder, wo die meisten seiner Schriften bei dem Buchdrucker Froben erschienen sind. Nach der siegreichen Durchführung der Reformation in Basel verließ er aber 1529 diese Stadt und zog sich nach Freiburg im Breisgau zurück. Er starb 1536 auf einer Reise zu seinem Verleger in Basel. Man hätte anfänglich von Erasmus erwarten dürfen, daß er, der mit so furchtlosen Worten die Schäden der Kirche bloßgelegt und auch deutlicher als viele Humanisten vor ihm die Quelle der Hilfe erkannt hatte, mit Freuden die Reformatoren unterstützen würde. Statt dessen sehen wir ihn, der zuerst in der Tat einer Reformation gewogen war, von Jahr zu Jahr feindlicher werden, bis er ein erklärter Feind der Reformation wurde, der über den Tod eines Oekolampad jubeln konnte. Woher das? Die Gründe waren zunächst persönlicher Art. Erasmus war eine aristokratisch-einsame Persönlichkeit, welcher das Zusammengehen mit den Massen, das Demokratische in der Reformation, zuwider war. Von Natur furchtsam und zaghaft, dem Streiten abgeneigt, die Möglichkeit einer Trennung von der Kirche weit von sich weisend, vor persönlichen Opfern zurückbebend, war er nicht zum Reformator bestimmt. Seine Schriften schrieb er für die gelehrte Welt, an deren Ruhm ihm mehr lag als an dem, was dem Volke frommt. Der Gegensatz zwischen Erasmus und den Reformatoren wurzelte aber in letzter Linie in der verschiedenen Auffassung des Evangeliums. Dem gelehrten Aufklärer war Christus das Vorbild der wahren Tugend, der Gott wohlgefälligen Gesinnung, den Reformatoren der Versöhner. Diese hatten die Sünde in ihrer Tiefe erfaßt und um des Heils der Seelen willen den Heiland ergriffen, jener, Erasmus, empfand mehr nur ästhetisches Mißfallen als Schmerz und Zorn über das Böse. Erasmus erstrebte, treu dem Humanismus, die Rückkehr zum Christentum der ersten Zeit, und durch seine Textausgabe des Neuen Testamentes vom Jahre 1516 hatte er die Möglichkeit geschaffen, daß es die Kirche wieder kennen lernen konnte. Das war die beste Frucht am Baum des Humanismus. Aber reformatorische Kraft hatte diese Bewegung nicht, denn ihr fehlte das, was Paulus Glauben nennt und Luther erfahren hat. Die Hoffnung, daß die Gelehrten durch eine friedliche Aufklärung die Kirche umwandeln könnten, ist zu schanden geworden. Die Kirche wollte es nicht, und die Gelehrsamkeit konnte es nicht. Aber was dieser Humanismus vorbereitend für die Reformation geleistet hat, das soll ihm nicht geschmälert werden. Daß es gerade Basel war, welches dem Humanismus eine Heimstätte bot, an der neben Vertretern der älteren

Digitized by Google

Abb. 10. Tod und Papst. Aus der Holzschnittfolge „Basler Totentanz".

scholastischen Richtungen auch Männer wie Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg, Johannes Räuchlin, Glarean (Heinrich Loriti von Glarus) wirken konnten, das soll im Schweizerland der Grenzstadt am Rheine unvergessen bleiben. Diese hohe Schule war der geistige Mittel-

Digitized by Google

punkt unseres Landes, wo strebsame Jünglinge aus allen Gegenden der Schweiz und des Auslandes ihre Bildung holten, wo manche unserer reformatorischen Führer, wie Zwingli und Thomas Wyttenbach, ihre Ausrüstung zum Geisteskampf empfangen haben. Hier finden wir auch die ersten Buchdruckereien der Schweiz, denen sich weitere später in Genf und Zürich anreihten, vorübergehend auch in einigen anderen Schweizerstädten. In Basel haben sich die Buchdrucker Amerbach und Froben um die Wissenschaft bleibende Verdienste erworben. Hier hat endlich der Freund des Erasmus, der jüngere Holbein, ein echter Künstler des Humanismus, gemalt. Seine köstlichen Illustrationen zu des Erasmus „Lob der Narrheit", sein Bild des großen Gelehrten, voll Ruhe und verhaltener Kraft, wie das Bild der Himmelskönigin Maria, umgeben von der Familie des Bürgermeisters Meyer (Abb. 8), eines treuen Anhängers des alten Glaubens, muten uns an wie das letzte große Aufleuchten einer untergehenden Zeit, zu welcher Holbeins Pinsel selbst im „Totentanz" das ergreifende Schlußbild gemalt hat. Jawohl, es war trotz alles Humanismus, trotz aller Kunst, trotz aller Blüte der Wissenschaft und trotz aller politischen Macht eine sterbende Zeit, die mit schmerzlichem Humor und lachendem Weinen zusah, wie der Tod alle zum Tanze zwang, Kaiser und König, Papst und Bischof, Künstler und Gelehrte, Handwerker und Bauern, Bettler und Narren. So hat auch Holbeins Zeitgenosse, Niklaus Manuel, nach dem Vorbild der Basler Totentänze diese Predigt der Vergänglichkeit an die Mauern des Dominikanerklosters in Bern gemalt, in welchem ein Jetzer die Kirche des Mittelalters zum Narren gehalten hat. Aber aus dem großen Sterben brach das Leben hervor.

Abb. 11. Tod und Bauer. Aus der Holzschnittfolge „der Totentanz" von Hans Holbein d. J.

Digitized by Google

II. Teil.

Die Reformation in der deutschen Schweiz.

3. Kapitel.

Der Reformator Zürichs, Ulrich Zwingli, seine Jugend und sein Werdegang.

Wenn man, wie es im Vorhergehenden in aller Kürze versucht worden ist, die mannigfaltigen Erscheinungen der Verderbnis der Kirche und die verschiedenen Bestrebungen der Räte und einsichtiger Freunde der Kirche, diesem Verderben zu steuern, zusammenstellt, dann steht man wohl unter dem mächtigen Eindruck der unbedingten geschichtlichen Notwendigkeit der Reformation, den auch alle die hämischen Aussetzungen einer übelwollenden Kritik der führenden Persönlichkeiten nicht abschwächen können. Die religiöse Spannung und Erregung hatte den höchsten Grad erreicht, nicht etwa nur bei den Denkenden und Gebildeten, sondern in den breitesten Schichten der Bevölkerung, im Bürgertum und bei den Bauern, bei den kleinen und armen Leuten. Was eigentlich geschehen müsse, war den wenigsten klar, aber daß etwas geschehen müsse, fühlten sie alle. Die Bedingungen waren erfüllt, es fehlte nur noch der Mann, der das lösende Wort sprach, der Befreier, der mit mutiger Tat das Joch zerbrach, welches Rom auf den Nacken der Völker gelegt, der Führer, der sich an die Spitze des Volkes stellte.

Abb. 12. Initiale aus der Froschauer Bibel 1531. Zwingliana 1900.

Es waren schon vor Luther und Zwingli reformatorische Männer aufgetreten, welche mit klarem Blick erkannten, wo die Ursache des inneren

Digitized by Google

Niederganges des geiſtigen und religiöſen Lebens zu ſuchen ſei, die auch ahnten, welches der Weg zur Rettung ſei, Wikliff in England und

Abb. 13. Ulrich Zwingli. (Altes Zwinglibild nach einem Holzſchnitt aus einer Schrift Zwinglis von 1539.)

Digitized by Google

Huß in Böhmen. Allein zu ihrer Zeit waren die Umstände und Verhältnisse zu einer allgemeinen, aus der Tiefe der Volksseele hervorbrechenden Bewegung noch nicht reif. Die sittliche Verderbnis der Kirche mußte erst ganz in Fäulnis übergehen, der leise Zweifel des gemeinen Mannes sich erst noch steigern zu heißer Seelenangst, der Unwille über das Treiben der Geistlichkeit empor lodern in Flammen des Hasses und der Erbitterung. Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott den Mann, der dem Papst an seine Krone griff, nicht im Namen des Unglaubens und der Zerstörung, sondern in der Kraft des unzerstörbaren Lebens. Dieser Mann war auch für unser schweizerisches Vaterland Dr. Martin Luther. War sein Einfluß auf die schweizerische Reformation auch nur indirekt, und gingen vollends später die Wege Luthers und Zwinglis auseinander zu bitterem

Abb. 14. Zwinglis Geburtshaus in Wildhaus. (Aus Schuler, Zwingli.

Zwist und leidvollem Streit, so kann doch darüber heutzutage kein Zweifel mehr herrschen, daß Luthers Auftreten in Deutschland und seine Thesen auch für die Schweiz den entscheidenden Anstoß gegeben haben. Die ganze antirömische Bewegung in der deutschen Schweiz, war, bevor sie zwinglisch wurde, „lutherisch", nicht nur im Munde ihrer Gegner, sondern auch ihrer Anhänger. Aber ebenso sicher ist, daß Luthers Einfluß allein auf die Dauer nicht ausgereicht hätte, wenn uns nicht in Zwingli der Mann geschenkt worden wäre, welcher nun der Bewegung den Stempel seiner geistesmächtigen Persönlichkeit und seiner echt schweizerisch volkstümlichen Eigenart aufdrückte. Nirgends so deutlich wie in dieser Reformationsepoche lernen wir überhaupt die Bedeutung der Persönlichkeit verstehen. Darin liegt so recht der Unterschied zwischen der Reformation und dem Humanismus. Soviel edle Männer, feine Denker, geniale Künstler und tiefe Gelehrte auch

Digitized by Google

die Aufklärung des Humanismus hervorgebracht hat, die großzügigen ganzen Persönlichkeiten, die Menschen mit eisernem Willen und Granit im Blut, sie hat uns erst die Reformation beschert.

Ulrich Zwingli, oder Huldreich, wie sein Vorname eigentlich lautet, erblickte am 1. Januar 1484 das Licht der Welt, in Wildhaus zuoberst im Toggenburg, wo noch heute sein Geburtshaus steht. Er war der Sohn einer einfachen, aber angesehenen Familie, in welcher altväterische Zucht und Frömmigkeit noch in Ehren gehalten wurden. Wenn wir auch nicht imstande sind, das Geheimnis einer Persönlichkeit, die bei jedem Menschen uns wie eine völlig neue Schöpfung entgegentritt, je ganz zu enthüllen, so sehen wir doch, wie gewaltig die Einflüsse der Abstammung, der Umgebung, der sozialen und geistigen Verhältnisse sind, unter denen ein Menschenkind aufwächst. So bei Zwingli. Er war ein Bauernsohn, aufgewachsen auf eigenem freien Erdreich. Seiner markigen und monumentalen Sprache, seinem freien, offenen und geraden Wesen spürt man den mächtigen Einfluß der ihn umgebenden Alpenwelt an. Im Gegensatz zu dem unter städtisch-bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsenen Luther ist in Zwinglis Wesen der demokratische Zug des Republikaners, der selbstherrliche, von aller Unterwürfigkeit freie, an das Herrschen gewöhnte Trotz des Bauern scharf ausgeprägt, wenn auch gemildert durch die feine humanistische Bildung. Auch das wurde für sein späteres Leben bedeutsam, daß er das Joch in der Jugend tragen lernte und in dürftigen Verhältnissen aufwuchs. Er erzählt selbst, wie er daheim „von seinen Eltern gelehrt worden sei, seine Armut und Übel fröhlich zu tragen, wie Christus mit seiner reinen Mutter sie getragen hat". Wenn er später in seiner Schrift „von der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit" [1523] mit so scharfen Worten die bestehende Verteilung der Güter und die Zins- und Zehntenlasten als eine Ungerechtigkeit geißelt, und es als eine Folge der Sünde erklärt, daß die Früchte und Güter der Erde, die Gott allen Menschen und dazu frei und ohne Kauf gegeben hat, zum Eigentum einzelner geworden seien, so fühlt man es wohl, daß hier kein Sozialtheoretiker aus ihm redet, sondern ein Mann, der in seiner Jugend den Kampf ums Dasein gekämpft, und unter Gottes freiem Himmel darüber nachgedacht hat, ob diese Verteilung der göttlichen Gerechtigkeit entsprechen möchte.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß die engere Heimat Zwinglis, das Toggenburg, seit 1468 unter dem Abt von St. Gallen stand, und von ihm stets eine Schmälerung seiner alten verbrieften Rechte und Freiheiten befürchten mußte. Zwinglis Vater und Verwandte, zu denen der Ortspfarrer und zwei benachbarte Äbte gehörten, wachten ängstlich über der Unabhängigkeit der Landschaft, und der jugendliche Huldreich konnte schon früh erkennen, wie wenig sich weltliche Herrschaft und Politik mit den wahren Aufgaben der Kirche vertrugen.

Der Pfarrer von Wildhaus, sein Oheim Bartholomäus Zwingli, nahm

Digitized by Google

sich seiner als eines aufgeweckten, begabten Knaben an, und unterrichtete ihn, nachdem er zum Pfarrer von Wesen erwählt war. An ihm hatte Huldreich nicht nur einen humanistisch feingebildeten Erzieher, sondern auch einen edlen väterlichen Freund, der, ein Wohltäter der Witwen und Waisen, als Priester und Mensch über den meisten seiner Amtsbrüder stehend, einen guten Einfluß auf den ihm anvertrauten Schützling ausübte. Als er ihm nichts mehr bieten konnte, sandte er den Zehnjährigen nach Basel, wo er in der Schule des Gregorius Bünzli, in die lateinische Sprache, die Dialektik und Musik eingeführt wurde. Mit diesem trefflichen und milden Erzieher verband ihn bald eine innige Freundschaft, welche auch nach Zwinglis Weggang fortdauerte und später den Lehrer zu der befreienden Erkenntnis des Evangeliums führte, welche dem Schüler aufgegangen war. Bünzli, der bald einsah, daß Huldreich Zwingli mehr geistige Nahrung nötig habe, riet seinen Angehörigen, ihn in die kurz vorher eröffnete humanistische Schule des Heinrich Wölflin (Lupulus) in Bern eintreten zu lassen (1497 oder 98). Wölflin war ein gediegener und bedeutender Humanist, aber der Kirche mit abergläubischer Devotion ergeben. Er hat aber später, als auch in Bern das Evangelium verkündigt wurde, seinem Gewissen doch gehorcht und sein Herz der Wahrheit erschlossen. Der Aufenthalt in Bern war für Zwingli von großem Nutzen. Hier bildete er seinen Stil, hier wurde er in die Gedankenwelt des klassischen Altertums eingeführt. Es drohte ihm aber hier eine Gefahr, die leicht hätte verhängnisvoll werden können. Die Dominikanermönche, deren Kloster wenige Jahre nachher durch den Ketzerhandel eine so traurige Berühmtheit erlangte, suchten den musikalisch begabten Schüler Wölflins zum Eintritt in ihr Kloster zu verlocken. Kaum hatte sein Oheim das erfahren, als er die Übersiedelung Zwinglis nach Wien bei seinen Eltern durchsetzte. Das war im Jahre 1499. Doch wissen wir von diesem zweijährigen Aufenthalt in Wien nur wenig. Jedenfalls hat er dort seine Studien in der bisherigen humanistischen Richtung fortgesetzt, wahrscheinlich mit etwas einseitiger Übung in der Kunst des Disputierens, die ihm später freilich sehr zustatten kommen sollte. Im Jahre 1502 bezog er als achtzehnjähriger Jüngling die Universität Basel, und zugleich übernahm er eine Stelle als Lehrer an der Martinsschule. Dadurch und durch einige Pfründen, die er nach der Unsitte jener Zeit auch erworben hatte, verschaffte er sich die nötigen Mittel, um in aller Muße seine Studien abschließen zu können. 1504 wurde er Baccalaureus, 1506 Magister, und im gleichen Jahre wurde er durch Vermittlung seines Oheims zum Pfarrer von Glarus erwählt. Er ließ sich vom Bischof von Konstanz zum Priester weihen, las seine erste Messe, und zog Ende 1506 in Glarus auf.

Als Zwingli in Glarus sein Amt antrat, war er nach seiner Gesinnung noch ganz katholisch, ein treuer Sohn seiner Kirche. Wir könnten vielleicht beifügen: ein aufgeklärter Priester, indem er mit Widerwillen erfüllt war

Digitized by Google

gegen die lederne, das praktische Leben nicht berührende ältere theologische Lehrweise und es auf der Hochschule sogar gewagt hatte, ketzerische Lehrsätze zu verteidigen. Er war auch zu sehr humanistisch gebildet, als daß er sein freies, selbständiges Denken gegen einen blinden Autoritätsglauben hätte vertauschen können. Ja noch mehr: Zwingli hat, noch bevor er die Universität Basel verließ, den Schlüssel zur Erkenntnis der evangelischen Heilswahrheit gefunden, indem er im November 1505 den Mann kennen lernte, der als erster in der Schweiz zu dieser Wahrheit durchgedrungen war, den Humanisten Dr. Thomas Wyttenbach von Biel. Derselbe war von Tübingen nach Basel gekommen und hatte sich als Lehrer der Theologie an der Universität habilitiert. Von ihm wurde Zwingli auf die Heilige Schrift hingewiesen als die beste Quelle zur Erneuerung der Kirche, und von ihm hörte er zum ersten Male, daß der päpstliche Ablaß ein Mißbrauch der Gnade sei, und daß der Tod Christi allein die Ursache der Sündenvergebung sei, welche nicht die Schlüsselgewalt der Kirche, sondern nur der Glaube dem Menschen erschließe. Aber vorerst blieb ihm diese Erkenntnis noch ein ungehobener Schatz, und ihre revolutionäre Kraft wurde erst durch die Berührung mit einem Mächtigeren entbunden. Trotzdem war dieser geistige Verkehr mit Wyttenbach für Zwingli und seinen Basler Freund, seinen nachmaligen Mitarbeiter Leo Jud, außerordentlich fruchtbar. „Von Wyttenbach," schreibt Leo Jud, „haben wir geschöpft, was wir an sicherer Gelehrsamkeit erworben haben."

Wenn man aber bedenkt, daß Zwingli das beste, was er damals an religiösem Leben besaß, sein unerschütterliches Vertrauen zu Gottes Vorsehung, seinen katholischen Eltern und ihrer frommen Erziehung verdankte, und daß die humanistische Bildung als solche, trotz mancher kritischen Anschauungen, in keinem unüberbrückbaren Gegensatz zur katholischen Kirche stand, so wird man es begreifen, daß Zwingli in Glarus sein Amt als guter katholischer Priester antreten, ruhig Prozessionen mitmachen und um einen päpstlichen Ablaß sich bewerben konnte. Er war ein ernster Priester, der von seiner pfarramtlichen Tätigkeit in Glarus bezeugen konnte: „alle meine Tage, solange ich Priester gewesen bin, habe ich mich vor meinem Amte gefürchtet. So jung bin ich nicht gewesen, daß mich das Wächteramt nicht ungleich mehr in meinem Gewissen geängstigt als erfreut hat, weil ich weiß, daß das Blut der Schäflein, die aus meiner Nachlässigkeit umkommen, von mir gefordert wird." Auf die Ausarbeitung der Predigt, die ihm wichtiger war als die Messe, legte er das größte Gewicht. Aber von einer irgendwie reformatorischen Tätigkeit war in Glarus noch nicht die Rede, also daß einflußreiche kirchliche Machthaber große Hoffnungen auf den „durch Tugenden und Verdienste leuchtenden, wie durch Erfahrung und das Zeugnis eines rühmlichen Namens empfohlenen" Pfarrer von Glarus setzten und ihn durch Pensionen für die päpstliche Politik zu gewinnen suchten, eine Versuchung, der er, wie so viele

Digitized by Google

andere, erlegen ist. Doch ließ er sich nicht mit Geld kaufen, um die Wahrheit zu verschweigen oder nichts zu predigen, „das wider den Papst wäre“.

Und doch hat er sich zu jener Zeit stetig und unaufhaltsam immer mehr dem evangelischen Standpunkte genähert. Bestimmend in dieser Hinsicht wirkten auf ihn ein der geistige Verkehr mit dem humanistischen Kreise, insonderheit mit Erasmus, und sodann das eifrige Studium der Schrift, welches ihm Wyttenbach ans Herz gelegt hatte.

Die eigene Neigung und der humanistische Unterricht, den er begabten Jünglingen erteilte — unter ihnen an Aegidius Tschudi —, veranlaßten ihn, auch nach seinem Abgange von der Universität seine humanistischen Studien fortzusetzen, und zwar an der Hand der Werke des italienischen Religionsphilosophen Pikus von Mirandola und des Erasmus. Erasmus, den er erst 1515 gelegentlich eines Besuches in Basel persönlich kennen lernte, wurde nun sein Lehrer und Meister, in dessen religiöse Auffassung er sich immer mehr einlebte. Von ihm angetrieben, studierte er die Quellen der Religion, und unter diesem Einfluß begann sich der Trieb zu regen, die Religion zu reinigen nach dem Urbild der wahren Religion Christi und der Apostel und alle Wucherungen des Aberglaubens und des jüdischen Zeremonienwesens zu beseitigen. Zu diesen persönlichen Einflüssen kam immer bestimmender der Einfluß der heil. Schrift, mit der er sich bald nicht mehr bloß aus theologischem, sondern aus tieferem religiösen Interesse beschäftigte. Er las sie mit betendem Herzen, und so wurde sie ihm zum ernsten und gnädigen Worte seines Gottes, welches ihm seine Sünde aufdeckte, das Bedürfnis der Erlösung weckte, aber auch der vergebenden Gnade in Christo gewiß machte. Noch merkte man in Glarus wenig von dem inneren Umschwung, der sich in ihm vollzog; höchstens, daß er in seinen Predigten das Katholische, wie z. B. die Heiligenverehrung, zurückstellte und das Evangelische und Biblische mehr betonte. Aber auf einem Gebiete trat er doch reformatorisch hervor, indem er seine Stimme gegen das Unwesen der Pensionen und des Reislaufens erhob. Aus eigener Anschauung hatte er als Feldprediger der Glarner Truppen im Dienste des Papstes die sittliche Verwilderung der Mannschaft kennen gelernt und daheim aus der Nähe sich überzeugt, wie schädlich in politischer Hinsicht der Einfluß des fremden Goldes auf Räte und Bürgerschaft sei. Und da er nicht erbärmlich und feige schweigen konnte, wo ihm das Schlechte entgegentrat, rügte er mit Wort und Schrift die eingerissenen Unsitten. Schon hier zeigt sich, was für ihn und die schweizerischen Reformatoren überhaupt bezeichnend war, daß seine Verständnis für das öffentliche und staatliche Leben, welches ihm keineswegs als ein fernes, nebensächliches Gebiet erschien. Als Priester war er und wollte er sein ein Volksmann, ein Führer des Volkes zur Wahrheit und zum Heil, ein Hirte, der das Wohl seiner ihm anvertrauten Gemeindemitglieder

Digitized by Google

auch auf dem Herzen trug. Vor ihm hatten übrigens schon viele gegen diese Übelstände angekämpft. Jetzt aber schlug seine Stimme durch.

Sein Auftreten gegen das Reislaufen zog ihm in Glarus Unwillen zu, so daß er es für geraten ansah, im Jahre 1516 seine Stelle einstweilen zu verlassen und für einige Zeit als Leutpriester nach Einsiedeln zu gehen. Hier verlebte er von 1516 bis 1519 eine Zeit der Stille, die aber für sein Innenleben die Entscheidung brachte. So sehr er an diesem berühmten Wallfahrtsorte Gelegenheit gehabt hätte, reformatorisch aufzutreten und gegen alle die vielen Unsitten zu eifern, so begnügte er sich doch, ohne Polemik gegen die katholische Kirche und ihre Einrichtungen in seinen Predigten das Evangelium zu verkündigen, so wie es ihm als reife Frucht seines inneren Suchens und Forschens aufgegangen war. Zwar fällt in diese Zeit noch eine gewisse Annäherung an den Papst, von dem er die Würde eines Hofkaplans erbat und erhielt. Zwingli war eben, wie Luther in früherer Zeit, in dem Irrtum befangen, als sei der Papst selbst mit der Entartung der Kirche nicht einverstanden, sondern vielmehr auf Seite derer, die durch eine aufbauende ernste Wirksamkeit die Kirche bessern wollten. Das versuchte Zwingli in Einsiedeln denn auch getreulich, und sein Freund, der spätere Straßburger Reformator Hedio, bezeugt, welch tiefen Eindruck seine eindringlichen Predigten machten. Er konnte auch um so ruhiger in diesem Sinne wirken, als die Vorsteher des Klosters Einsiedeln, trotz der dort im Schwange gehenden Bigotterie und des Aberglaubens, eher aufgeklärt waren. Jedenfalls hat Zwingli ungestört sein Schriftstudium fortsetzen und mit Hilfe der wertvollen Klosterbibliothek, sowie der neu erscheinenden humanistischen Schriften, die ihm seine Basler Freunde jeweilen zuschickten, zu einer innerlich klaren und festen Stellung gelangen können. Dazu aber war nichts so entscheidend wie der Eindruck, den das Auftreten Luthers auf ihn gemacht hat.

Allerdings fühlte er sich selbst unabhängig und selbständig von Luther zum Evangelium hingezogen. Er konnte 1523 auch mit gutem Recht sagen: „Wer hat mich aufgerüstet, das Evangelium zu predigen? Hat das der Luther getan? Ich habe angefangen, es zu predigen, ehe ich den Luther je nennen gehört habe, und habe zu diesem Zweck schon vor zehn Jahren angefangen, griechisch zu lernen, damit ich die Lehre Christi aus ihrem eigenen Ursprung erlernen möchte. Luther hat mich nicht unterwiesen, des Name mir noch zwei Jahre lang unbekannt gewesen ist, nachdem ich mich allein an die heilige Schrift gehalten habe.“ Es ist auch kein Zweifel, daß für seine ganze Entwicklung bis zum Jahre 1518 andere Männer, wie eben Erasmus, Wyttenbach und Faber Stapulensis, dessen Namen wir noch später begegnen werden, maßgebend waren. Luthers Auftreten im Jahre 1518 und 1519 erfüllte ihn zunächst auch nur mit der Freude, mit der man einen neuen, willkommenen Kampfgenossen begrüßt. Aber bald wurde ihm die Einzigartigkeit dieses Mannes bewußt, und er

Digitized by Google

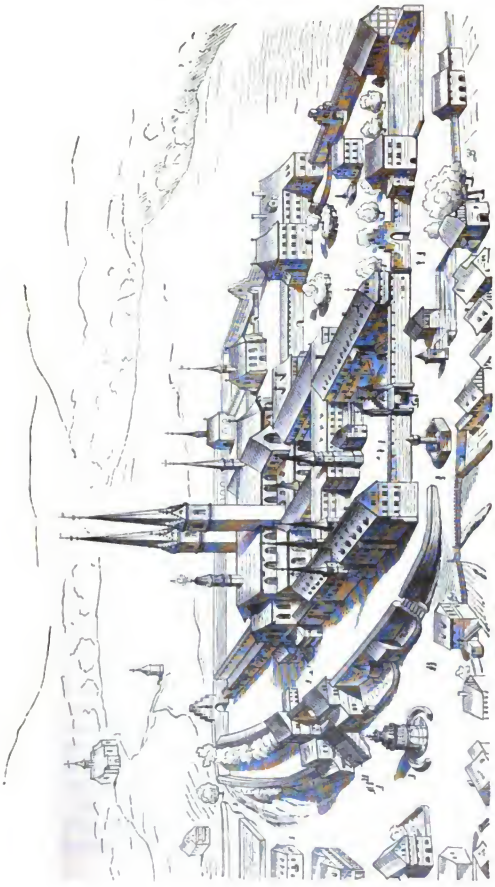


Abb. 15. Benediktinerstift in Einsiedeln. (P. Dr. A. Kuhn, M. Einsiedeln.)

Digitized by Google

trat mit Wort und Schrift offen für ihn ein. Unverkennbar ist auch in der nun entscheidenden Periode der Entwicklung Zwinglis der Einfluß Luthers, der ihm zu einem tieferen Verständnis der Paulinischen Heilslehre verhalf und ihn mehr und mehr von Erasmus löste. Wahrte er sich auch in manchen Punkten, gerade in dem Gegensatz gegen Rom, seine selbständige Stellung, zu der tiefen Erfassung des Evangeliums hat ihm Luther verholfen. Dadurch ist er erst zum Reformator geworden.

4. Kapitel.

Die Reformation in Zürich.

Es war selbstverständlich, daß der Mann, dessen Gelehrsamkeit in den humanistischen Kreisen der Schweiz rühmlichst bekannt war und dessen Predigten auf alle Einsiedelnpilger einen so unauslöschlichen Eindruck machten, dessen Auftreten gegen das Krebsübel der Pensionen und Jahrgelder in den Herzen aller Patrioten einen tiefen Widerhall gefunden hatte, nicht zulange in der abgelegenen Waldeinsamkeit des Klosters Einsiedeln bleiben konnte. Schon 1517 erhielt er einen Ruf nach Winterthur, den er aber seiner Verpflichtungen gegen Glarus wegen nicht annehmen konnte. Da wurde 1518 eine Chorherrenstelle am Großmünster in Zürich frei, und sein Freund Mykonius, seit 1516 Lehrer an der Großmünsterschule, forderte ihn auf, sich zu bewerben. Zwingli hatte alsbald große Lust, dem Rufe zu folgen, da er sich sofort klar war, welche Bedeutung es für das ganze Schweizerland haben könnte, wenn in einer Stadt wie Zürich das Evangelium verkündigt würde. Allein es stellten sich Hindernisse entgegen, u. a. das Gerücht, Zwinglis Wandel als Priester sei nicht so fleckenlos und sittenrein gewesen, wie man es von dem ernsten Prediger hätte erwarten dürfen. In einem Briefe an den Chorherrn Uttinger legte denn auch Zwingli das ergreifende Geständnis ab, daß er im Kampf gegen die sinnliche Lust nicht immer überwunden habe. Ehrlich und offen bekannte er die Schuld, in welche der unnatürliche Zwang des Zölibates selbst die Besten und Edelsten verstrickte. Er erklärte, man solle von ihm absehen, wenn man ihn deswegen für unwürdig des Amtes erachte Es ist aber auch bezeichnend für die Abstumpfung des sittlichen Urteils, daß dieser Makel von ihm als etwas fast Unvermeidliches angesehen wurde. Zwingli wurde gewählt. Wir wollen seinen Fehltritt nicht beschönigen. Aber darauf darf doch hingewiesen werden, daß er seinen Fall immer tiefer bereute, je mehr er in die Wahrheit eindrang, und daß seine Gegner ihm von da an nicht das Geringste mehr vorwerfen konnten. Er hatte den Fluch des Zölibates am eigenen Leibe erfahren, und als er 1522 sich mit der angesehenen Witwe Anna Reinhard verehelichte, vollzog er eine

Digitized by Google

Tat, welche mit einem Schlage die furchtbarste Last von dem Stande nahm, der ein Vorbild der Herde sein sollte. Er hat seine Ehe zur Vermeidung des Anstoßes eine Zeitlang nach außen geheim gehalten. Nur dem Bischof und den Eidgenossen machte er Mitteilung davon, mit der dringenden, von einer Begründung der Schriftwidrigkeit des Zölibates begleiteten Bitte um Abschaffung dieser Einrichtung.

Zwinglis Wahl nach Zürich bedeutete den Sieg einer Partei von Patrioten, welche dem Pensionenunwesen entgegentreten wollten. Nicht sowohl seine Gelehrsamkeit, noch seine Predigttätigkeit ließen ihn als den für Zürich geeigneten Mann erscheinen, als vielmehr sein Auftreten gegen die Pensionen und fremden Kriegsdienste in Glarus. Und gerade in Zürich waren die politische Korruption und die Sittenverderbnis infolge dieses Volksschadens besonders groß. Hier mußte er einsetzen und den Riesenkampf aufnehmen nicht nur gegen die mit Papst und Kirche durch Bande des Geldinteresses verbundene Geistlichkeit, sondern auch gegen die einflußreichen und mächtigen Familien, denen das fremde Gold vornehmlich zufloß. Es zeugt aber für die Tiefe seiner Erkenntnis, daß er das Übel bei der Wurzel anfaßte und eine Besserung von innen heraus, durch eine Umwandlung der Herzen und der Gesinnung, allein durch das Wort Gottes erstrebte. Sogleich erklärte er seinen Chorherren, daß er statt der üblichen Perikopen einfach das Evangelium Matthäi zusammenhängend erklären werde, „nicht nach menschlichem Gutdünken, sondern zur Ehre Gottes und Jesu Christi". So hielt er es auch in der Folgezeit. Durch einfache, schlichte Verkündigung der Schrift und etwa noch durch Verbreitung evangelischer Schriften, wie derjenigen Luthers, hat er den gewaltigen Umschwung in der Gesinnung einer Stadt vollbracht, die infolge ihres sittlichen Tiefstandes so wenig für das Evangelium vorbereitet erschien. In seinen Predigten fehlte alles, was auf Stimmung und Gemüt in erster Linie wirkte, sowohl die beredte poetische Sprache, als auch die Großzügigkeit der Gedanken. Aber sie waren geschlossen, einheitlich, zwingend und überwindend, scharf in der Polemik, überzeugend für das Denken, erschütternd für das sittliche Gewissen. Erst hielt er noch mit Angriffen auf die Einrichtungen der katholischen Kirche zurück. Als er dann offener hervortrat und die Auswüchse der Kirche, das Fastengebot, die Anrufung der Heiligen, das Mönchswesen angriff, da wandte er sich immer noch ordnungsgemäß an seine kirchlichen Oberen, in der Hoffnung, daß sie diese Mißbräuche in ihrem Gebiete abstellen würden.

Zwinglis Auftreten in Zürich erregte alsbald Aufsehen und Aufregung. Seine Gegner suchten ihn dadurch unschädlich zu machen, daß sie ihn als „lutherisch" verschrien — nicht mit Unrecht. Seine Freunde fielen den predigenden Mönchen ins Wort, so daß es zu stürmischen Auftritten kam und der Rat schon 1520 in einem beschwichtigenden Mandat den Predigern zu Stadt und Land empfahl, „nur das Evangelium und die Episteln nach

Digitized by Google

Gottes Geist und göttlicher Schrift zu predigen und sich aller Neuerungen zu enthalten". Dieses Mandat, dem auch die Gegner zustimmen mußten, war der erste Schritt zur Reformation in Zürich, wie später in Basel und Bern. Schon 1521 errang Zwingli einen ersten Erfolg, indem auf sein Betreiben Zürich den Beitritt zu einem Bündnis mit Frankreich verweigerte. Als 1522 die Eidgenossen im Dienste Frankreichs bei Bicocca eine schwere Niederlage erlitten, wagte er es, die Nachbarn Zürichs, die Schwyzer, in „einer göttlichen Vermahnung" zu bitten, von den fremden Kriegsdiensten abzustehen. Auch diese von glühender Vaterlandsliebe beseelten Worte hatten Erfolg, doch nur vorübergehend. Die Macht der Anhänger der Pensionen in der ganzen Eidgenossenschaft war zu groß. So entstang ein Riß zwischen Zürich und den übrigen Ständen, und die Schuld maß man Zwingli bei.

Aber noch größer wurde der Riß, als bald darauf die durch Zwingli in Fluß gebrachte Bewegung immer entschiedener auf das kirchliche Gebiet übergriff und zu kirchlichen Reformen drängte. Den Anlaß gab die Fastenzeit des Jahres 1522, in welcher mehrere von Zwinglis Anhängern, unter ihnen sein Freund, der Buchdrucker Christian Froschauer, unter dem Eindruck von Zwinglis Worten über die christliche Freiheit, die Fastengebote übertraten. Der Rat wollte nichts ändern und rief den Entscheid des Bischofs von Konstanz an, dessen Abgesandte scharf gegen Zwingli auftraten. Obschon die Verhandlung einen für Zwingli günstigen Ausgang nahm, so schritt der Rat doch zur Bestrafung der Übertreter des Fastengebotes. Da trat Zwingli mit seiner ersten reformatorischen Schrift „von Erkiesen und Freiheit der Speisen" hervor. Der Kampf begann.

Der Bischof forderte vom Probst des Kapitels und vom Rat, sowie von der Tagsatzung, daß die vom Papste bereits verdammte Lehre (gemeint war die Lutherische, zu der man auch Zwinglis rechnete) nicht weiter gepredigt werde, und die Tagsatzung war willfährig genug, an alle Regierungen die Aufforderung zu richten, daß sie allen Priestern verbieten sollten, zu predigen, was Unwillen, Zwietracht und Irrung im christlichen Glauben hervorbringen könnte. Dem Bischof antwortete Zwingli mit einer von ihm und zehn Freunden unterzeichneten Eingabe, in welcher er die freie Predigt des Evangeliums und die Priesterehe forderte. Zugleich begründete er in seiner Schrift „Archeteles" seinen Standpunkt, daß die heilige Schrift über der Kirchenlehre stehe, womit er sich grundsätzlich von der katholischen Kirche lossagte. Als nun der Streit immer heftiger wurde und die Mönche Zwingli beim Rate verklagten, weil er sie einen faulen Haufen genannt hatte, beschloß der Rat, den Religionsstreit auf einem Religionsgespräch zu entscheiden, welches zu Anfang des Jahres 1523 stattfinden sollte, und zu welchem Zwingli 67 Thesen oder Schlußsätze aufstellte, die sein reformatorisches Bekenntnis enthielten.

Digitized by Google

Am 29. Januar 1523 fand das Gespräch auf dem Rathaus in Zürich statt, unter gewaltiger Teilnahme von allen Geistlichen des Kantons, Räten und angesehenen Personen, auch einer Abordnung des Bischofs von Konstanz, mit dem Generalvikar Dr. Faber an der Spitze. Die Eidgenossen hatten bezeichnenderweise die Beteiligung abgelehnt und für die Ihrigen verboten. Doch waren freiwillig erschienen Zwinglis Freunde, Vadian von St. Gallen, Sebastian Meyer aus Bern und Sebastian Hofmeister von Schaffhausen. In der Mitte des Saales, zunächst den Räten, saß Zwingli allein an einem Tische, vor sich die hebräische und griechische Bibel, bereit zur Verantwortung und zum Angriff. Zwingli verteidigte nun seine Lehre und seine Predigt des reinen und lauteren Evangeliums, das lange genug durch Menschensatzungen verdunkelt gewesen sei. Er sei bereit, jedem, der seine Lehre für Ketzerei halte, gütig und ohne Zorn zu

Abb. 16. Rathaus in Zürich. (Nach Edlibach Kopie, fol. 47.) Aus Zemps Bilderchroniken.

antworten; „nun wohl her im Namen Gottes, hier bin ich.“ Außer dem Konstanzer Generalvikar unternahm es niemand, die alte Lehre zu rechtfertigen, und auch er, so gewandt und schlau er sonst war, war in übler Lage, da er es nach der Bestimmung des Rates nur auf Grund der Schrift tun durfte. Er suchte deshalb die Entscheidung durch die Berufung auf ein Konzil zu verschieben, worauf ihm Zwingli entgegenhielt, daß Christus überall sei, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt seien. Der Erfolg war denn auch ganz auf Zwinglis Seite. Der Abt Wolfgang Joner von Kappel rief: „Wo sind die Leute, die uns verbrennen und Holz hinzutragen wollen? Tretet jetzt hervor.“ Und Sebastian

Digitized by Google

Meyer sprach seine unverhohlene Freude über die Förderung des Evangeliums in Zürich aus und ermahnte zum Ausharren und Vertrauen. Der Rat aber beschloß, daß Meister Zwingli fortfahren und wie bisher das heilige Evangelium und die echte göttliche Schrift nach Gottes Geist und

Abb. 17. Holzschnitt aus Zwinglis Lehrbüchlein 1524, seinem Stiefsohn Gerold Meyer von Knonau als sog. „Badenschenke" gewidmet.

bestem Vermögen verkünden sollte, bis er eines besseren belehrt werde. Nun folgten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag. Im Sommer 1523 kam es zu stürmischen Entfernungen von Bildern, Kruzifixen und Lampen, worauf auf einem zweiten Gespräch am 26. Oktober 1523 — diesmal ohne

Digitized by Google

Vertreter des Bischofs — über die Messe und die Bilder entschieden wurde. Zwingli sprach mit Entschiedenheit gegen die Messe als die Wiederholung des Opfers Jesu und legte dar, daß das Abendmahl ein Wiedergedächtnis seines Opfers sei, so daß die Messe abgeschafft werden müsse. Die Bilder wollte man um der Schwachen willen noch dulden. Aber schon zu Pfingsten 1524 wurden sie beseitigt, und am Gründonnerstag 1525 wurde, nachdem die Messe mit Stimmenmehrheit abgeschafft worden war, zum ersten Male unter allgemeiner Beteiligung das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert.

Die äußere Durchführung der Reformation in Zürich vollzog sich nun verhältnismäßig leicht und ohne große Wellen zu werfen. Zunächst wurde einigen Nonnen auf ihr Begehren der Austritt aus dem Kloster gestattet. Dann folgte im Dezember 1524 die Aufhebung aller Klöster, auf Anordnung des Rates und unter der Zustimmung der Bürgerschaft. Die Äbtissin des Fraumünsterstiftes, Katharina von Zimmern, übergab, nachdem alle Stiftsdamen schon ausgetreten waren, ihr Stift dem Rate. Die Chorherren des Großmünsters beantragten eine Umgestaltung des Stiftes im Sinne der Aufhebung einzelner Stellen und der Umwandlung der übrigen in Professuren der heil. Schrift. Auch der Abt von Kappel wandelte sein Kloster in eine gelehrte Schule um. Von den Bettelmönchen mußten die Begabtern studieren, während die weniger Begabten ein Handwerk erlernten. Die Betagten ließ man im Besitz ihrer Pfründen.

Die Neuordnung des Kirchenwesens erfolgte nach den Grundsätzen der heiligen Schrift und dem Vorbild der ersten Christenheit, und nach diesen Grundsätzen fiel alles dahin, was sich nicht aus der Schrift begründen ließ, Bilder, Kerzen, selbst die Orgeln und die Amtstracht der Geistlichen. Denn, sagte Zwingli, die Geistlichen solle das Volk nicht an ihrer Kleidung sondern an ihrer Teilnahme und ihrer Bereitwilligkeit zum Helfen erkennen. Damit war in der zwinglischen Kirche jene strenge puritanische Schlichtheit und Schmucklosigkeit durchgedrungen, welche am deutlichsten den Gegensatz zu der alten Kirche ausdrückte. Hier der Tod unter der Hülle herrlicher Pracht und prunkhafter Formen, dort in der neuen Kirche unter der Hülle der Armut und Einfachheit ein reiches starkes Leben. Es war aber nicht anders möglich, als daß dieser radikalen Entfernung aller Bilder und Zeichen, die noch an die alte Zeit erinnerten und zur Versuchung werden konnten, manches Kunstwerk zum Opfer fiel. So nicht nur der wertvolle Kirchenschatz des Großmünsters, sondern sogar Handschriften und Bücher der Klosterbibliothek. Aber in einer großen notwendigen Zerstörung kann man nicht mit dem Retten kleiner Dinge Zeit verlieren.

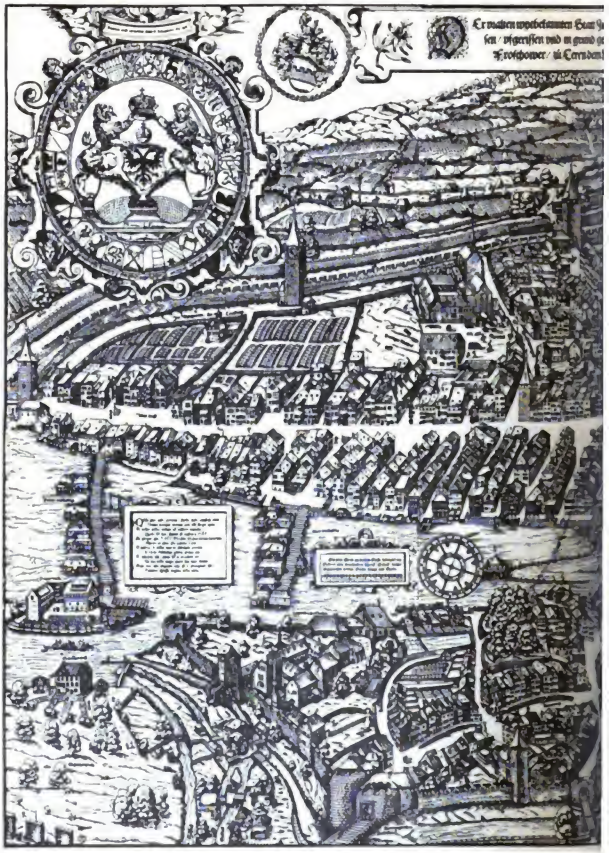
Selbstverständlich wurden die Prozessionen, Wallfahrten und Bittgänge, die katholischen Feiertage und die nicht in der Schrift begründeten Sakramente abgeschafft. Für die Taufe führte man eine deutsche Liturgie ein.

Digitized by Google

An die Stelle der Messe trat die Predigt mit Gebet, aber noch ohne Gesang. Alle Tage fanden unter Zwinglis Leitung im Chor des Großmünsters Bibelauslegungen aus dem alten Testament, in erster Linie für die Stadtgeistlichen und Studenten statt — man nannte sie Prophezei —, an die sich eine erbauliche Ansprache an die Gemeinde anschloß. Nachmittags erklärte Myconius, der Leiter der Schule, im Fraumünster das Neue Testament. So wurde das Volk in die Schrift eingeführt und damit die innere Grundlage für die reformierte Kirche gelegt. Man darf auch sagen, daß das Volk für diese Einführung in die Schrift dankbar war. Es war ein Hunger vorhanden selbst beim einfachen Manne, der auf Jahrhunderte zurückging. Zugleich sorgte Zwingli auch dafür, daß die Bibel in die Häuser komme. Nachdem man zuerst Teile der lutherischen Bibelübersetzung abgedruckt hatte, gab man von 1529 an eine eigene Bibelübersetzung heraus, an deren Zustandekommen Leo Jud das größte Verdienst hat. Überall, wo die Reformation durchdrang, erfolgte auch ein neuer Aufschwung im Schulwesen. Immerhin wurde das Schwergewicht auf die höheren Schulen gelegt, in denen die Lehrer und Führer des heranwachsenden Geschlechtes ausgebildet werden sollten. Zwingli selbst wirkte als Professor an der theologischen Schule. Desgleichen schritt der Rat zum Erlaß einer Armenordnung, um den sozialen Notständen entgegen zu treten. Sie war schon lange als ein dringendes Bedürfnis empfunden worden, allein es fehlten nicht nur die Mittel zur Abhülfe, sondern auch der Wille und die Kraft zum Helfen. Als nun die Klöster aufgehoben und die Güter eingezogen wurden, verlangte das Volk allgemein, daß die flüssigen Mittel zur Ordnung des Armenwesens und zur Dotierung der Spitäler verwendet würden. Als dringendste Aufgabe wurde eine neue Ehegesetzgebung empfunden, hatten sich doch auf keinem Gebiet die Folgen des verkehrten Verhältnisses zu Gott und des Aberglaubens in ihrer verheerenden Macht so deutlich gezeigt, wie auf dem sittlichen. Nun veröffentlichte Zwingli seine Ehesatzungen, und es wurden Ehegerichte (Ehegaumer) eingesetzt, welche zugleich mit dem Pfarrer die kirchliche und sittliche Aufsicht ausübten.

Alle diese Maßnahmen gingen vom Rate aus, welcher nach der Reformation in kirchlichen und weltlichen Dingen die obrigkeitliche Gewalt ausübte und an die Stelle der geistlichen Autoritäten, Papst und Bischof, getreten war. Das war eine in die bisherige Ordnung der Kirche tief einschneidende und ihre spätere Entwicklung vollständig beeinflussende Maßregel, die aber nicht, wie es vielfach geschieht, als eine spezifisch zwinglische Neuerung aufzufassen ist, sondern sich, wie wir gesehen haben, schon im 15. Jahrhundert angebahnt hat. Zwingli selbst hat, wie seine Schrift über „die göttliche und menschliche Gerechtigkeit" beweist, wenigstens theoretisch versucht, die beiden Gebiete des Staates und der Kirche abzugrenzen, und dem Staate, der bloß mit „armer bresthafter Gerechtigkeit" regieren

Digitized by Google



Verlag von Schulthess & Co., Zürich.

Jos. Murers Prospekt der

Digitized by Google

Zürich vom Jahre 1576.

Digitized by Google

könne, nur die Ordnung des äußerlichen Lebens nach menschlichem Recht und Gerechtigkeit zuzuweisen, wogegen die Kirche durch ihr freies Zeugnis des Evangeliums diesen äußeren Kreis mit göttlicher Gerechtigkeit zu erfüllen hätte. In Wirklichkeit aber ließ sich diese Scheidung nicht durchführen, und Zwingli selbst begründete das Recht und die Pflicht einer christlichen Obrigkeit, wenn nötig mit Mitteln des Zwanges durchzuführen, was Recht und Gerechtigkeit vor Gott ist, durch den Hinweis auf den alttestamentlichen Gottesstaat (Theokratie). Nur soll die Obrigkeit an Gottes Wort gebunden sein. Auf dieses Recht gründete sich nun nicht nur die weitere Durchführung der Reformation in staatskirchlichem Sinne, sondern auch die harte Unterdrückung der Wiedertäufer und aller, die sich der neuen Ordnung nicht fügen wollten.

Das wichtigste Dokument der Züricher Reformation sind die 67 Schlußreden, welche, wenn sie auch nicht dieselbe Verbreitung erlangt haben, wie Luthers Thesen, inhaltlich viel umfassender und bedeutsamer sind als jene. Zwingli hat im Sommer 1523 zu den Schlußsätzen noch eine „Auslegung und Begründung" geschrieben, welche die grundlegende Rechtfertigung der neuen Lehre und Ordnung darbot und die Reformen vorbereitete, die in den folgenden Jahren durchgeführt wurden. Die wesentliche und bleibende Bedeutung dieser Schrift liegt in dem klar durchgeführten Nachweis, daß die Reformation, sowohl ihre Predigt des Evangeliums als auch ihre neue Ordnung der Kirche, vom Worte Gottes bestätigt werde. Für unsere Beurteilung dieser Begründung ist dabei von besonderer Wichtigkeit, daß Zwingli seine eigene persönliche Erfahrung des Heils in Christo zum Maßstab des Wortes Gottes und zur Richtschnur des Gebrauches der heiligen Schrift machte. „Kein Herz noch Gemüt", lehrte er, „mag das Wort und den Handel Gottes verstehen, es werde denn von Gott erleuchtet und gelehrt;" und, „der sichere Verstand des Evangeliums steht an keinem Menschen, sondern allein an dem Ziehen und Erleuchten Gottes."

Was Zwingli predigte und lehrte, das lebte er in seinem Wandel vor. In seiner geistesmächtigen Persönlichkeit wurzelte das Geheimnis seines Erfolges. Er war in seinem privaten wie im öffentlichen Leben ein Vorbild der Gemeinde. Die große Arbeitslast, die er in Zürich als Prediger und Lehrer zu bewältigen hatte, wurde durch die ausgedehnte Korrespondenz nach außen und die zahlreichen schriftstellerischen Aufgaben vermehrt, denen er sich als der anerkannte Führer der Evangelischen in der Schweiz nicht entziehen konnte. Nur durch die äußerste gewissenhafteste Ausnützung der Zeit und durch die Selbstzucht in Mäßigkeit und Beschränkung auf das Notwendige konnte er das alles bewältigen. Und auch so wäre es ihm nicht möglich gewesen, wenn er nicht im stillen Verkehr mit seinem Gott im Gebete immer wieder die nötige Kraft hätte empfangen können. In all diesen Mühen und Sorgen war ihm seine Gattin, wie

Digitized by Google

einer seiner Freunde bezeugte, eine treue Mitarbeiterin am Worte, eine Gehilfin des Apostels, die durch ihr einfaches Auftreten und die treue

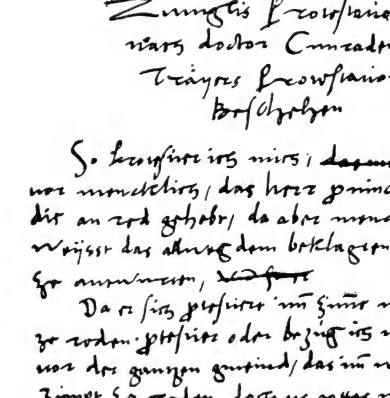


Abb. 18. Zwinglis Handschrift. (Zwingliana 1901.)

Digitized by Google

Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten ihrerseits das Vorbild einer evangelischen Hausfrau war, und ihrem Manne die Erquickung und den Trost eines schönen heiteren und friedlichen Heims bereitete.

5. Kapitel.

Die Reformation in den übrigen Ständen der Eidgenossenschaft.

Wenn man vom Jahre 1525, in welchem die Reformation in Zürich zu einem vorläufigen Abschluß gelangt war, auf die fünf letzten Jahre zurückblickt, so muß man sich wundern, daß alle diese gewaltigen Neuerungen so rasch und verhältnismäßig so ungestört durchgeführt werden konnten, trotz der wachsenden Opposition der Urkantone, und trotz der ziemlich isolierten Stellung Zürichs. Denn schon im Jahre 1524 hatten sich, wovon später die Rede sein soll, die fünf Orte zusammengeschlossen, um den neuen Glauben zu vertilgen, so daß Zwingli in klarer Erkenntnis der Sachlage im Dezember dieses Jahres einen „Ratschlag zum Krieg" gegen die von Österreich ermutigten und unterstützten fünf alten Orte entwarf. Aber bei den Ständen, auf die Zürich als Bundesgenossen zählte, war wenig Kriegslust vorhanden. Auch ließen es die auswärtigen Ereignisse, das Verhältnis zwischen Frankreich und dem Reich, sowie die Niederlagen der Schweizertruppen in Italien und die unsichere Haltung Österreichs gegen die fünf Orte, als ein nationales Verbrechen erscheinen, wenn die Schweizer sich in einem so gefährlichen Augenblick gegenseitig bekämpft hätten. Ganz isoliert war übrigens Zürich nicht. Waren auch außer Schaffhausen und Appenzell alle zehn Stände auf der Tagsatzung von Luzern (Juni 1524) einig in der entschiedenen Mißbilligung der Änderungen in Zürich, so fehlte es doch auch in diesen Ständen nicht an einflußreichen Persönlichkeiten, die mit freudiger Zustimmung die Entwicklung der Dinge in Zürich verfolgten. Gerade der Umstand, daß es in den Städten St. Gallen, Schaffhausen, Basel, Glarus und Bern gärte, hinderte die Gegner Zürichs, mit Gewalt vorzugehen. Zum Religionsgespräch waren, wie wir gehört haben, von Bern, St. Gallen und Schaffhausen reformatorisch gesinnte Männer erschienen, die schon lange mit Zwingli in Verbindung standen, und die nun nach dem günstigen Ausgang der Sache in Zürich auch in ihrer Heimat den Sieg der Reformation betrieben. Endlich ist nicht zu vergessen, daß Zwingli, schon ehe er nach Zürich kam, als der anerkannte Führer eines reformfreundlichen humanistischen Kreises galt, auf den, wie Mykonius erzählt, zu jener Zeit die Augen der Guten im Volk und in der Priesterschaft gerichtet waren, in der Hoffnung, er werde die Gerechtigkeit früherer Zeiten wieder herstellen. So bedeutete der Ausgang des ersten Reli-

Digitized by Google

gionsgespräches vom Jahre 1523 das Zeichen für Zwinglis Freunde, in den übrigen Städten und Ständen einen entscheidenden Vorstoß zu wagen.

Am ersten traten natürlich in der Ostschweiz die Einflüsse der Züricher Reformation zutage. In St. Gallen, wo der Gegensatz zum Kloster eine Reformation sehr begünstigte, weil der gemeine Mann die Entartung der katholischen Kirche zu deutlich vor Augen hatte, sehen wir den gelehrten, humanistisch gebildeten Stadtarzt und späteren Bürgermeister

Abb. 19. Joachim Vadianus (von Watt). Stich von Conrad Meyer.

Joachim Vadianus (von Watt) an der Spitze der Bewegung. Nur wenig jünger als Zwingli, geboren am 30. Dezember 1484, studierte er in Wien, wo er vom Kaiser als Dichter gekrönt wurde. Er lehrte auch an der Wiener Fakultät und wurde 1518 sogar ihr Rektor. Als Humanist zum Erasmischen Kreise gehörend, mit Zwingli innig befreundet, mit einer Zürcherin, der Schwester des Humanisten Grebel verheiratet, fing er nach seiner Rückkehr nach St. Gallen 1520 an, mit allem Nachdruck die Einführung der Reformation zu betreiben. Es gelang ihm als Mit-

Digitized by Google

glied des Rates im Entscheidungsjahre 1523, die Berufung reformatorischer Geistlicher durchzusetzen. Ihre Tätigkeit unterstützte er dadurch, daß er trotz seiner vielen Arbeit den Geistlichen und dem Volke die Bibel auslegte. Als er 1526 zum Bürgermeister der Stadt gewählt wurde, war die reformatorische Richtung, dank seinem Eifer, seiner glänzenden wissenschaftlichen Verteidigung und seiner politischen Klugheit bereits im Rat und im Volke zum Siege gelangt, und alle Opposition des Klosters war nicht imstande, die Reformation rückgängig zu machen. Wesentlich unterstützt wurde er in seinen Bestrebungen durch den St. Galler Theologen Johannes Keßler, der im schwarzen Bären zu Jena Luther als Junker Jörg gesehen und gesprochen und nachher bei ihm und Melanchthon in Wittenberg studiert hatte. Er wollte aber nach seiner Heimkehr nach St. Gallen 1523 keine Pfarrstelle annehmen, sondern zog es vor, als Sattler von seiner Hände Arbeit zu leben. Daneben predigte er, und seine Bibelauslegungen fanden immer mehr Zuspruch. Ihm verdanken wir die für die schweizerische Reformationsgeschichte so wertvolle Chronik „Sabbata".

Von St. Gallen und Zürich angeregt, von Vadian unterstützt, predigten im benachbarten Appenzellischen die Pfarrer Walter Klarer in Hundwil und Jakob Schürtanner in Teufen, von denen der erstere durch Luthers Schriften für das Evangelium gewonnen worden war. Die appenzellischen Gemeinden Hundwil, Trogen und Teufen haben den Ruhm, als die ersten in der Schweiz, noch vor Zürich, im Jahre 1522 die Messe abgeschafft zu haben. Im Jahr darauf faßte die Landsgemeinde in Appenzell trotz der Abmahnungen der eidgenössischen Abgeordneten den grundsätzlichen Beschluß, daß die Priester nur das predigen sollten, was sie aus der heiligen Schrift beweisen könnten, ein Beschluß, der überall mit ähnlichem Wortlaut die Reformation einleitete. Wenn ihm auch Gegner zustimmten, so geschah es, weil niemand der heiligen Schrift die Bedeutung einer Richtschnur für den Glauben und die Predigt abzusprechen wagte. Selbst in Appenzell wurde reformierter Gottesdienst gehalten. Doch blieb die Bevölkerung in Inner-Rhoden in Mehrheit den Neuerungen abgeneigt. Die Landsgemeinde überließ die Entscheidung den einzelnen Gemeinden.

Ebenso fand die neue Lehre schon frühe auch im Heimatlande Zwinglis, im Toggenburg Eingang, sowie auch in den mit Zürich wirtschaftlich verbundenen Nachbargebieten, dem Gasterland und dem Thurgau. Selbst in Schwyz, Zug und Uri besaß Zwingli Freunde, die seine Bestrebungen unterstützten und seine Schriften mit Feuereifer lasen. Im Toggenburg, welches durch persönliche Beziehungen mit Zwingli verbunden war, bestand schon seit längerer Zeit ein gespanntes Verhältnis zwischen der freiheitlich gesinnten Bevölkerung und dem Landesherrn, dem Abte von St. Gallen. Neben Zwingli und Vadian haben sich die Pfarrer Döring zu Hamberg und Moritz Miles zu Wattwil um die Ein-

Digitized by Google

führung der Reformation verdient gemacht. Trotz all der Schwierigkeiten, welche der Abt von St. Gallen, der Bischof von Konstanz wie die eidgenössischen Stände der Bewegung in den Weg legten, war schon 1524 der größere Teil der Bevölkerung für das Evangelium gewonnen. In Glarus, wo Zwingli viele begeisterte Verehrer, Freunde und Schüler besaß, kam es nicht so rasch zu einer Entscheidung. Zwinglis provisorischer Nachfolger war ein fanatischer Gegner Luthers, und erst Valentin Tschudi, den Zwingli 1522 selbst installierte, zeigte sich der neuen Lehre geneigt. Bei Anlaß dieser Einführungspredigt bekannte Zwingli seiner früheren Gemeinde, „daß er ihnen ehemahl viel Menschensatzungen beliebt, und vermahnete sie, sich allein an Gottes Wort zu halten". „Dem ehrenfesten, fürsichtigen, wisen Herren Ammann, Rat und Gemeind des Landes Glaris, alte Christen und Eidgenossen" hat er auch in einer Zuschrift vom 14. Juli 1523 seine Auslegung der 67 Thesen gewidmet. Er empfahl ihnen als Männer, „so das Evangelium trulich lehren und verkündigen" die Pfarrer Valentin Tschudi, Fridolin Brunner in Mollis, Johann Schindler zu Schwanden und Gregor Bünzli zu Wesen. Allein Valentin Tschudi, auf den Zwingli so große Hoffnungen gesetzt hatte, wagte es je länger desto weniger reformatorisch vorzugehen. So sehr er auch von den Schäden der Kirche überzeugt war, so wollte er doch nicht eigenmächtig vorgehen. Er wollte die Einheit der Kirche nicht zerstören, sondern die Reformation den kirchlichen Behörden überlassen. Wahrscheinlich hat aber auch der Einfluß seiner Blutsverwandten, des nachmaligen Geschichtsschreibers und Landammanns Aegidius Tschudi und des Landammanns Jost Tschudi dazu beigetragen, den Pfarrer von Glarus wankend zu machen. So verzögerten die Abneigung der Machthaber in Glarus und die Bemühungen der benachbarten Stände Schwyz und Uri die Einführung der Reformation in Glarus. Erst 1525 wurden die Bestrebungen der Freunde der Reformation mit einem ersten Erfolge gekrönt, indem die Landsgemeinde auf den Antrag eines Heinrich Jenni beschloß, die Kreuzfahrt nach Einsiedeln nicht mehr mitzumachen.

In Graubünden hatte Zwingli an dem Churer Pfarrer Joh. Comander einen warmen Freund und Verehrer. Bereits 1524 nahmen einige Gemeinden im Prätigäu und in anderen Tälern die neue Lehre an, so daß es Zwingli am 14. Januar 1525 wagen konnte, in einem Schreiben dem rhätischen Bunde den Anschluß an Zürich und die freie Predigt des Gotteswortes zu empfehlen. Hatte der Bundestag schon im Jahre vorher von sich aus verschiedene Reformen beschlossen, so führte er nun in der Tat auf Zwinglis Schreiben hin die Glaubensfreiheit ein und verwarf den Beitritt zur Vereinigung der fünf Orte.

Ziemlich selbständig und unabhängig von Zürich hatte die Reformation in Schaffhausen Eingang gefunden, und zwar vor allem durch den Freund Zwinglis, Sebastian Hofmeister, einen Franziskanermönch,

Digitized by Google

Verlag von Schultheß & Co., Zürich.

St. Gallen 1545. (Aus

Digitized by Google

(. schweiz. Bilderchroniken.)

Digitized by Google

gebürtig aus Schaffhausen, welcher wegen seiner evangelischen Gesinnung aus Luzern hatte weichen müssen. Hofmeisters Predigten fanden solchen Anklang, daß die Gegner der Reformation zur Verteidigung des alten Glaubens den berühmten Prediger Erasmus Ritter aus Bayern kommen ließen. Allein Ritter erklärte sich zum allgemeinen Erstaunen der Freunde und zum unverhohlenen Ärger der Gegner, nachdem er einige Male mit Hofmeister disputiert hatte, für überwunden, und trat nun eifrig und unerschrocken für die Wahrheit ein. Ohne daß der Rat der Stadt sich direkt für die Reformation ausgesprochen hätte, konnte doch Hofmeister, der an der Zürcher Disputation teilgenommen hatte, die Kirche nach dem Vorbild der Zürcher Kirche reformieren. Der Abt des altberühmten Klosters Allerheiligen, Michael von Eggensdorf, ein humanistisch gebildeter einsichtiger Mann, übergab 1524 sein Kloster dem Rat zur Reformation und Säkularisation. Der Umschwung, der sich in der Bürgerschaft von Schaffhausen vollzogen hatte, war für Zürich von größter Bedeutung. Schaffhausen hielt durch alle Kämpfe und Schwierigkeiten hindurch treu zu Zürich.

Von nicht geringerer Bedeutung für die Kirchenreformation in der Schweiz waren die Vorgänge in der westlichen Grenzstadt am Rhein, in Basel, welches mit Schaffhausen in demselben Jahre Bundesglied der Eidgenossenschaft geworden war. Die alte Bischofs- und Universitätsstadt mit ihrer ruhmreichen Vergangenheit beherbergte eine geistig äußerst regsame Bevölkerung, welche durch ihre kommerzielle und wirtschaftliche Tüchtigkeit, wie durch ihren Eifer für Kunst und Wissenschaft, eine wertvolle Ergänzung zu den ländlichen Ständen und den auf politische Macht bedachten städtischen Gemeinwesen zwischen Jura und Alpen bildete. Auf welche Seite würde sie in dem beginnenden Kampfe der Geister treten? Man sollte denken, daß schon die Tatsache der Existenz einer Universität, die als Pflanzstätte des Humanismus berühmt war, diese Frage entscheiden würde. Allein die Universität, so sehr sie der Reformation vorgearbeitet hat, hat in diesem Kampfe keine rühmliche Rolle gespielt, sondern sich mehr und mehr unter dem Einflusse des Erasmus aus vornehm-aristokratischen Empfindungen in das altkirchliche Lager hinüberdrängen lassen, so daß von ihr eine direkte Förderung der Reformation nicht ausging. Es ist auch in Basel die demokratische Volksbewegung, die den Anstoß zur Reformation gegeben hat. Der Eintritt Basels in den Schweizerbund hatte die Bevölkerung dieser Stadt angespornt, eine Umgestaltung ihres Gemeinwesens in freiheitlichem Sinne, nach dem Vorbilde der urschweizerischen Demokratien, anzubahnen. Bisher stand Basel unter der Hoheit des Bischofs, der die Regierung einsetzte, zu welcher auch nur Adelige, Ritter und Achtbürger wählbar waren. Nun verlangte die Bürgerschaft Anteil an der Regierung und eroberte in hartnäckigen Kämpfen von 1506—1516 ein Recht nach dem anderen, so vor allem die

Digitized by Google

Wahl eines bürgerlichen Bürgermeisters. Zuletzt machte sie sich infolge eines neuen Konfliktes mit dem Bischof 1521 gänzlich von seiner Oberhoheit frei. Und doch war dieser Bischof, Christoph von Utenheim, ein milder, feiner, um das geistige Wohl seiner Stadt Basel besorgter Landesherr, dem das Verständnis für das, was zum wahren Wohle der

Abb. 20. Joh. Oekolampad. Nach einem Gemälde von Hans Asper.

Kirche diente, nicht abzusprechen ist. Hatte er doch selbst die Männer nach Basel berufen, welche in der Folgezeit den kirchlichen Umschwung vorbereiteten und herbeiführten, Capito und Oekolampad. Wolfgang Capito, geboren 1478 als der Sohn eines angesehenen Ratsherren in Hagenau im Elsaß, hatte zuerst Medizin, sodann Jurisprudenz und zuletzt Theologie studiert, in welchem Fache er auch in Freiburg im Breisgau

Digitized by Google

dozierte. Da er aber in dieser Tätigkeit keine Befriedigung fand, so nahm er mit Freuden einen Ruf als Stiftsprediger in Bruchsal an, wo er Gelegenheit fand, mit gleichgesinnten, gleich ihm von Zweifeln und Bedenken gedrückten Theologen, wie dem Weinsberger Pfarrer Oekolampad und dem Basler Franziskanerguardian Pellikan, in Verbindung zu treten. Da berief ihn Christoph von Utenheim nach Basel, damit er den tief gesunkenen Klerus durch seine Lehre und seinen Wandel reformiere. So kam er dem Erasmus und dem Kreis der schweizerischen Freunde des Erasmus nahe. Auch Zwingli lernte er in dieser Zeit persönlich kennen. Da er gleichzeitig auch mit Luther in Korrespondenz trat, so wurde er der gegebene Vermittler zwischen den schweizerischen Reformatoren und den Wittenbergern. Capito, der in Basel die Stelle eines Predigers am Münster und eines Professors der Theologie bekleidete, begann nun, bestärkt durch seinen Freund Pellikan, in der Predigt wie im Lehramte dem Grundsatze Geltung zu verschaffen, daß „die Schrift in der Theologie herrschen müsse". Leider verließ Capito Basel schon 1519, um einem Ruf als Domprediger von Mainz Folge zu leisten. Aber die ausgestreute Saat ging auf. Von ihm angeregt, fing im Jahre 1521 der Pfarrer zu St. Alban, Wilhelm Röubli, an, gegen die Messe, die Anrufung der Heiligen, das Fegfeuer und „dergleichen Stuck ernstlich das gemeine Volk zu lehren, daneben ihnen das Fundament aller Propheten und Apostelu, den gekreuzigten Heiland mit seinen Verdiensten einzubilden, mit solchem Zulauf, daß sich bisweilen 4000 Menschen an seiner Predigt finden ließen". So beschreibt der Basler Chronist Wurstisen den Anfang der Reformation in Basel. An der Fronleichnamsprozession desselben Jahres ließ nun Röubli statt der üblichen Reliquien eine Bibel vorantragen mit der Aufschrift: „Biblia, das ist das rechte Heiltum, das andre sind Totengebein", worauf die erzürnte Geistlichkeit vom Bischof die Bestrafung Röublis forderte. Derselbe wagte es aber bei der politisch so gespannten Lage nicht, selbst einzuschreiten, sondern wandte sich an den Rat, daß er den Feind der Kirche gefangen setze. Da rottete sich das Volk zu Barfüssen zusammen und verlangte stürmisch, daß man ihm den Prädikanten lasse. Der Rat gab nach. Trotzdem mußte Röubli 1522 in die Verbannung ziehen. Er ging nach Zürich. Doch die Bewegung ließ sich nicht mehr aufhalten. Der Barfüsserprediger Johann Lüthard und der Prädikant am Spital, Wolff Wyssenburg, der Sohn eines angesehenen Basler Ratsherren, predigten wie Röubli, doch maßvoller, „die Wahrheit des göttlichen Wortes". Ihnen wagte man nichts anzutun.

In dieser Zeit, als die Bürgerschaft von Basel in lebhafter Gärung und Aufregung sich befand und bereits zahlreiche Streitschriften gegen die Kirche erschienen waren, also daß die Tagsatzung die Städte Zürich und Basel ernstlich ermahnte, „das Drucken neuer Bücher abzustellen," kam der

Digitized by Google

Mann nach Basel, der nun das geistige Haupt der ganzen Bewegung werden sollte, Johannes Oekolampadius. Sein eigentlicher Name war Heußgen, oder Hausschein, als Übersetzung des gräzisierten Namens Oekolampadius. Dieser bedeutende Mann, der neben Zwingli und Calvin genannt zu werden verdient, war 1482 in Weinsberg in der Pfalz geboren, als Sohn eines vermöglichen Bürgers, der mit einer Baslerin, namens Pfister, verheiratet war. Nach dem Willen des ehrgeizigen Vaters hätte er Kaufmann werden sollen. Es zog ihn aber zu der stillen Tätigkeit eines Gelehrten, und seine fromm-beschauliche Mutter bestärkte ihn in den Neigungen, die der Sohn von ihr geerbt hatte. Zuerst studierte er das Recht in Heilbronn und Bologna, denn der Vater wollte, daß er wenigstens die juristische Laufbahn einschlagen solle. Aber als er seiner Gesundheit wegen Bologna verlassen und nach Heidelberg übersiedeln mußte, setzte er es durch, daß er, seinem Herzenswunsche folgend, Theologie studieren durfte. Jetzt war er in seinem Elemente. Die Theologie als die Wissenschaft, die zur Wahrheit führt, war das Ziel seiner Sehnsucht. Freilich zunächst bereitete ihm der trockene Betrieb der Scholastik eine schwere Enttäuschung, und die Sucht der Theologen nach Disputationen war ihm widerwärtig. So beschränkte er sich zunächst auf den Unterricht des Humanisten Jakob Wimpheling und die Lektüre der frommen Mystiker unter den katholischen Theologen. Nachdem er den Grad eines Bakkalaureus erworben, wurde er Erzieher der Söhne des Kurfürsten Friedrich des Aufrichtigen in Heidelberg. Später, als ihn das Leben am Hofe nicht befriedigte, nahm er die Pfründe Weinsberg an, die ihm seine an ihm hangenden Eltern um den Preis fast ihres ganzen Vermögens erworben hatten. Daneben setzte er seine Studien in Stuttgart, Tübingen und Heidelberg fort. In diesem Jahre, 1512, erschienen seine ersten Predigten über das Leiden Christi, die er in Weinsberg gehalten hatte. In Tübingen lernte er Melanchthon kennen, in Heidelberg Brenz, den nachmaligen Reformator von Württemberg, und Capito. So hatte er die Freunde gewonnen, die ihn beeinflussen konnten. Aber noch war er ein gläubiger Katholik, ein Verehrer der heiligen Jungfrau, ein Schwärmer für das Mönchstum.

Im Jahre 1515 erhielt er vom Bischof von Utenheim den ersten Ruf nach Basel als Prediger und Professor, und zwar durch Vermittlung Capitos. Dieser Aufenthalt in Basel, der übrigens nur kurze Zeit dauerte, wurde für Oekolampad dadurch besonders bedeutungsvoll, daß er dem Erasmus näher trat, welcher eben mit der Herausgabe seines Neuen Testamentes beschäftigt war. So verschieden das Wesen der beiden Gelehrten auch war, so zogen sie sich doch gegenseitig an, und Erasmus gewann ihn als Mitarbeiter. Ihr Verhältnis war herzlich und harmonisch, und Oekolampad hat auch später, als sich Erasmus immer mehr von ihm zurückzog, nie aufgehört, seine Verehrung und Dankbarkeit für Erasmus zu bezeugen,

Digitized by Google

dem er die Mahnung verdanke, „Christum zu suchen“. Er benutzte in Basel die Gelegenheit, an der Universität seine Kenntnisse zu vervollständigen, und erwarb den Lizentiatengrad. Doch scheint er keine volle Befriedigung an seiner Tätigkeit gefunden zu haben. Schon 1517 finden wir ihn wieder

Abb. 21. Reformatorenkonferenz. Stich von Joh. Schwyzer, Stadtbibliothek Zürich. Nr. 2 Joh. Huß; 4 Savanarola; 5 Luther; 6 Zwingli; 7 Calvin; 8 Melanchthon; 12 Bullinger; 29 Ulrich v. Hutten usw.

in Weinsberg im praktischen Amte, und 1518 zum zweitenmal in Basel, diesmal von Erasmus berufen zur Mitarbeit bei der zweiten Ausgabe des griechischen neuen Testamentes. Gleichzeitig hätte er nach Wittenberg als Professor des Hebräischen gehen sollen. Auch dieser zweite Basler

Digitized by Google

Aufenthalt dauerte nur kurze Zeit. Noch in demselben Jahre, nachdem er in Basel den Doktorgrad erworben hatte, wurde er als Prediger nach Augsburg gewählt. So kam er von Erasmus weg unter den Einfluß eines stärkeren Geistes, Luthers; aus der Stille des Gelehrtenlebens in den wogenden Kampf um die Wahrheit.

In Augsburg fand er die Bürgerschaft in gewaltiger Aufregung. Luthers Thesen hatten gezündet und Geistliche wie Gemeinde in zwei Lager gespalten. Jeder mußte Stellung nehmen. Hatte er bisher als Schüler des Erasmus die Frage der Reformation der Kirche mehr kühl, vom Standpunkte eines Gelehrten betrachtet, so wurde er jetzt von einer Volksbewegung erfaßt, mitgerissen und zum Handeln gedrängt. Am liebsten hätte er sich sogleich wieder in die Stille des Gelehrtenstübchens zurückgezogen, aber sein Pflichtgefühl gebot ihm, jetzt zunächst selbst Klarheit zu erkämpfen und dann zu handeln. Was ihm schon durch den Verkehr mit Capito, Brenz und Melanchthon an evangelischer Erkenntnis zuteil geworden war, das wurde ihm jetzt durch Luthers Predigten und Thesen bestärkt. Zudem hatte schon der Einfluß des Erasmus die Fundamente des Glaubens an die Lehren der Kirche zu sehr unterhöhlt, als daß er sich der auf ihn mit siegreicher Gewalt eindringenden Wahrheit hätte erwehren können. Mit Freuden schloß er sich den Evangelischen an. Als der bekannte Doktor Eck höhnte, in Augsburg hätten sich nur einige „ungelehrte Domherren" an Luther angeschlossen, antwortete er mit seinen Freunden Bernhard und Konrad von Adelsmann mit einer geharnischten Gegenschrift, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Da geschah etwas Unerwartetes! Oekolampad trat ins Kloster ein. Capito und seine Freunde trauerten. Erasmus höhnte, er, der selbst in einer unseligen Stunde Mönch geworden war. Und doch, was auf den ersten Blick als ein Rätsel erscheint, daß der kühne mutige Prediger des Evangeliums, der begeisterte Verehrer Luthers, ein Mönch ward, das wird uns einigermaßen verständlich, wenn wir seine ganze Entwicklung vor Augen halten. Einmal war er von Natur zaghaft und ängstlich und hatte stets die Stille und Abgeschlossenheit von der Welt dem Kampf vorgezogen. Das Mönchsleben war ihm immer noch ein stilles Ideal, und erschien ihm im Lärm des Streites wie ein Paradies des Friedens, dessen heimlichen Lockungen er nicht widerstehen konnte. Er suchte, wie er bekannte, „nichts Irdisches, denn ich hätte der Welt nach auch etwas anderes sein können". Am 23. April 1520 nahm ihn das Brigittenkloster Altenmünster bei Augsburg auf.

Er hatte nun Frieden und Ruhe, Muße zu gelehrten Studien und zu frommen Übungen, die er getreulich als guter Mönch und Sohn der Kirche mitmachte. Aber siehe, statt Frieden zu finden, wurde der innere Zwiespalt nur größer. Er war auch im Kloster nicht so abgeschlossen und allen Welthändeln entrückt, daß nicht der Lärm und das Getöse des ge-

Digitized by Google

waltigen Geisteskampfes in die stille Klosterzelle gedrungen wären, und daß die Stimme der Wahrheit den Flüchtling nicht mit leisem Mahnen zurückgerufen hätte auf den Kampfplatz. Man fühlt es den Schriften an, welche in dieser Klosterzeit entstanden sind, seinen Marienpredigten, der Abendmahlspredigt, der Schrift über die Beichte: er möchte lehren und predigen, was die Kirche lehrt, aber was er im Gehorsam gegen sein Gewissen wirklich sagt, ist Ketzerei. Je mehr er schrieb, desto evangelischer schrieb er, und aus seiner Bewunderung für Luther machte er keinen Hehl. Als er dann vollends an seinen Freund Adelsmann geschrieben hatte, Luther stehe der evangelischen Wahrheit näher als seine Gegner, und das meiste, was Luther geschrieben, sei ihm so gewiß, daß auch der Widerspruch eines Engels ihn nicht irre machen könnte — und das zu der Zeit, als Eck die Bannbulle gegen Luther nach Deutschland brachte —, da war seines Bleibens im Kloster nicht mehr. Ende Februar 1522 verließ er das Kloster, im Einverständnis mit den Obern und Klosterbrüdern. Als ein zweifelnder war er eingetreten, als ein evangelischer Christ zog er die Kutte aus.

Nun war er heimatlos. Da nahm ihn, als ihm die Universität Heidelberg die Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit verweigerte, Franz von Sickingen auf seine Ebernburg auf, die schon so manchem Verfolgten eine Freistätte gewesen war. Freilich, das Hofleben behagte ihm wieder nicht und er atmete völlig auf, als ihn zu Ende des Jahres 1522 der Basler Buchhändler Kratander aufforderte, wieder nach Basel zu kommen. Am 17. November 1522 zog er in Basel ein. Zuerst war er ohne feste Anstellung Vikar des Pfarrers Zanker zu St. Martin. Im Frühjahr 1523 wurde er mit Pellikan vom Rat zum Lektor der heiligen Schrift an der Universität gewählt. Aber die letztere erkannte die neuen Professoren nicht an, so daß sie außerhalb ihres Bereiches ihre Vorlesungen beginnen mußten. Damit trat die reformatorische Bewegung in ein neues Stadium. Oekolampad wurde zum Mittelpunkt der evangelischen Bewegung, und Geistliche wie Laien drängten sich in Scharen zu seinen Vorlesungen über die heilige Schrift. Erasmus zog sich von da an immer mehr von ihm zurück. Dafür gewann Oekolampad die Freundschaft Zwinglis. Durch dessen Erfolge und den Ausgang der Disputation in Zürich ermutigt, lud Oekolampad im August 1523 ebenfalls zu einer Disputation nach Basel ein, die trotz des Widerstandes der Universität zustande kam und die Sache der Evangelischen ungemein förderte. Noch mehr war das der Fall bei einer zweiten Disputation im Februar 1524, an welcher über die Priesterehe verhandelt wurde. Die Bürgerschaft war in ihrer großen Mehrheit der Reformation günstig gesinnt, aber von der Minderheit und der Geistlichkeit wurde sie ebenso leidenschaftlich bekämpft. Der Rat, der mehr eine neutrale Stellung einnahm, ermahnte zum Frieden und verbot alles „Schmähen und Schmützen" wegen der neuen Lehren. Er untersagte auch den Geistlichen, sie auf die Kanzel zu

Digitized by Google

bringen. Aber in dem Mandat, welches er im Frühjahr 1523 zur Beschwichtigung der Streitenden ausgab, wies er doch die Geistlichen an, „nichts anderes denn allein das heilige Evangelium und die Lehre Gottes frei, öffentlich und unverborgen zu verkündigen". Dieses Mandat, dessen Bedeutung seinen Verfassern kaum bewußt war, enthielt in Wirklichkeit die Anerkennung der neuen Bewegung, die ja nichts anderes wollte, als eben „das heilige Evangelium und die Lehre Gottes" unverkürzt und ungetrübt zur Geltung zu bringen. Zum andern ist in diesem Mandat zum ersten Male die Oberhoheit des Rates über die Kirche zu Basel ausgesprochen. Die Macht des Bischofs war zu Ende. Wie wahr das Wort, das Erasmus an Zwingli geschrieben haben soll: „Oekolampad triumphiert bei uns!"

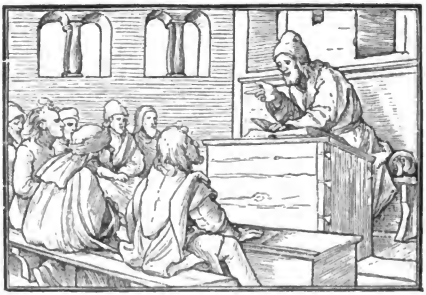


Abb. 22. Hörsaal und Schriftauslegung (nach Hans Holbein).

Kaum war in Basel dieses Mandat erlassen worden, als auch der Rat von Bern dasselbe Mandat in wenig verändertem Wortlaut auf den Tag von Viti et Modesti (15. Juni) veröffentlichte. In Bern war die Reformation längst dadurch vorbereitet, daß die Regierung infolge der Untätigkeit und Ohnmacht der Kirche die Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten immer mehr in ihre Hand nehmen mußte, und daß seit dem Ketzerhandel das Vertrauen des Volkes zur Kirche einigermaßen erschüttert war. Immerhin nur einigermaßen, denn noch zog 1518 der Ablaßkrämer Samson in Bern die Gläubigen in Scharen an, während der Rat von Zürich ihm das Betreten des zürcherischen Gebietes verboten hatte. Doch hatten auch in Bern Luthers Thesen gegen den Ablaß Verbreitung gefunden und es fehlte nicht an solchen, die, wie der Venner Wiler, er-

Digitized by Google

klärten, „wenn die Päpste wirklich solche Gewalt besitzen, die Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien, so sind sie große unbarmherzige Bösewichter, daß sie die armen Seelen also leiden lassen". Der Widerspruch wagte sich aber nicht offen hervor. Es bedurfte zuerst der gründlichen Unterweisung des Volkes durch die evangelische Predigt von Männern wie Dr. Thomas Wyttenbach, Bertold Haller und Sebastian Meyer, um eine bewußt evangelische Bewegung hervorzurufen.

Dr. Thomas Wyttenbach, den wir als Lehrer Zwinglis bereits kennen gelernt haben, war gebürtig aus dem freien, vom Bischof von Basel nur lose abhängigen Städtchen Biel, am Fuß des Jura. Geboren 1472, besuchte er die Schulen seiner Vaterstadt, von Basel, und während mehrerer Jahre die Universität Tübingen, wo die biblischen Vorlesungen des gelehrten Humanisten Paulus Scriptor bestimmend auf ihn einwirkten. Durch ihn gelangte er zu der Erkenntnis, daß viele päpstliche Verordnungen der heiligen Schrift widersprächen, und daß die Kirche und die Theologie eine Wiedergeburt nur aus der Schrift und den Vätern erleben könne. In diesem Sinne wirkte Wyttenbach von 1505 an als Professor in Basel, wo er sich auch die akademischen Würden und Grade erwarb. Sein Leben war etwas unstet. Schon 1507 ließ er sich zum Leutpriester von Biel wählen, ohne seine Beziehungen zu Basel endgültig abzubrechen, und von 1515—1519 bekleidete er zu dieser Stelle noch das Amt eines Leutpriesters in Bern. Schon bald nach seinem Amtsantritt brach ein Konflikt mit dem Abt von St. Johann bei Erlach aus, in welchem Wyttenbach mit schließlichem Erfolge die Rechte der Stadt und des Kirchherrn von Biel vertrat. Diese Erfahrungen drängten ihn immer mehr dazu, seiner evangelischen Überzeugung gehorsam, gegen die kirchlichen Mißbräuche aufzutreten.

In Bern hatte Wyttenbach als Helfer neben sich den jungen Bertold Haller, geboren 1492 in Aldingen bei Rottweil, einer mit den Eidgenossen verbündeten schwäbischen Stadt. Haller war schon frühe durch seinen Lehrer wie durch seine Studienfreunde Melchior Volmar, den späteren Lehrer Calvins und Bezas, und Melanchthon für die Ideen eines freieren Humanismus gewonnen worden. Aber die Erkenntnis des Evangeliums erschloß sich ihm doch erst durch seinen Verkehr mit Thomas Wyttenbach in Bern, wohin er 1513 durch Vermittlung des Humanisten Rubellus, ebenfalls eines Rottweiler Bürgers, als dessen Gehilfe berufen worden war. Der bescheidene und in seinem Wesen eher schüchterne junge Mann, der mit eisernem Fleiße die Lücken seiner mangelhaften Ausbildung auszubessern suchte, gewann so sehr das Vertrauen seiner Vorgesetzten, daß er bald von Stufe zu Stufe stieg, und schon 1517 Helfer des Leutpriesters wurde. Als solcher aß er an seinem Tische, und der tägliche Umgang mit Wyttenbach befestigte ihn in der Erkenntnis der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reformation der Kirche. Als nun

Digitized by Google

Wyttenbach sein Amt 1519 niederlegte und Haller an seine Stelle gewählt wurde, ging er furchtlos und mutig, aber doch vorsichtig, an das große Werk, durch „evangelische Predigt“ diese Reformation vorzubereiten. Während zwei Jahren, von 1520—1522, predigte Haller zu den sonntäglichen Evangelien und Episteln nach dem Vorgang und der Auslegung von Luther über die zehn Gebote, und begann so, wie der Chronist Anshelm meldet, „zu kommlicher Inführung evangelischer Lehr sittiglich (d. h. vorsichtig), den Mißverstand des Bruch-Glaubens guter Werke und Gottsdiensten“ klar zu machen. Darauf legte er das Evangelium des Matthäus aus in fortlaufenden Predigten, unter immer größerem Zulauf der Bürgerschaft, welche das Evangelium mit freudiger Zustimmung aufnahm. Haller stand in Bern nicht allein da. Hand in Hand mit ihm wirkte in gleichem Sinne der Lesemeister im Barfüßerkloster, Doktor Sebastian Meyer, ein feuriger und mit gründlicher Gelehrsamkeit gewappneter Vertreter der Reformation. Aber diese beiden Männer würden wohl nur wenig ausgerichtet haben, wenn ihnen nicht aus dem Bürgerstande eine Reihe tatkräftiger und fortschrittlich gesinnter Männer zur Seite gestanden wären, welche entschlossen waren, der Reformation zum Durchbruch zu verhelfen. Zu diesem Kreis gehörten vor allem der Schultheiß Jakob von Wattenwyl und seine Söhne, Barthlome May und seine Familie, der Venner Niklaus Manuel, der Stadtarzt Valerius Anshelm, der Unterschreiber Thomas von Hofen, der Schneider Lienhart Tremp, Zwinglis Schwager, und viele andere. Auch auf dem Lande fehlte es nicht an Priestern, welche evangelisch lehrten und die Satzungen der Kirche offen übertraten. Großes Aufsehen erregte es namentlich, als der angesehene Pfarrer Johannes Haller in Amsoldingen, gebürtig von Wyl im Kanton Thurgau, ein Freund des Barthlome May, der Unwahrheit des Zölibates ein Ende machte und eine angesehene Zürcherin als rechtmäßiges Eheweib zu sich nahm. Sein 1521 geborener Sohn Johannes, welchem die Berner Kirche in nachreformatorischer Zeit so viel zu verdanken hat, war im Kanton Bern das erste ehelich erzeugte Priesterkind. Bei seiner Taufe war als Taufpate ein alter Priester in der Umgebung, Simon Lüthold, anwesend, welcher mit den Worten des greisen Simeon (Luk. 2, 29. 30) Gott lobte, daß er es noch erlebt habe, daß die Priester nun auch in die Ehe treten und eheliche Kinder zeugen dürften. Denselben Schritt taten bald darauf einige Chorherren der Stadt, unter ihnen sogar der alte Heinrich Wölflin, die dann freilich ihrer Stellen verlustig erklärt wurden.

Der drohende Widerstand der Altgläubigen, welche diese Dinge mit steigendem Unbehagen beobachteten, und der eidgenössischen Stände veranlaßten Haller, der bisher mehr durch Luthers Vorbild und Wyttenbach angeregt worden war, durch persönliche Verbindung mit dem längst von ihm verehrten Zwingli und den Zürcher Freunden sich einen festeren Halt

Digitized by Google

zu verschaffen. Durch seinen Freund Mykonius in Luzern ließ er ihm 1520 den Wunsch aussprechen, ihn zu sehen, und 1521 war es ihm möglich, Zwingli in Zürich aufzusuchen. Von da an verband die beiden leitenden Männer von Zürich und Bern die innigste Freundschaft, ein Verhältnis, bei welchem Zwingli der Gebende und Haller der Empfangende war. Schon bald, noch im Dezember 1521, mußte Zwingli seinen durch die beginnenden Widerwärtigkeiten entmutigten Freund Haller aufrichten und mit ernstem Zuspruch ermahnen, auf seinem Posten auszuharren und nicht, wie er beabsichtigt hatte, sich nach Basel in die Stille eines Gelehrtendaseins zu flüchten. Das Schreiben tat seine Wirkung. Haller entschloß sich, den Plan aufzugeben, und zuversichtlich fortzufahren, „bis ich unter dem Beistand des Herrn Christum, der durch Mönchsgeschwätz so weit von uns weggekommen, ja beinahe in die Verbannung geschickt worden, best meines Vermögens wiederum werde eingesetzt haben“. Nicht überflüssig war auch der Rat Zwinglis an Haller, mit Vorsicht vorzugehen: „Was du von mir wünschest, nimm selbst kräftig an Hand, auf daß deine ziemlich wilden Bären durch das Hören der christlichen Lehre anfangen zahm werden; doch ist das ein Geschäft, das, wie ich glaube, ganz sachte muß vorgenommen werden; denn es läßt sich bei euch durchaus nicht auf dieselbe Weise verfahren wie bei den Unsrigen.“ Haller ging übrigens vorsichtig vor und unterließ es, irgendwelche Neuerungen durchzuführen. Bei dem ersten Konflikt stand denn auch nicht seine Person in Frage, sondern diejenige eines eifrigen Landpfarrers, Jürg Brunner in Kleinhöchstetten, welcher an diesem damals sehr beliebten Wallfahrtsorte gegen das nutzlose Wallfahrten und die anderen Irrlehren und Mißbräuche der Kirche geeifert hatte und deswegen von seinen Amtsbrüdern beim Rate verklagt worden war. Die letzteren hätten ihn gern dem Gericht des Bischofs von Konstanz ausgeliefert, aber der Rat verweigerte die Auslieferung auf Grund der staatlichen Oberhoheit in kirchlichen Angelegenheiten. Er setzte eine Kommission von Geistlichen und Laien ein, zum größeren Teil aus Freunden Brunners bestehend. Vor ihr verteidigte sich Brunner mit Gründen der heiligen Schrift und des Verstandes so geschickt, daß die Kläger abgewiesen und zu den Kosten verurteilt wurden (Juni 1523).

Während diese Angelegenheit noch unerledigt war, erfolgte zu Anfang des Jahres 1523 der schärfste Angriff auf die Kirche und das päpstliche System, dessen Wirkung für Bern entscheidend war, in der Form von zwei Fastnachtsspielen von Niklaus Manuel, die an der Herrenfastnacht und acht Tage später an der Bauernfastnacht an der Kreuzgasse öffentlich gespielt wurden. Das eine war betitelt die „Totenfresser“, das zweite „von des Bapstes und Christi Gegensatz“. Beide Spiele waren mit Anspielungen auf zeitgenössische Ereignisse, wie den Ablaßhandel Samsons, den Kirchenstreit von Kleinhöchstetten, die Wirksamkeit Zwinglis

Digitized by Google

und Hallers und die Gegenangriffe Fabers völlig gespickt. Die ihnen zugrunde liegenden Ideen dürften zum Teil älteren Werken entlehnt sein. Unter den Totenfressern versteht Niklaus Manuel die höhere und niedere Geistlichkeit, welche sich an den Totenmessen bereichert. Während nämlich bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses eines reichen Bauern die Leidleute klagen, rühmen die Geistlichen die Einträglichkeit der Totenmessen und Jahrzeiten, vor allem der Papst „Entchristelo", der Kardinal „Wolfsmagen", der Bischof „Byßdschaf", die Pröbste und Dekane, weil ihnen diese Anläße ein gutes Leben verschaffen. Die niederen Geistlichen aber, welche dem Volke näher stehen, merken den evangelischen Geist, den Einfluß der Buchdruckerpressen, die Aufklärung des gemeinen Mannes durch das Lesen der Bibel daran, daß ihre Einkünfte abgenommen haben. Dann tritt ein armer Kranker auf, dem die Pfaffen und Mönche das Almosen vorwegnehmen und der sich nur noch des Himmels trösten kann. Ihm schließt sich auch ein Edelmann an, dessen Vorfahren ihr Gut der Kirche vermacht haben, und der nun mit seinen Kindern darben muß. Während sie die Kirche mit Scheltworten überhäufen, sprengt ein Rhodiser Ritter heran und ruft den Papst um Hilfe an. Mit Hohn wird er abgewiesen, so daß selbst der Türke sich über die Christenheit lächerlich macht. Den Bauern, die dem allem zuschauen, naht sich der Prädikant Lüpold Schüchnit und flucht dem Papste, der nicht würdig sei, der geringste Sauhirt zu sein. Die Bauern stimmen in die Klagen über die Schinderei des Papstes ein und verwünschen den schamlosen Betrug der Ablaßkrämerei. Den Schlußeffekt bildet das Auftreten zweier einfacher Fischer, der Apostel Petrus und Paulus, die sich den Prunkzug des Papstes ansehen und schließlich fragen, ob der Mann, den man da auf einem Tragstuhl trage, ein Türke sei oder ob er keine Beine habe. Hochmütig sagt ihm ein Höfling, das sei ja der Statthalter Petri, dem Petrus die Herrschaft geschenkt habe. Petrus aber erklärt, er wisse davon nichts, er sei auch nie nach Rom gekommen. Auch von der Schlüsselgewalt wisse er nichts, jeder habe den Schlüssel zum Himmel. Schließlich erklären beide Apostel, der Papst sei das „Widerspiel" Christi, und Gott werde diese Schmach nicht ungestraft lassen. Auch das zweite Spiel stellt der Verweltlichung des Papsttums die Einfachheit und Armut Christi gegenüber, welcher auf einem Eselein aufzieht, gefolgt von seinen armen und kranken Brüdern.

Der Eindruck, den diese Spiele auf die Bürgerschaft machten, war ganz gewaltig. In den Augen der öffentlichen Meinung war die Kirche gerichtet. Besaß auch der alte Glaube noch mächtige und einflußreiche Vertreter, so wagten sie doch um des Volkes willen nicht, weder den Verfasser des Spieles noch den als Leutpriester „Lüpold Schüchnit" verherrlichten Bertold Haller, noch Jürg Brunner, noch endlich den wegen einer in Franbrunnen getanen Äußerung über Luther denunzierten Sebastian Meyer irgendwie zu behelligen. Das Mandat, welches gleichzeitig mit

Digitized by Google

dem Urteilsspruch über Brunner ausgegeben wurde, von Viti et Modesti sollte zwar nach dem Sinne des kleinen Rates der weiteren Ausbreitung der „lutherischen" Lehre ein Ziel setzen und dem Streiten und Zanken ein Ende machen. Aber indem es die Prediger anwies, ausschließlich die lautere Wahrheit der heiligen Schrift zu verkündigen, bestätigte es damit die Grundlagen der Reformation. Etwas anderes wollten Haller und seine Freunde auch nicht, und mit Recht betrachteten sie das Mandat als eine offizielle Ermächtigung, mit der Verkündigung der lauteren Wahrheit der Schrift fortzufahren.

„Als nun die Mehrheit der Schultheiß, Seckelmeister, Venner, Adelige und andere des kleinen Rates sah, daß dies Mandat, von dem sie erhofft hatten, daß es die Lehre Luthers, Zwinglis und ihrer Anhänger vernichten würde, im Gegenteil zur Stärkung der evangelischen Prädikanten gereichte, reute es sie, und sie fingen an, in ihr Mandat, welches sie aus Furcht vor den Bürgern und Räten nicht aufheben durften, Löcher zu stechen", schreibt Anshelm. Es begann nun eine Zeit schwerer Kämpfe und Anfechtungen für die evangelisch Gesinnten. Haller, der sogar seines Lebens nicht mehr sicher war, wurde wegen einer Bemerkung über das ehelose Leben, die er im Inselfrauenkloster gemacht hatte, der Verführung von Nonnen angeklagt, Anshelm wegen einer Äußerung seiner Frau über die Jungfrau Maria gebüßt, so daß er die Stadt verließ, Meyer wegen eines Disputes mit seinem Widerpart, dem Dominikaner Heim, verbannt und die drei verheirateten Chorherren ihres Amtes entsetzt. Mehr und mehr zeigte es sich, daß die Altgläubigen, durch die eidgenössische Tagsatzung bestärkt, entschlossen waren, die alte kirchliche Ordnung mit allen Mitteln der Gewalt aufrecht zu halten.

---

6. Kapitel.

Die Reformation als eidgenössische Angelegenheit. Wiedertäufer und Bauernunruhen.

Bisher war die Reformation der Kirche als eine Angelegenheit jedes einzelnen Standes betrachtet worden, welche auf Grund der Souveränität der Stände zu erledigen sei. In allen Kantonen hatten sich die Räte das Recht erstritten und gewahrt, die staatliche Vorherrschaft auch über die Kirche geltend zu machen. Aber ebenso entschieden verbat sich ein jeder Stand die Einmischung anderer Stände oder des Bundes in seine kirchlichen und politischen Angelegenheiten. Mit demselben Recht, mit dem sich Zürich erlaubte, mit Umgehung der kirchlichen Autoritäten eine Reformation der Kirche vorzunehmen, traten in anderen Ständen die Regierungen allen reformatorischen Bestrebungen feindselig entgegen. So

Digitized by Google

zunächst in dem Bern benachbarten und durch viele Beziehungen verbundenen Solothurn, welches unter den Geistlichen und Bürgern eine nicht unansehnliche reformatorisch gesinnte Minderheit aufwies. Sodann in Freiburg, wo ebenfalls, wenn auch in weit geringerer Zahl, Freunde von Luther und Zwingli für eine Reformation eintraten. Endlich in den fünf alten Orten, den Waldstätten, in welchen von Anfang an der Widerstand gegen die neue Lehre am hartnäckigsten war. Manches wirkte hier mit. Neben dem alten Gegensatz der Länder gegen die städtischen Stände Zürich und Bern war hier die wirklich vorhandene Anhänglichkeit des Volkes an die althergebrachte Religion und ihre Gebräuche ausschlaggebend. Man muß auch zugeben, daß die Übelstände, welche eine Reformation der Kirche notwendig machten, in diesen ländlichen Ständen mit ihren einfachen Verhältnissen weniger empfunden wurden. Die geringere Zahl der Klöster, der verhältnismäßig bessere sittliche Zustand des Klerus, der Mangel an humanistischer Bildung auf dem Lande, das alles wirkte mit, daß das Bedürfnis nach einer Reformation nicht so sehr fühlbar wurde. Kirche und Volk umschlang das enge Band der Treue gegen die angestammte Religion der Väter, und dem gemeinen Mann erschien Zwingli als der rohe Frevler, der an der Religion und der frommen Sitte, den Grundvesten der Ordnung, zu rütteln wagte.

Das erklärt denn auch das weitere Vorgehen der alten Orte, daß sie die Tagsatzung, wir würden heute sagen, den „Bund", zum Aufsehen gegen Zürich mahnten. Sie fürchteten allerdings auch, daß die kirchliche Umwälzung auf das staatliche und das soziale Gebiet übergreifen und die Aufhebung der Privilegien und Zehnten zur Folge haben könnte, und daß überhaupt das erwachende Freiheitsbewußtsein der Bürger und Bauern die politischen Machtverhältnisse der regierenden Klassen zugunsten des Volkes verschieben würde.

Schon im Jahre 1522 beschäftigte sich die Tagsatzung mit der „Irrung im christlichen Glauben, die jetzt allenthalben entstehe", und im Jahre darauf erging der Beschluß, Zwingli gefangen zu nehmen, wo er sich auf gemeineidgenössischem Boden zeige. Ein scharfes Wort Zwinglis gegen das von den Eidgenossen begünstigte Reislaufen hatte ihn besonders verhaßt gemacht. Dazu kamen die Abschaffung der alten Gebräuche in Zürich und die Rebellion im bernischen Kloster Königsfelden, wo mehrere Nonnen, unter ihnen Angehörige alter Familien, wie Margarethe von Wattenwyl und Katharine von Bonstetten, mit Zwingli im Briefwechsel standen und vom Rate zu Bern die Erlaubnis begehrten, aus ihrem Gelübde entlassen zu werden. Die Erlaubnis mußte ihnen schließlich gewährt werden, und Katharine von Bonstetten verheiratete sich sogar mit einem angesehenen Berner, Wilhelm von Diesbach, dem Sohn des verstorbenen Schultheißen. Nach alter Anschauung war das eine Freveltat, die denn auch in der ganzen Eidgenossenschaft Aufsehen und Entsetzen

Digitized by Google

erregte. So wurde 1524 nicht nur beschlossen, in den bisher treu gebliebenen Ständen den kirchlichen Zustand aufrecht zu erhalten, sondern auch Zürich, von wo die Neuerungen ausgingen, ernstlich zu ermahnen, die alte Ordnung wieder herzustellen.

Damit hatte nun aber die Tagsatzung ihre Machtbefugnis unstreitig überschritten, und es erfolgte sofort von Schaffhausen ein energischer Protest gegen diese unbefugte Einmischung in die Hoheitsrechte eines Standes. Das feste Beharren auf dem Standpunkt der kantonalen Souveränität hat in diesen Jahren, 1524—1528, die Reformation gerettet. Denn wenn auch andere Stände, wie Bern, Glarus und Solothurn, mit ihren Sympathien noch eher auf seiten der fünf alten Orte standen, so schreckten sie doch vor den Konsequenzen zurück, Zürich durch die Tagsatzung zu zwingen, zu einem Glauben zurückzukehren, den es nicht mehr billigen konnte. Nur eine Minderheit, die fünf alten Orte, die sich wie schon kurz erwähnt, 1524 auf einem Tage zu Beckenried bereits zu einem Sonderbund zusammengeschlossen hatten, ging bewußt darauf aus, die Reformation im Gebiet der Eidgenossenschaft mit Gewalt zu unterdrücken. Aber die Lage war so gespannt, daß man allgemein vom Kriege redete und die geringste Störung ihn auch herbeiführen konnte. Ein Konflikt sehr ernster Art brach im Thurgau aus. Hier hatte sich die Bevölkerung mit Mehrheit unter dem Einfluß des benachbarten Zürich der Reformation zugewendet. Aber der eidgenössische Vogt, Joseph Amberg, ein Schwyzer, schritt auf Grund der Tagsatzungsbeschlüsse gegen die Evangelischen ein, und ließ eine Anzahl von ihnen, unter anderen den Freund Zwinglis, Pfarrer Oechslin von Burg bei Stein, verhaften. Da brach der Volkssturm aus. Unter Anführung des Untervogtes Hans Wirth und seiner Söhne von Stammheim und des Untervogtes Rüttimann zog ein Volkshaufe nach Frauenfeld, um Oechslin zu befreien. Es gelang ihnen nicht. Dafür zogen sie gegen das Kloster Ittingen und steckten es in Brand, nachdem sie die Mönche mißhandelt hatten. Der Vorfall erregte bei Freunden und Gegnern Entrüstung, und Zürich wurde gezwungen, die Anführer auszuliefern. Doch versprachen die fünf Orte, die Angeschuldigten nur wegen der Friedensstörung, nicht aber wegen ihres Glaubens zu beurteilen. Dieses Versprechen wurde aber nicht gehalten. Obschon die Verhandlung erwies, daß die Anführer des Zuges das aufgeregte Volk zur Ruhe ermahnt hatten, wurden sie, Wirth und seine Söhne, in Baden zum Tode verurteilt und das Urteil an ihnen, mit Ausnahme von Adrian Wirth, vollzogen. Oechslin wurde verbannt. Dieses erste Märtyrium von Evangelischen in der Schweiz erhöhte nur die allgemeine Spannung in der Eidgenossenschaft. Der Thurgau aber wurde durch die Bluttaufe der standhaften Bekenner endgültig für die Reformation gewonnen.

Wenn es damals, Ende 1524, auf die in erster Linie beteiligten Stände,

Digitized by Google

auf die fünf alten Orte und Zürich, allein angekommen wäre, so wäre der Krieg wohl unvermeidlich gewesen. Jene hatten bereits mit Österreich Verhandlungen angeknüpft, welches sich durch die Vorgänge in seinem Städtchen Waldshut in seinem Besitze bedroht sah. Hier hatte sich die Bürgerschaft, die in ihrer Mehrheit evangelisch gesinnt war, durch zürcherische Freischaren verstärkt, um gegen Gewaltmaßregeln von seiten Österreichs gerüstet zu sein. Auch Zürich schaute um Hilfe aus und rechnete auf den Beistand von Frankreich. Allein die übrigen eidgenössischen Stände, auf deren Unterstützung beide Parteien gehofft hatten, wollten von einem Kriege nichts wissen. Endlich war auch die auswärtige Politik der fünf alten Orte einem kriegerischen Unternehmen gegen einen anderen eidgenössischen Stand nicht günstig. Die Schweizer in französischen Diensten hatten seit Bicocca und zuletzt im Februar 1525 bei Pavia Niederlage über Niederlage erlitten, so daß schließlich die fünf Orte ihre Truppen zurückzogen. Auch erwachte das Mißtrauen gegen den alten, immer treulosen Erbfeind Österreich. Mancher Einsichtige hat damals wohl im stillen zugegeben, daß Zwingli mit seinen ernsten Warnungen vor dem fremden Kriegsdienste doch recht gehabt habe!

Aber mehr noch als diese beiden Faktoren haben die im Innern des Landes drohenden Bauern- und Wiedertäuferunruhen hüben und drüben den Kriegseifer gedämpft.

Wenn von den Wiedertäufern die Rede ist, so denkt man zunächst an die Verwerfung der Kindertaufe als das besondere Kennzeichen dieser Richtung. Allein diese Frage, ob die Kindertaufe göttlich berechtigt sei oder nicht, hatte nicht den Anstoß zu dieser für die Reformation so verhängnisvollen Bewegung gegeben. Dachten doch anfänglich einzelne Männer des reformatorischen Kreises, wie Oekolampad und Zwingli über den Wert der Kindertaufe ähnlich wie diejenigen, welche sich später als Wiedertäufer absonderten. Diese bildeten zuerst, wie wir sagen würden, den äußersten radikalen Flügel der Evangelischen, welchem das Vorgehen Zwinglis und der Reformatoren zu langsam und zu maßvoll, im Niederreißen der bestehenden kirchlichen Einrichtungen und Gebräuche zu wenig konsequent erschien. Sie waren auch die ersten, welche die Fastengebote übertraten, die Bilder beseitigten und die Forderungen der Reformatoren in die Tat umsetzten. Darum war es für Zwingli so peinlich, ihnen, als sie mit ihrem ungestümen Drängen zu weit gingen, und der verborgene tiefere Gegensatz zwischen ihnen und den Reformatoren offenbar wurde, entgegenzutreten, weil sie zu seinen treuesten und eifrigsten Anhängern gehört hatten. Aber es mußte sein, denn es handelte sich nicht bloß um eine langsamere oder etwas raschere Entwicklung des Reformationswerkes, sondern um Sein oder Nichtsein des Evangeliums. Die Verwerfung der Kindertaufe durch die „Spiritenses“ oder Geistesmenschen, wie sie anfänglich bezeichnet wurden, wurde erst das Kennzeichen dieser schwärmerischen

Digitized by Google

Richtung, als sie im Jahr 1524 mit dem deutschen Wiedertäufer Balthasar Hubmeier in Waldshut und dem schwarmgeistigen Propheten Thomas Münzer in Berührung kamen. An sich war die Frage nach der Berechtigung der Kindertaufe ein untergeordneter Punkt, und die Schwarmgeister konnten sich nicht ohne Grund auf den Buchstaben der Schrift berufen. Aber je mehr sich alle unruhigen schwärmerischen Elemente in der Opposition gegen die Kindertaufe zusammenfanden, je mehr die Forderung der Wiedertaufe und der Erwachsenentaufe zum Symbol dieses radikalen alles Bestehende niederreißenden Geistes wurde, desto mehr erkannten Zwingli und Oekolampad, daß mit der Kindertaufe die Volkskirche und ihre erzieherische Einwirkung auf das Ganze des Volkslebens im Sinne des Evangeliums gefährdet sei. Die Wiedertäufer haben zwar mit großem Nachdruck betont, daß die Kirche, welche sie erstrebten, bestehend aus lauter Erweckten, Bekehrten und Wiedergeborenen, erst die wahre christliche Gemeinde sei, die Wiederherstellung der Kirche der Apostel Jesu, während die Reformatoren, Luther und Zwingli, auf halbem Wege stehen geblieben und ihre Reformationen „ein mit teuflischer Klugheit ausgedachtes Mittelding seien". Sie, welche allein „im Gehorsam gegen die Schrift" mit allen Forderungen des Evangeliums Ernst machten, den Eid, die Zehnten und die Obrigkeit verwarfen und das Kommen des Reiches Gottes auf Erden vorbereiteten, seien die einzig wahren Jünger und Nachfolger Christi. Sie haben allerdings manches Bibelwort buchstäblich erfüllt. Aber sie sind doch damit dem Willen Gottes ungehorsam gewesen. Der Geist, der sie trieb, war nicht der gute und heilige Geist des Vaters im Himmel, sondern ein trüber, unheimlich düsterer und unruhiger Geist, der nicht zu einer Reformation, sondern zur Revolution führte, der die Kirche in Wirklichkeit nicht zu einer vom heiligen Geiste geleiteten Gemeinde, sondern zu einer der Willkür, der Engherzigkeit und dem Fanatismus preisgegebenen Sekte herabdrückte, in welcher die tollsten und blödesten Kindereien unter dem Einfluß dieses Geistes getrieben wurden. Hat doch z. B. das Wort „werdet wie die Kinder" einzelne Täufer veranlaßt, auf dem Boden sitzend mit Spielzeug zu spielen, und ärgeres mehr.

Das Haupt der Wiedertäufer in Zürich war Konrad Grebel. Er gehörte einer angesehenen Zürcher Familie an, aber er war ein leichtsinniger und unruhiger Mensch. Von Zwinglis gewaltigem Geist wurde er zwar erfaßt und hingerissen, aber doch nicht innerlich umgewandelt, so daß er sich, als seine ehrgeizigen Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, von Zwingli abwandte und der Führer der unzufriedenen Radikalen wurde. Mit ihm gingen Hand in Hand Felix Manz von Zürich und Blaurock von Chur. Zunächst suchte Zwingli durch Güte und Belehrung die unruhigen Schwärmer auf den rechten Weg zurückzubringen und ihnen die Verkehrtheit und Gefährlichkeit der Absonderung und der Rotten deut-

Digitized by Google

lich zu machen, wie dadurch „die schwachen und kranken Schäflein, die auch noch in den Schafstall Christi gehören", unwillig und abfällig würden. Er rechtfertigte auch die Kindertaufe als neutestamentliches Gegenstück zur Beschneidung des alten Bundes. „Christenkinder", sagte er, „sind nicht weniger Gotteskinder als ihre Eltern. Sind sie nun Gotteskinder, wer will ihnen die Wassertaufe wehren?" Allein alles Zureden half nichts. Die Täufer wurden immer hartnäckiger und fanatischer und gingen schließlich zur offenen Absonderung und Bildung von eigenen Abendmahlsgemeinschaften über. Um die gegen sie angewandten strengen Maßregeln zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß es nicht etwa eine stille, harmlose Gemeinschaft war, welche bloß Duldung begehrte, sondern eine unheimlich rasch um sich greifende, gegen Kirche und Obrigkeit höchst feindselige Umsturzpartei, deren Existenz die Errungenschaften der Reformation und die Grundlagen des Staates, der Sittlichkeit und der Kultur bedrohte. Zwingli selbst bekennt, daß alle bisherigen Kämpfe,

Abb. 23. Nützliche Betrachtung des wahren Lichtes: Und der Finsternis der jetzigen Welt. Zeichnung von Conrad Meyer.

die er zu führen hatte, ein Kinderspiel waren gegenüber dem Kampf mit den Täufern. Die Täuferei mußte um jeden Preis unterdrückt werden. Wie sollte Zwingli mit Erfolg die Freiheit verteidigen gegen Rom, wenn aus dem eigenen Lager ihm in den Rücken geschossen wurde? Wie sollte er sein Befreiungswerk vollenden, wenn eine neue Sklaverei, ein neuer Betrug drohte, der ärger war als die Knechtschaft Roms? Und mußte nicht jedem ehrlichen Freunde der Religion, den Laien fast noch mehr als den Geistlichen, die Zornesader anschwellen, wenn er sehen mußte, wie diese übergeistlichen, tollen Schwärmer sich anschickten, das herrliche Werk zu verunstalten, für das schon das Blut der Märtyrer geflossen war?

Die Regierungen der evangelischen Stände, vorab der Rat von Zürich, ließen keine Mittel der Güte unangewendet, um die Irregeführten zurecht zu bringen und zögerten lange, bis sie Gewalt gebrauchten. Schon das zweite Religionsgespräch in Zürich vom Oktober 1523 war hauptsächlich ihretwegen angeordnet worden. Am 17. Januar 1525 fand eine neue Disputation speziell über die Kindertaufe statt, worauf der Rat durch ein

Digitized by Google

Mandat befahl, daß alle ungetauften Kinder innerhalb acht Tagen zur Taufe gebracht werden müßten. Als auch das nichts fruchtete, die Täuferei vielmehr um sich griff, wurde über einzelne die angedrohte Strafe der Landesverweisung verhängt. Andere, unter ihnen die Führer Grebel, Manz und Blaurock, wurden gefangen gesetzt, konnten aber entfliehen.

Unmittelbar darauf, im April 1525, brach die Bauernrevolution aus, welche mit der Täuferbewegung in einem gewissen inneren Zusammenhang stand. Von Deutschland her, wo die Anfänge dieser gewaltigen Massenerhebung bis in die vorreformatorische Zeit zurückreichen, pflanzte sich die Auflehnung der Bauern gegen ihre wirklichen und vermeintlichen Peiniger und Bedrücker gleich einer Welle bis in unser Land fort. Die wahre Ursache dieser Bewegung war durchaus sozialer Art, wurzelnd in der Unzufriedenheit der Bauern über die Lasten und Fronden, welche sie zugunsten der Herren, der Klöster und Städte zu tragen hatten. In diese allgemeine heimliche Gärung fiel wie ein zündender Funke Luthers Wort von der „Freiheit des Christenmenschen", und nun bemächtigte sich die erregte Masse des willkommenen Evangeliums von der Bruderliebe, der Freiheit und Gleichheit, um seine sozialen Forderungen damit zu rechtfertigen oder zu verdecken. Daß die Reformation den Anlaß zu dieser Bewegung gegeben hätte, wie ihr schon in jener Zeit von katholischer Seite vorgeworfen wurde, ist nicht wahr. Allerdings haben schon zu Anfang der religiösen Bewegung die geängstigten geistlichen Herren den Junkern und Adeligen prophezeit: „jetzt geht es über uns, nachher seid ihr dran" — in gewissem Sinne ist es auch wahr geworden —, aber mit dem Bauernkrieg hat die Reformation innerlich nichts gemein, sowenig als ursprünglich mit den demokratischen Bewegungen der städtischen Bürgerschaft. Es haben zwar evangelische Prediger, wie Karlstadt in Deutschland und Röubli in der Schweiz, in der aufreizendsten Sprache die fundamentalen Rechte der Bauern von der Kanzel herab verteidigt. Aber das waren eben jene Schwarmgeister, die später mit demselben bitterbösen Haß Luther in Wittenberg und „den Endchrist am Großmünster" (Zwingli) verlästerten und bekämpften. Am deutlichsten geht die Tendenz der Bauernrevolution aus dem mit christlichen Ausdrücken verbrämten, aber durchaus agrarischen Programm der süddeutschen Bauern, den zwölf Artikeln, hervor, welche von den Vertretern der Bauern zu Memmingen aufgestellt worden waren und überall bis in die entferntesten Ausläufer der Bewegung ein kräftiges Echo fanden. Ihre Begehren waren: Aufhebung der Leibeigenschaft, Abschaffung des kleinen Zehntens, Freiheit der Jagd, Wiederherstellung der Gemeindewaldungen und Allmenden, freie Pfarrwahl, Freizügigkeit und Milderung der Bußen. Da, wo vorher die Wiedertäufer ihr Wesen getrieben und die Sinne verwirrt hatten, fiel diese neue Botschaft vom „göttlichen Recht" der Menschen auf fruchtbares Erdreich.

Der Aufstand brach ziemlich gleichzeitig in der Basler Landschaft, in

Digitized by Google

Zürich, im Thurgau und im St. Gallischen aus. Bauernrotten überfielen am 23. April 1525 das Kloster Rüti und das Johanniterhaus Bubikon und plünderten, worauf sie den Ratsboten von Zürich ihre Begehren in 27 Artikeln einreichten. Doch war die ganze Bewegung zu planlos und ungeordnet, als daß sie hätte Erfolg haben können. Die blutige Niederwerfung des Aufstandes in Deutschland lähmte vollends die Bewegung in der Schweiz, so daß die Bauern schließlich froh sein mußten, als sie, wenigstens in Zürich, ein geringes Zugeständnis bezüglich des kleinen Zehntens herausschlugen. Im Thurgau und in St. Gallen stellten die Schirmorte die Ordnung wieder her. Schaffhausen unterdrückte den Aufstand mit brutaler Gewalt, während Basel den Bauern einige Konzessionen machte. Zwingli, auf den sich die Memminger Bauern auch berufen hatten, nahm eine vermittelnde Stellung ein und erklärte furchtlos den Aufstand als eine Folge „des Überdranges der Gewaltigen". Er erkannte manche Forderungen der Bauern, wie die der Aufhebung der Leibeigenschaft, unumwunden an und befürwortete ein weitgehendes Entgegenkommen. Andererseits legte er den Bauern auch die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit und die Gesetze ans Herz. Leider fand er beim Rate so wenig Gehör, daß auch das im ersten Schrecken gemachte kleine Zugeständnis wieder zurückgezogen wurde.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, mußte der immer mehr um sich greifenden Täuferei im Interesse des Reformationswerkes mit allem Nachdruck entgegengetreten werden. Namentlich unter dem Landvolk war die Sympathie für diese unruhigen, mit dem geheimnisvollen Nimbus des Prophetischen umgebenen Schwärmer so groß, daß die Fälle von Taufverweigerung und Absonderung immer häufiger wurden. Gleich einem verheerenden Feuer breitete sich die Bewegung in den benachbarten Kantonen Thurgau, St. Gallen, Schaffhausen, Basel und Bern bis in die Täler von Graubünden aus. In St. Gallen hatte Grebel unter freiem Himmel Versammlungen abgehalten und die Wiedertaufe vollzogen. In Graubünden hatten die aus Zürich verbannten Täufer Blaurock und Manz Gemeinden gegründet. In Basel hatte Oekolampad, der bezüglich der Kindertaufe selbst lange geschwankt hatte, freilich ohne je die Schwärmerei und Absonderung der Täufer zu billigen, durch freundliche Belehrung die Irrenden zu gewinnen gesucht. Mit demselben Mißerfolg, den auch eine erneute Disputation in Zürich am 6. November 1525 hatte. Auch in Bern bereitete das Auftauchen der Täufer den für ihre Existenz kämpfenden Evangelischen die größten Verlegenheiten. Hier wurden Hubmeiers Schriften eifrig gelesen, und das Auftreten des beredten St. Galler Täufers, des aus Zürich verbannten Webers Hochrütiner, machte viele schwankend, sogar vorübergehend Zwinglis Schwager Tremp, einen sonst zuverlässigen Vertreter des Evangeliums. So blieb schließlich kein anderes Mittel mehr übrig als die Anwendung der äußersten Gewalt.

Digitized by Google

Ein Mandat des Zürcher Rates vom 7. März 1526 drohte mit Gefängnis und bei Rückfall mit Ertränken. Nachdem der Rat nochmals ein ganzes Jahr Geduld geübt hatte, wurde die angedrohte Strafe des Ertränkens am 5. Januar 1527 an Manz und später, im September 1528, noch an zwei anderen Täufern vollzogen. Grebel war bereits gestorben.

Der Abt und der Rat von St. Gallen hatten schon vorher Todesurteile gefällt. Diesem Beispiel folgten die übrigen Stände, Graubünden, Basel und Bern, doch meist erst nach Einführung der Reformation. Das „Schwemmen" (Ertränken) der Täufer war ein Akt der Notwehr der Staatsgewalt gegenüber den armen menschlich bedauernswerten Verblendeten.

Von unserem modernen Standpunkt der Glaubens- und Gewissensfreiheit betrachtet erscheint uns freilich die Anwendung der brutalen Gewalt als ein unvereinbarer Gegensatz zum Evangelium, ja als eine unauslöschliche Befleckung der Reformationskirche, die damit sich derselben Sünde schuldig machte, welche sich die römische Kirche mit ihren Ketzerverbrennungen und ihren Inquisitionstribunalen aufgeladen hatte, zumal auch die Folter zur Erpressung von Geständnissen angewendet wurde. Allein man darf nicht ungerecht sein gegen eine Zeit, welche überhaupt in ihrem Strafverfahren roher und unempfindlicher war als die unsere. Es blieb dem Staate tatsächlich kein anderes Mittel mehr übrig. In der Täuferbewegung handelte es sich, es sei dies nochmals wiederholt, nicht um die theologische oder kirchliche Streitfrage der Kindertaufe, sondern um die Existenz der Volkskirche, des Staates und der sittlichen Ordnungen der Kultur, welche durch die Schwärmerei, die Absonderung, die Verweigerung des Kriegsdienstes, der Steuern und Zehnten, des Eides, sogar der Ehe im höchsten Grade gefährdet waren. Allerdings war nun, entgegen den ursprünglichen Absichten der Reformatoren, infolge der Unterdrückung der Täuferei die Ausbildung des konsequenten Staatskirchentums und der Staatsreligion geschichtlich notwendig geworden, geboren aus dem Drang dieser schweren Zeit. Aber ohne Staatskirche wäre die Reformation bald von der Bildfläche verschwunden, und die in ihrem Wesen nicht evangelische, sondern katholische Täuferbewegung hätte in kurzer Zeit dazu geführt, die Masse der Unentschiedenen der alten Kirche in die Arme zu treiben und in dem bevorstehenden unvermeidlichen Ausgleich mit den Waffen die Widerstandskraft der evangelischen Staaten zu lähmen und zu brechen.

Kaum war wieder etwas Ruhe eingetreten, so verlangten nun die katholischen Stände gebieterisch, daß die Reformationsangelegenheit für die ganze Eidgenossenschaft erledigt werde. Sie glaubten diese Forderung um so eher stellen zu dürfen, als sie inzwischen, 1524 und 1525, selbst die Abbestellung der dringendsten kirchlichen Mißstände, Ablaß, Hurerei der Priester, Kurtisanen und Ausschreitungen der geistlichen Machthaber

Digitized by Google

beschlossen hatten. Sie wollten auch diesen Reformvorschlägen durch ein eidgenössisches Konkordat allgemeine Gültigkeit verschaffen und dann um so energischer von Zürich die Rückkehr zu dem unmehr gereinigten alten Glauben verlangen. Man kann den eidgenössischen Ständen den Ernst zu reformieren nicht absprechen. Aber einen Wert hatte dieses Reformprojekt nicht, da es bloß die Auswüchse entfernen wollte, aber das Übel nicht an der Wurzel anfaßte. Wie konnte auch von den Priestern Keuschheit verlangt werden, wenn die Wurzel aller Unsittlichkeit, der zwangsmäßige Zölibat, beibehalten wurde! Daß die Kirche übrigens auch zu der winzigsten Reform unfähig und unwillig war, geht schon daraus hervor, daß der Bischof von Konstanz alsbald Protest gegen diese ohne die Mitwirkung der kirchlichen Obrigkeit vorgesehene Reform erhob! Endlich wehrten sich auch einige Stände, wie Bern, welches weitgehendere Reformen vorgeschlagen hatte, gegen jede Anwendung des Zwanges gegenüber Zürich. So schrieben nun, als auf diesem Wege nichts erreicht wurde, die alten Orte eine allgemeine Disputation nach Baden aus. Schon 1524 hatte sich der streitbare Gegner Luthers, Dr. Johann Eck von Ingolstadt auf Anregung Fabers zu einer Disputation angeboten. Das Anerbieten war von den Eidgenossen angenommen worden, aber der Bischof von Konstanz hatte in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die Sache hintertrieben. Der Plan wurde 1526 aufgenommen und das Gespräch auf den 16. Mai angesetzt. Die schweizerischen Bischöfe und alle Stände außer Zürich waren vertreten. Letzteres, und zwar Zwingli wie der Rat, weigerten sich, daran teilzunehmen, da Baden kein neutraler Ort war und auch die Bedingungen des Gesprächs für die Evangelischen möglichst ungünstig waren. Zudem drohte für Zwingli Gefahr. Denn noch bestand ja der Beschluß, ihn gefangen zu nehmen, sobald er gemeineidgenössischen Boden betrete. Noch galt der Satz, der Huß ins Verderben stürzte, daß man einem Ketzer das Ehrenwort nicht zu halten brauche. So erschienen von den evangelischen Führern nur Oekolampad und Haller. Zwingli beschränkte sich darauf, die Ausführungen der katholischen Disputanten, Eck und Faber, schriftlich zu widerlegen und seine Bemerkungen durch tägliche Boten seinen Freunden zuzustellen. Eck hatte sieben Thesen über die streitigen Punkte vorgelegt und disputierte nun während drei Wochen mit Oekolampad und Haller. Haller redete etwas ungeschickt. Er war von Natur eher zaghaft, dazu durch die parteiische Leitung eingeschüchtert, und infolge der Bedingungen des Gesprächs nicht frei zu reden, was er wollte. So kam alles auf Oekolampad an, dessen Reden einen tiefen Eindruck machten. Trotzdem war der Erfolg auch seiner Reden dem gewandteren Eck gegenüber nicht durchschlagend, und unter den Evangelischen in Deutschland ging nachher das Gerücht, er habe „auf alles zaghaft und schwach geantwortet und sei mit aller Macht zu Boden gestrecket". Übrigens war die Sache schon vor Beginn des Ge-

Digitized by Google

sprächs entschieden. Die Übertragung der Leitung an ausgesprochene Gegner der Reformation bewies, daß die Mehrheit der Standesabgeordneten von vornherein entschlossen war, das Gespräch zu einer entscheidenden Niederlage der Evangelischen zu gestalten. Es schien auch so zu sein. Von 92 anwesenden Priestern stimmten 82 den Sätzen Ecks zu. Im Vollgefühl des Sieges triumphierte Murner: „jetzt sei Zwinglis Lehre widerlegt und von ihm selbst durch sein feiges Ausbleiben als unhaltbar erwiesen, er und seine Anhänger seien fortan als ehrlose, meineidige, kirchenräuberische und gottvergessene Leute zu betrachten, vor deren Gemeinschaft ein jeder Biedermann erröten und fliehen müsse." Die anwesenden Ratsboten beschlossen denn auch, Zwinglis Lehren und Schriften im Gebiet der Eidgenossenschaft zu verbieten, die Messe zu erhalten oder wieder aufzurichten, die Befolgung der Fastengebote zu erzwingen und der geistlichen Obrigkeit das Recht zu geben, die Geistlichen und die Bücher einer strengen Zensur zu unterwerfen. Das war der Ausgang des Badener Gespräches.

Die Evangelischen befürchteten das Schlimmste. Oekolampad erwartete, daß man ihn in Basel nicht mehr werde predigen lassen. Auch Haller mußte auf neue Angriffe gefaßt sein, denn er hatte in der letzten Zeit den schweren Anfeindungen nur mühsam standhalten können, und nach Baden waren er und der Pfarrer Kunz von Erlenbach befohlen worden, um „ihrer Lehr Rechenschaft zu geben". Wie würde es ihm erst jetzt nach der unglücklichen Disputation gehen, nachdem ihn der Luzerner Chronist Salat als „einen auserwählten Schweiger seines Glaubens" verspottet hatte? Aber der so fein ausgeklügelte Plan mit der Badener Disputation, welche der Reformation den Hals hätte brechen sollen, wurde vereitelt, und zwar durch die plumpe Rücksichtslosigkeit der Sieger und ihre verdächtige Hast, die Früchte des Sieges einzuheimsen. Gerade in Bern, welches in erster Linie durch das Badener Gespräch für den alten Glauben hatte zurückgewonnen werden sollen, trat als unerwartete, aber direkte Nachwirkung dieser Disputation der entscheidende Umschwung zugunsten der neuen Lehre ein.

7. Kapitel.

Der Umschwung in Bern und Basel und der erste Kappelerkrieg.

Der Rat von Bern, ehrlich entschlossen, den Badener Beschluß auszuführen, stellte an Haller alsbald die Anfrage, ob er wieder Messe lesen wolle. Haller lehnte das Ansinnen ab: lieber wolle er freiwillig die Stadt verlassen, als wider Gottes Ehre die Messe lesen. Wie er diese Erklärung abgab, entstand ein großer Tumult zwischen seinen Gegnern und Freunden. Als es in der Stadt ruchbar wurde, daß es wegen Haller Streit

Digitized by Google

gebe unter den Räten, rottete sich ein großer Haufen Volks zusammen und stürmte die Rathaustreppe hinauf, um den geliebten Prädikanten zu schirmen. Auf die Ratsherren machten die würdige und tapfere Erklärung Hallers und die Haltung des Volkes einen tiefen Eindruck, so daß sie Haller, wie sie mußten, zwar die Chorherrenpfründe entzogen, aber ihm noch für zwei Jahre den Genuß der Stiftsstelle zusprachen und ihn zugleich unabhängig von dem Stift zum Prediger wählten. Und nicht nur erließ man ihm das Messelesen, sondern man forderte ihn auf, zu seinen bisherigen Predigten noch in der Woche zu predigen. Ermutigt und gestärkt durch diese unerwarteten Erweise von Anerkennung und Güte, fuhr Haller fort, das Evangelium zu predigen, und die Bürgerschaft wendete sich nun immer entschiedener der Reformation zu.

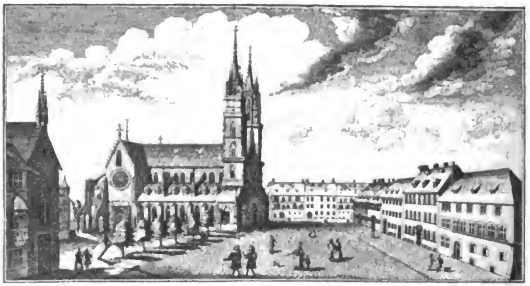


Abb. 24. Das Münster zu Basel.

Zu diesem Umschwung trug auch das unerklärliche Vorgehen der alten Orte bei. Sie verlangten ziemlich schroff die Durchführung der Badener Beschlüsse, ohne Bern die Mitwirkung an der Herausgabe der Akten zu gestatten. Diese Arbeit, über der ein wahres Verhängnis waltete, war dem Thomas Murner übertragen. Da aber außer den offiziellen Schreibern niemand hatte Notizen machen dürfen, da ferner Murners Erkrankung die Veröffentlichung der Akten verzögerte und die Einsichtnahme der Akten, ja selbst eine Abschrift derselben verweigert wurde, so munkelte man bald allgemein, es werde wohl doch nicht so weit her sein mit dem Siege Ecks, und die Katholiken dürften Grund haben, die Akten nicht zu zeigen. Der treue Eckart der Berner Reformation, der Staatsmann Niklaus Manuel, griff wieder zur Feder und gab in seiner „Dr. Eckens Badenfahrt“ mit dem Zürcher Dichter Utz von Eckenstein die über-

Digitized by Google

mütigen Sieger dem Spott der Mitwelt preis. Als endlich im Mai 1527 die Akten wirklich erschienen, nahm sie niemand mehr ernst, trotzdem sie, wie das 1720 aufgefundene Original beweist, eine richtige Wiedergabe der Disputation sind. Jedermann vermutete in ihnen eine Fälschung Murners, wofür man den eingefleischten Hasser der Reformierten schon fähig hielt. Als nun die alten Orte auf Grund der Disputation die Unterdrückung der evangelischen Predigt verlangten und noch die Unklugheit begingen, mit den Untertanen Berns direkt zu verhandeln, wies man die ungehörige Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Standes Bern entschieden zurück. Damit war der Bruch vollzogen. Haller erhielt 1527 in Franz Kolb, der schon früher in Bern gewirkt hatte, einen gleichgesinnten Mitarbeiter. In den Osterwahlen dieses Jahres kam der Umschwung der Gesinnung zu einem deutlichen Ausdruck, indem einige altgläubige Ratsmitglieder, Sebastian von Stein und Kaspar von Mühlinen, der Hallern übelwollende Abgeordnete in Baden, aus dem kleinen Rate entfernt und durch Evangelische ersetzt wurden. Das Reformationswerk kam durch ein neues Mandat in Gang. Die Klöstergüter wurden aufgeschrieben zur Vorbereitung der Aufhebung der Klöster. Zugleich wurde, um der Reformation eine feste Grundlage zu geben, ein Religionsgespräch beschlossen, welches am 6. Januar 1528 in der Franziskanerkirche eröffnet wurde. Da die Disputation nicht nur der Durchführung der Reformation im eigenen Lande, sondern auch zur Beilegung des Glaubensstreites in der Eidgenossenschaft dienen sollte, so waren auch die Bischöfe als „die obersten Seelsorger und Hirten, für die sie wollen geachtet werden", beim Verlust ihrer Gebiete und Rechte aufgeboten und die Eidgenossen eingeladen, unter Zusicherung freien Geleites und strenger Ordnung. Als Bedingung war festgesetzt worden, daß nur die Heilige Schrift gebraucht werde. Die Ausschreibung der Disputation machte das größte Aufsehen. Die alten Orte, die sich über Zwinglis „feiges Auskneifen" in Baden lustig gemacht hatten, lehnten die Einladung ab. Die Bischöfe blieben ebenfalls aus. Murner schrieb eine solche Schmähschrift, daß er Luzern verlassen mußte. Eck polterte gegen die neue Disputation. Selbst der deutsche Kaiser Karl V. mahnte davon ab und vertröstete Bern auf das nächste baldige Konzil. Man fühlte allgemein, wieviel auf dem Spiele stehe, wenn Bern in das evangelische Lager übergehen würde, aber man konnte nichts machen. Die altgläubige Partei war nur schwach vertreten. Um so glänzender und allgemeiner war die Beteiligung der Evangelischen. Zwingli und der Bürgermeister Rönst erschienen mit 40 Pfarrern von Zürich, mit ihnen Ambrosius Blarer von Konstanz, Konrad Som von Ulm, Christoph Schappeler von Memmingen, Vadian von St. Gallen. Diese alle waren von 300 bewaffneten Zürchern begleitet, da die fünf Orte das freie Geleite verweigert hatten. Sie wurden in Lenzburg von dem bernischen Ehrengeleite empfangen. Ferner erschienen

Digitized by Google

von Straßburg die Reformatoren Butzer und Capito, von Basel Oekolampad, und die ganze Geistlichkeit des Freistaates Bern. Das Gespräch verlief unter allgemeiner Anteilnahme der Behörden und der Bevölkerung. Haller und Kolb verlasen die Schlußreden, Zwingli und Oekolampad übernahmen hauptsächlich ihre Verteidigung. Von den anwesenden Katholiken vertraten Dr. Konrad Treyer von Freiburg und Pfarrer Hutter von Appenzell ihren Standpunkt nicht ungeschickt, doch vermochten sie gegen Zwingli nicht aufzukommen. Zwingli predigte neben den Verhandlungen jeden Tag im Münster und bewirkte damit die Abschaffung der Messe und die Entfernung der Bilder. Der Meßpriester des Tages, an welchem Zwingli über die Messe predigte, war im Meßgewand am Altar, um nach der Predigt die Messe zu beginnen. Aber Zwinglis Worte machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er unwillig sein Meßkleid auszog und ausrief: „Steht es so mit der Messe, so will

Ein kurtze gmei
ne form/ kinder zetouffenn/
Die Ee zebeſtäten. Die predig an=
zefahen vnd zů enden/ wie es
zů Bernn gebruchr
wirdt.

Abb. 25. Titelblatt des ersten bernischen Taufbüchleins.

ich jetzt und nimmermehr Messe halten." Die zehn Schlußreden des Gesprächs unterschrieben die meisten Priester und Klosterleute. Dieselben erhielten durch das Mandat vom 7. Februar 1528 Gesetzeskraft, und bald darauf erklärten auch die Landgemeinden mehrheitlich ihre Zustimmung zur Glaubensänderung. Nur das Oberland wollte beim alten Glauben bleiben. Die bernische Kirche wurde nun nach dem Vorbild der Zürcher Kirche in Lehre und Kultus geordnet. An die Stelle der geistlichen Gewalt des Bischofs trat der Staat, der durch Chor- und Ehegerichte die Kirchenzucht (Kirchenbann) ausüben ließ. Ferner wurde eine Schule zur Heranbildung von Geistlichen gegründet und an dieselbe Kaspar Megander, Rhellikan und Sebastian Hofmeister berufen. Mit Zürich schloß Bern ein Schutz- und Trutzbündnis.

Die Berner Disputation war für die weitere Entwicklung der Reformation in der Schweiz von größter Bedeutung. Man kann wohl sagen,

Digitized by Google

sie entschied den Sieg der Reformation. Auf Zwinglis Betreiben hatten sich schon 1527 Zürich und Konstanz zu einem „christlichen Burgrecht" zusammengeschlossen. 1528 trat ihm Bern bei, zu Ende des Jahres St. Gallen, wo die Reformation ohne Unruhe langsam, aber stetig durchgeführt worden war, und die freien, mit den Eidgenossen verbündeten Städte Biel und Mühlhausen. In Biel war Dr. Thomas Wyttenbach bereits gestorben, aber die von ihm gesäete Saat war aufgegangen. Nach der Berner Disputation führte der Rat von Biel die Reformation durch. Selbst Solothurn hoffte Zwingli gewinnen zu können. Die Reformation hatte unter der Geistlichkeit und der Bevölkerung Wurzel gefaßt. Aber einstweilen war der Widerstand eifriger Gegner, des von Bern weggezogenen Dekans und nachmaligen Probstes Löubli und des Stadtschreibers Hertwig gegenüber den Bemühungen der Evangelischen zu stark. Hingegen in Basel brachte die Berner Disputation den Stein ins Rollen.

In Basel war der Rat anfänglich der Reformation nicht ungünstig gesinnt; aber je länger desto mehr neigte er sich, durch allerlei Rücksichten gebunden, der Aufrechterhaltung der alten kirchlichen Ordnung zu, so daß die Bürgerschaft die Reformation schließlich durch eine wenn auch unblutige Revolution erzwingen mußte. Als das durch alte Freundschaft mit Basel eng verbundene Bern die Reformation durchführte, da begnügte sich die Bürgerschaft nicht mehr mit den vereinzelten Reformen, die der Rat bisher zugestanden hatte, sondern verlangte ungestüm ihrerseits „einhelliges Predigen", aber jetzt im Sinne des neuen Glaubens. Noch wollte der Rat den Grundsatz aufrecht halten, daß jeder seines Glaubens leben und es mit der Messe nach seinem Belieben halten dürfe, als am Charfreitag und Ostermontag 1528 die ungeduldige Menge die Bilder gewaltsam aus den Kirchen St. Martin und Augustinern entfernte. Der Rat setzte die Übeltäter gefangen. Da rotteten sich ihre Freunde zusammen und forderten stürmisch ihre Freigebung. Der Rat wollte wieder etwas entgegenkommen und befahl nun selbst die Entfernung der Bilder aus fünf Kirchen der Stadt, in der Hoffnung, wenigstens die anderen dem katholischen Kultus erhalten zu können. Darin erkannten aber die Freunde der Reformation mit Recht eine ganz gefährliche Maßregel, durch die Basel zu einer paritätischen Stadt gemacht und in seiner gedeihlichen Entwicklung gelähmt worden wäre. Sie wollten jetzt keine „Zwiespältigkeit" mehr und beschlossen auf einer zahlreich besuchten Volksversammlung in der Gartnern Zunft Weihnachten 1528 eine Petition an den Rat, er möchte das zwiespältige Predigen und die Messe abschaffen. In diesem Schritte erblickten die Altgläubigen den Anfang der Revolution und bewaffneten sich, worauf sich auch die Evangelischen mit Waffen versahen. Der Ausbruch des Bürgerkrieges stand unmittelbar bevor. Von Oekolampad und den Zünften zur Vermittlung gerufen, kamen Gesandte

Digitized by Google

von Zürich, Bern, Schaffhausen, Mühlhausen und Straßburg. Auch die alten Orte schickten ihre Gesandten. Sie hatten aber einen schweren Stand, nachdem ihre Räte der Stadt Basel bei der letzten Bundesbeschwörung den Eid verweigert hatten. Die Vermittler schlugen eine allgemeine Disputation auf Pfingsten 1529 vor. Aber ehe sie stattfand, brach, durch die offenkundige Parteinahme des Rates für die Altgläubigen veranlaßt, im Februar der Volkssturm aus und fegte die Bilder

Abb. 26. Simon Grynaeus.

und Götzen, die Messe und die Pfaffen, die altgläubigen Räte, den Bischof Marins und den katholischen Bürgermeister Meltinger hinweg. Die Evangelischen hatten vor dem Rathaus Geschütze aufgepflanzt, um ihrer Forderung einer kirchlichen und politischen Reform nötigenfalls Nachdruck zu verleihen. Angesichts dieser ernsten Entschlossenheit der Bürgerschaft gab der Rat den Widerstand auf. Das Domkapitel, der Bischof, der Bürgermeister, Erasmus und Glarean, flohen, und am 14. Februar wurde im Münster zum ersten Male evangelischer Gottesdienst gehalten. Als die Boten der Eidgenossen ankamen, fanden sie eine reformierte Stadt. Basel

Digitized by Google

trat in den Bund der evangelischen Städte, das christliche Burgrecht mit Bern, Zürich, Biel, St. Gallen und Konstanz. An die Spitze der Basler Kirche trat nun als Antistes Oekolampad, auf dem die ganze Last der kirchlichen Verhältnisse lag. Auch die Universität, die durch den Wegzug der katholischen Humanisten schwer geschädigt worden war, mußte neu geordnet werden. Sie wurde eine konfessionelle Hochschule, an die u. a. Simon Grynaeus, Sebastian Münster und Oekolampad berufen wurden. Sie fristete aber noch lange nur ein kümmerliches Dasein. Die Säkularisation der Klostergüter, mit der der Rat 1525 begonnen hatte, gab dem Staate die Mittel zur Besoldung der Prädikanten und zur Einrichtung der Armenpflege in die Hand. Oekolampad entwarf die Reformationsordnung, welcher der Rat am 1. April 1529 Gesetzeskraft verlieh.

Mit verbissenem Groll hatten die alten Orte der Entwicklung der Dinge in Bern und Basel zugesehen, ohnmächtig sie aufzuhalten. Das Bündnis der beiden stärksten Stände Zürich und Bern mit den anderen evangelischen Städten ermunterte nicht nur die Evangelischen in den gemeineidgenössischen Gebieten, sich offen für die Reformation zu erklären, sondern bedeutete je länger desto mehr eine Bedrohung der alten Stände. Im aargauischen Freienamt schlossen sich Mellingen und Bremgarten, wo Bullingers Vater schon längst in evangelischem Sinne gewirkt hatte, der Reformation an. Dadurch wurde auch die strategisch so wichtige Verbindung zwischen Zürich und Bern hergestellt. Im Thurgau beschloß Ende 1528 eine Landsgemeinde in Anwesenheit der eidgenössischen Boten, „in äußerlichen Dingen den regierenden Orten Gehorsam zu leisten, aber in Sachen des Gotteswortes sich an Zürich zu halten und deswegen keine Verfolgungen mehr zu dulden". Da auch aus dem Toggenburg und Rheintal Hilfegesuche an Zwingli abgingen, so einigten sich Zürich und Bern auf den Grundsatz, in den Untertanenländern die evangelischen Geistlichen und mehrheitlich evangelischen Gemeinden zu schützen. Aber ebenso entschieden war der Entschluß der alten Orte, in diesen Gebieten den alten Glauben aufrecht zu erhalten, da die Mehrheit der regierenden Stände darüber entscheiden müsse. Sie fürchteten, ihren Einfluß und die einträglichen Vogtstellen in den Untertanenländern zu verlieren, wenn sie reformiert würden. In ihrem Widerstand bestärkte sie auch die Hoffnung, daß der Kaiser bald in Deutschland die Ketzerei niederwerfen werde. Auch galten die Rüstungen Österreichs im Jahre 1528 ausgesprochenermaßen der gewaltsamen Unterdrückung der neuen Lehre in der Schweiz. In dieser Erwartung ließen sich die alten Orte, noch vor Abschluß des christlichen Burgrechtes, zu geheimen Verhandlungen mit König Ferdinand von Österreich verleiten, die im Februar 1529 zu einem förmlichen Bündnis führten. So war die Lage äußerst gespannt und die Existenz der Eidgenossenschaft im höchsten Grade durch Sonderbünde und Bündnisse mit auswärtigen Mächten bedroht.

Digitized by Google

Zwingli, der den Krieg schon längst als die einzige Lösung vorausgesehen und erkannt hatte, war unermüdlich darauf bedacht, daß die evangelischen Stände gerüstet sein möchten. Um zunächst in Zürich nicht durch innere Feinde gehindert und durch die schwerfällige Maschinerie der Verhandlungen in den Räten gehemmt zu sein, ließ er alle mit ihrem Herzen noch am alten Glauben Hangenden aus den Räten entfernen und veranlaßte die Bildung eines mit diktatorischer Macht ausgestatteten „Geheimen Rates". Derselbe hatte in allen wichtigen Fragen zu entscheiden, so daß die ordentlichen Räte daneben nur noch ein Schattendasein führten. In diesem Rate saßen der Bürgermeister, der Oberzunftmeister und Zwingli. Der letztere war von Anfang an die Seele des Rates, je länger je mehr der geistige Lenker der zürcherischen Politik.

War schon die Einrichtung dieses nicht verfassungsgemäßen Rates ein schwerwiegender politischer Fehler, indem in den übrigen Räten Mißtrauen und Feindseligkeiten entstehen mußten, so war es nun um so verhängnisvoller, daß die von Zwingli beratene zürcherische Politik immer aggressiver wurde und förmlich zum Kriege drängte. Es erschien ihm allerdings als eine Forderung der Notwendigkeit, in den Untertanengebieten die Reformation mit Gewalt durchzuführen, denn es lag offen am Tage, daß nur die Anwendung der Gewalt von seiten der fünf Orte die Bevölkerung dieser Gebiete bisher zurückgehalten hatte, sich der Reformation anzuschließen. Zwingli dachte dabei vor allem an die ostschweizerischen Untertanengebiete, an die Länder des Abtes von St. Gallen, vor allem an sein Heimatland Toggenburg, die alle mit Sehnsucht auf die Stunde der Befreiung warteten. Aber seine Pläne und Ziele waren noch weiter ausschauend. Er wollte in der ganzen Eidgenossenschaft die Zustände der Sittenstrenge und Reinheit durchführen, die er in Zürich tatsächlich durchgeführt hatte. Aus der verrufenen lasterhaften Stadt war in kurzer Zeit ein Gemeinwesen geworden, in welchem Zucht, Sitte und Ordnung herrschten. Allein er täuschte sich hierin in doppelter Hinsicht: einmal indem er den wirklichen Wert seiner strengen und harten Sittenmandate doch überschätzte, und sodann in der Annahme, daß das Volk in den Urkantonen ebenso nach evangelischer Freiheit verlangend sei, wie dies in den Untertanenländern der Fall war. Nur so kann man es verstehen, daß Zwingli, entgegen den Abmachungen der mitverbündeten evangelischen Stände, zum Kriege drängte.

Wenn auf zwei Seiten die Überzeugung vorhanden ist, daß ein Krieg die einzige Lösung der unhaltbaren Lage ist, dann ist ein Anlaß bald gefunden. Und an Anlässen fehlte es in der Tat nicht. Einen solchen hatte Zürich schon im Mai 1528 gegeben, als es bedauerlicherweise den thurgauischen Landesweibel Max Weerli, der in Begleitung des unterwaldischen Landvogtes Wirz durch Zürich reiste, gefangen nahm und enthaupten ließ, angeblich weil er die Zürcher Ketzer ge-

Digitized by Google

scholten, in Wirklichkeit, weil er, getreu den Weisungen seiner Stände, die evangelischen Thurgauer unterdrückt hatte. Man darf aber nicht vergessen, daß von seiten der alten Orte noch weit mehr Anlaß zum Kriege gegeben wurde. Ihre Politik war von Anfang durch den Haß gegen Zwingli und die Reformation vergiftet und verblendet, uneidgenössisch und herausfordernd. Sie hätte auch längst zum Kriege geführt, wenn die alten Orte nicht hätten fürchten müssen, durch einen Angriff auf Zürich das noch schwankende Bern ins Lager der Evangelischen zu drängen. Als nun aber Bern die Reformation durchführte, kannte ihr Haß keine Grenzen mehr, und von diesem Haß geleitet suchten die katholischen Stände durch Sendlinge sogar die Untertanen Berns auf dem Lande gegen ihre Obrigkeit aufzuhetzen. Unterwalden unterstützte wider eidgenössisches Recht und Bundestreue die aufständischen Oberländer durch bewaffneten Zuzug in ihrem Kampf gegen die Hauptstadt. Da auch in der Stadt die Anhänger des alten Glaubens sich regten, so war die Lage Berns eine Zeitlang wirklich sehr prekär, und die Aussicht, die Reformation zu halten, gering. Aber es gelang Bern im November 1528, durch einen raschen unblutigen Feldzug unter Niklaus Manuel den Aufstand niederzuwerfen. Da durch diese gewalttätige Einmischung Unterwaldens in die Angelegenheiten eines anderen Standes die Bünde tatsächlich verletzt waren, so stand das gute Recht im Kriege zweifellos auf seiten der Evangelischen. Nun verlangten Zürich und Bern als Strafe den Ausschluß Unterwaldens aus der Tagsatzung auf zehn Jahre und seine Übergehung bei Besetzung der Vogteien. Eben sollte im Freienamt ein unterwaldischer Vogt aufziehen, welcher offen erklärt hatte, er werde den evangelischen Glauben in seiner Vogtei mit Gewalt unterdrücken. Da legten Zürich und Bern Protest ein und verlangten gemeinsam mit allen nicht im Sonderbund mit Österreich stehenden Ständen außer Freiburg, daß der Vogt nicht aufziehe. Aber ihre Gesandten wurden überall mit Hohn und Spott empfangen. In Sarnen fanden sie die Wappen der evangelischen Städte an einem Galgen angenagelt. Man erklärte ihnen, man könne Zürich und Bern nicht mehr als Eidgenossen ansehen und man werde Gut und Blut an die Erhaltung des alten Glaubens auch in den Vogteien setzen. Nun verlangte Zwingli, Zürich und Bern sollten den Aufzug des Vogtes mit Gewalt hindern. Aber noch immer zögerte Bern und mahnte zur Geduld. Durch seinen Gesandten Niklaus Manuel ließ es in Zürich erklären, daß Bern den Krieg nicht anfangen wolle. „Man könne den Glauben nicht durch Spieße und Hellebarden pflanzen, und das Gotteswort lehre nichts anderes denn Frieden und Einigkeit. Nur wenn Zürich angegriffen würde, würde Bern zu den Waffen greifen.“ Es machte in Bern wenig Eindruck, daß Zwingli klagend ausrief: „Der Friede, für den gewisse Leute so sehr eintreten, ist Krieg, nicht Friede, und der Krieg, den ich erstrebe, ist Friede, nicht Krieg. Ich dürste nach niemandes Blut, sondern trachte nach dem

Digitized by Google

einen, daß der Oligarchie der Nerv durchschnitten werde. Wenn dies nicht geschieht, so werden weder das Evangelium noch dessen Diener bei uns sicher sein."

Zwingli hatte nur zu wahr gesehen. Als wollten die katholischen Stände zeigen, wozu sie entschlossen seien, erfolgte im Mai 1529 die rechtswidrige Verhaftung des zürcherischen Pfarrers Jakob Kaiser von Schwerzenbach durch den schwyzerischen Landvogt in Utznach, als derselbe in seiner Heimat, im Gasterland, den dortigen evangelisch Gesinnten predigte. Trotz des Protestes von Zürich wurde Kaiser in Schwyz abgeurteilt und verbrannt.

Die Lage war unhaltbar geworden. Da der Angreifer im Vorteil ist und Zürich auch gerüstet war — was bei den fünf Orten nicht der Fall war —, so drängte Zwingli zum Kriege, obschon auch der Rat von Zürich nicht recht einverstanden war. Aber der unterwaldische Vogt wollte aufziehen, und das mußte um jeden Preis verhindert werden. Am 9. Juni erfolgte die Kriegserklärung von seiten Zürichs. Gleichzeitig wurde Bern um Zuzug gemahnt. Am gleichen Tage zog die Hauptmacht der Zürcher, 4000 Mann stark, über den Albis gegen Kappel. Andere Heeresabteilungen besetzten das Kloster Muri, Utznach, den Thurgau und das Rheintal. Die fünf Orte sammelten sich in aller Eile bei Baar und mahnten das Wallis und Österreich um Zuzug. Ohne Berns Antwort abzuwarten, brach die zürcherische Vorhut ins Gebiet von Zug ein, so daß sich die beiden Heere bei Kappel berührten. Aber ehe es zum Losschlagen kam, knüpfte der Glarner Landammann Hans Äbli, dem der Gedanke an den Bruderkrieg Tränen auspreßte, Vermittlungsverhandlungen an, die gegen den Willen Zwinglis zum Frieden, dem sog. ersten Kappeler Landfrieden führten. Der Aufmarsch eines starken bernischen Heeres bei Bremgarten zum Schutz des Zürchergebietes gab diesen Verhandlungen Nachdruck. Zwingli, der wohl einsah, daß die Entscheidung damit nur aufgeschoben sei, rief dem Landammann zu: „du wirst noch vor Gott Rechenschaft geben müssen für diesen Aufschub. Jetzt geben dir die Feinde gute Worte, weil sie im Sack sind und nicht gerüstet, du glaubst ihnen und scheidest. Wenn sie aber gerüstet sind, werden sie unser nicht schonen, und dann wird niemand scheiden." Zwingli hatte wohl recht. Aber der Krieg war einfach nicht populär. Die Truppen der beiden Heere waren so wenig von kriegerischer Gesinnung erfüllt, daß sie, als den Fünförtigen der Proviant ausging, auf der Grenze zusammen eine Milchsuppe aßen, zu der diese die Milch, die Zürcher das Brot herbeigebracht hatten. Dieser Anblick riß den als Vermittler anwesenden Straßburger Bürgermeister Jakob Sturm so sehr hin, daß er ausrief: „ihr Eidgenossen seid wunderliche Leute, bei aller Zwietracht seid ihr eins und vergeßt der alten Freundschaft nicht". Im Lager der Zürcher herrschte prächtige Manneszucht und Ordnung. Alle Tage wurde gepredigt und gesungen. Zwingli,

Digitized by Google

der mitgezogen war, dichtete für seine Truppen ein Lied, das seine Stimmung während dieser Zeit am deutlichsten wiederspiegelt:

Herr, nun heb den Wagen selb!
Schelb (unnütz) Wird sonst all unser Fahrt.
Das brächt Lust dem Widerpart,
Die dich
Veracht so freventlich.

Gott, erhöh den Namen din
In Der Straf der bösen Böck.
Dine Schaf wiedrum erweck,
Die dich
Lieb haben inniglich.

Hilf, daß alle Bitterkeit
Scheid In Fern, und alte Treu
Wiederkehr und werde neu,
Daß wir
Ewig lobsingen dir.

Die Bestimmungen des Landfriedens waren den Evangelischen günstig. Der Bund mit Österreich wurde aufgehoben und den Untertanenländern die Freiheit zugesichert, die Reformation da durchzuführen, wo eine Mehrheit für sie sich ergebe. Murner sollte für seine Schmähungen vor ein Schiedsgericht gestellt und den Angehörigen Kaisers eine Entschädigung ausgerichtet werden. Den fünf Orten wurde die Reformation nicht aufgezwungen. Jeder Stand sollte frei sein. Doch wurden die fünf Orte gebeten, Pensionen und Reislaufen abzustellen. Würden diese Bedingungen nicht gehalten, so behielten sich die Evangelischen vor, den fünf Orten die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Leider unterstützte Bern aus eifersüchtiger Furcht vor einer allzu starken Machtvergrößerung Zürichs die notwendige Forderung der Aufhebung des Klosters St. Gallen nicht.

8. Kapitel.

Das Marburger Gespräch und der zweite Kappeler Krieg.

Der für Zwingli betrübende Ausgang des ersten Kappeler Krieges und die Lage der Protestanten in Deutschland machten es zur gebieterischen Notwendigkeit, daß alle von Rom Losgewordenen sich zusammenschlössen. Zwischen Luther und Zwingli, den Wittenbergern einerseits und den Süddeutschen und Schweizern andrerseits bestand aber seit längerer Zeit ein

Digitized by Google

bedenkliches Zerwürfnis, welches die Widerstandskraft der Evangelischen sehr gelähmt hat. Schuld an diesem Zerwürfnis war der tiefe innere Gegensatz der Auffassung vom Wesen der Reformation bei Luther und Zwingli und damit zusammenhängend die persönliche Antipathie Luthers gegen Zwingli, die sich in schroffen, unchristlichen Schmähworten äußerte, zur großen Freude aller Gegner der Reformation. Man erblickt gewöhnlich in der Verschiedenheit der Abendmahlslehre die einzige Ursache des Streites zwischen Luther und Zwingli, während in Wirklichkeit in der Abendmahlslehre sich nur der tiefe Wesensgegensatz zuspitzte, über dem die beiden großen Männer nicht zusammenkommen konnten. Wie auch in der Frage der Kindertaufe nur der innere Gegensatz zwischen den Reformatoren und den revolutionären Schwärmern offenbar wurde, so war im Abendmahlsstreit die Lehrdifferenz, die dem Laien als so geringfügig und des erbitterten Streites nicht wert erscheint, nur die sichtbare Äußerung jener inneren Verschiedenheit. Wenn man den gewaltigen und folgenschweren Streit verstehen will, muß man bis auf die Anfänge, auf die Verschiedenheit der Persönlichkeiten beider Reformatoren und ihres Entwicklungsganges zurückgehen. Luther, der städtische Bürgersohn, Zwingli, der Bauernsohn, jener der Niederdeutsche, dieser ein Kind der Berge. Beide waren sie eins in der Erkenntnis, daß zum Zweck einer Reformation der Kirche die Abbestellung einzelner unhaltbarer Mißstände nicht genüge, sondern daß die Kirche wiedergeboren werden müsse im Geist des ursprünglichen Christentums, des Evangeliums von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, wie dasselbe in der Verkündigung des Apostels Paulus seine klassische Ausprägung erhalten hat. Es ist bereits betont worden, daß Luther, welcher dieses Evangelium als befreiende Macht an sich selbst erlebt hatte in so intensivem Maße, wie vor ihm nur Augustin und Paulus selbst, auch auf Zwingli eingewirkt hat. Zwingli ist auf einem anderen Wege, dem des Humanismus von Erasmus aus, Reformator geworden. Er war auch stets bemüht, die wertvollen Elemente dieser humanistischen Aufklärung mit dem reformatorischen Evangelium zu verbinden. Auch als sich die Wege von Zwingli und Erasmus scheiden mußten, war die Einwirkung des Erasmus auf Zwingli noch zu stark, als daß er diese Einflüsse ganz aus seiner Lehre hätte ausscheiden können. Daher behielt die schweizerische Reformation eine mehr moralische Eigenart, welche ihr aber mit ihrer Betonung des Gesetzes als der Offenbarung des guten und gnädigen Willens Gottes, mit ihrem steten Hinweis auf die Vorbildlichkeit Christi, mit ihrem kräftigen Appell an den Willen jenen stählernen puritanischen Charakter verlieh, der die reformierte Kirche zum Hort und Schutz des Protestantismus gemacht hat. Auf der paulinischen Grundlage des Evangeliums von der Rechtfertigung durch den Glauben erwies sich dieser Einschlag als höchst wertvoll und segensreich, indem er den Glaubenden die Kraft verlieh, mit der Durchdringung aller

Digitized by Google

Lebensformen und Verhältnisse durch den Geist Gottes und mit dem Gehorsam gegen den Willen Gottes Ernst zu machen.

Diese straffe, trotz der verschiedenartigen Elemente geschlossene Lehre, welche das Heil nicht nur von der Gnade Gottes abhängig machte, sondern auch an den Gehorsam der Tat knüpfte, mußte zu einer völligen Auflösung des katholischen Sakramentsbegriffes führen. Eine Konsequenz, mit welcher Zwingli durchaus auf der Bahn Jesu und der Apostel geblieben ist, während Luther unstreitig aus den Sakramenten mehr machte, als den Absichten ihres Stifters entsprach. Für Zwingli sind sie Zeichen und Pfänder der Erlösung, während sie für Luther eine wesentliche Bedeutung für das Heil des einzelnen besitzen. Das drückte Luther in dem Satze aus, daß Christus leiblich in Brot und Wein genossen werde (in, mit und unter dem Brote). Luther hatte in einer früheren Periode, als er in der Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" die katholische Sakramentslehre angriff, einen Standpunkt vertreten, auf dem sich eine Einheit hätte finden lassen können. Er gestand auch im Dezember 1524 in einem Schreiben „an die Straßburger Christen", welches den Streit eröffnete, daß, wenn ihm sein Gegner Karlstadt fünf Jahre früher seine Auffassung vom Abendmahl mitgeteilt hätte, er ihm damit einen großen Dienst geleistet haben würde. Als er aber sah, daß die Schwärmer die Auffassung Karlstadts annahmen, als die Schreckensszenen der Wiedertäufer und die Bauernrevolution dazu kamen, empfand er ein wahres Grauen vor allem, was irgendwie mit den Schwärmern zusammenhing. Er suchte nun immer mehr das Heil in möglichst weitgehender Erhaltung des Bestehenden und in der Betonung der objektiven, von Christus gestifteten, die Gnade in sich schließenden Mittel des Heils, der Sakramente. Von diesem Zeitpunkt an waren Schwärmer und Schweizer für ihn ein Begriff, weil Karlstadt bei den Schweizern Aufnahme gefunden hatte. Namentlich erfüllte ihn das tiefste Mißtrauen gegen „den Unchristen" Zwingli, der „kein Stück des christlichen Glaubens recht lehrt". Von seiten seiner Gegner fehlte es auch nicht an derben und höhnenden Worten, mochte auch Zwingli in der Sache noch so recht haben mit seinem Vorwurf, Luther greife mit seiner halb katholischen Abendmahlslehre und der Methode seiner Verteidigung auf die katholische Schulweisheit zurück.

Es ist hier nicht der Ort, alle die Streitschriften aufzuzählen, welche hin und her wie verderbliche Geschosse geschleudert worden sind. Dem Frieden und der Erkenntnis dienten sie nicht. Die biblische Begründung der beiden Auffassungen war ungeschickt und meist gekünstelt. Als man sich vollends über den Sinn der Einsetzungsworte „hoc est" (das ist mein Leib) stritt, als Luthers „das ist" und Zwinglis „das bedeutet" zum Schlachtruf wurde, da schwand alle Aussicht auf Verständigung dahin. Denn es handelte sich eben gar nicht bloß um die Bedeutung dieses

Digitized by Google

„hoc est", auch nicht nur um die Auffassung des Abendmahls, sondern um die Wesensverschiedenheit der schweizerischen und der lutherischen Reformation.

Nichtsdestoweniger haben von Anfang an die aufrichtigen Freunde der Reformation diesen Zwiespalt bedauert und versucht, eine Übereinstimmung herzustellen. So vor allem die mit Zwingli befreundeten Süddeutschen, die Straßburger Reformatoren Capito und Bucer und der Landgraf Philipp von Hessen, ein feuriger Freund der Reformation, welcher durch einen Zusammenschluß aller Evangelischen der drohenden Politik des Kaisers zu begegnen hoffte. Da aber ein solches politisches Bündnis, dessen Notwendigkeit jedermann einsah, ohne Verständigung über die Lehre nicht möglich war, so lud der Landgraf die Führer der beiden evangelischen Richtungen zu einem Gespräch auf sein Schloß nach Marburg ein. Zwingli willigte mit Freuden ein, Luther nur ungern. So war der Erfolg von vornherein fraglich. Von schweizerischer und süddeutscher Seite erschienen Zwingli, Oekolampad, Butzer und Hedio von Straßburg nebst einigen Ratsherren, unter ihnen der Straßburger Bürgermeister Jakob Sturm. Von lutherischer Seite beteiligten sich Luther, Melanchthon und Justus Jonas von Wittenberg, Brenz, der Reformator Württembergs aus Schwäbisch-Hall und Osiander von Nürnberg. Das Gespräch dauerte vom 1. bis zum 3. Oktober 1529. Von Anfang an herrschte Mißtrauen auf lutherischer Seite. Die brüderliche Gesinnung fehlte ganz, hatte doch Melanchthon sogar den Kurfürsten von Sachsen veranlaßt, ihm und Luther den Urlaub zu verweigern, um einen triftigen Grund zum Fernbleiben zu haben! Nachher verlangte er die Zuziehung einiger Papisten als unparteiische Zeugen. Luther seinerseits versagte der Öffentlichkeit des Gesprächs seine Zustimmung. Er erklärte auch von vornherein, daß er seine Meinung nicht ändern werde, und schrieb zur Bestätigung seiner Unerschütterlichkeit mit Kreide die Worte auf den Tisch: „Dies ist mein Leib". So kam es zu keiner Verständigung, trotz der gründlichen gelehrten Aussprache, und trotzdem Zwingli und Oekolampad in ihrem Entgegenkommen viel weiter gingen, als es ihre Überzeugung eigentlich erlaubte. Luther verlangte einfach Unterwerfung, obschon der Landgraf und sein Kanzler ihn zum Nachgeben drängten. Als die Schweizer nicht so weit gehen konnten, sprach Luther: „so wollen wir euch fahren lassen und dem gerechten Gerichte Gottes befehlen", worauf Oekolampad erwiderte: „wir euch auch". Zwingli aber, der erklärt hatte, daß er mit niemandem lieber zusammengehen wollte als mit den Wittenbergern, stand schweigend abseits, Tränen in den Augen — —.

Immerhin wurden diejenigen Punkte, in denen eine Übereinstimmung erzielt wurde, in 15 Artikeln als gemeinsames Glaubensbekenntnis zusammengefaßt und unterschrieben. Die Schweizer unterschrieben aus

Digitized by Google

Friedensliebe, nicht mit voller Zustimmung zum Inhalt der einzelnen Artikel. Beim letzten Artikel über das Abendmahl, der von Luther aufgesetzt war, stimmten sie über ihre Überzeugung hinaus zu, daß im Sakrament der wahre Leib und Blut Christi sei. Sie bestritten aber, daß er leiblich im Brot und Wein sei. Es hielt schwer, Luther zu bestimmen, das Versprechen abzugeben, christliche Liebe gegen die Schweizer zu erzeigen und sie nicht mehr mit heftigem Schelten zu reizen. Aber die Bruderhand verweigerte er: „Ihr habt einen andern Geist", sagte er. Zwingli und der Landgraf verabredeten ein alle Protestanten umfassendes politisches Bündnis zu Schutz und Trutz. Aber der Plan scheiterte an dem Widerstande Luthers, der die Anwendung von Waffengewalt für eine Sünde erklärte. Ebenso wollte Bern aus ähnlichen Gründen nicht beitreten. Schließlich zerschlugen sich auch die Verhandlungen mit den katholischen Mächten Venedig und Frankreich, welche Zwingli in die Koalition gegen den Kaiser hatte mit hineinziehen wollen.

Nach seiner Rückkehr ging Zwingli um so eifriger daran, wenigstens in der Eidgenossenschaft die evangelischen Stände zu einem entscheidenden Vorstoß zu gunsten der Ausbreitung der Reformation in den noch katholisch gebliebenen Gegenden zu bestimmen. Die Worte des Friedensvertrages, „daß niemand zum Glauben gezwungen werden" solle, verstand Zwingli dahin, daß jetzt das Evangelium im Gebiete der fünf Orte sollte ungehindert verkündigt werden können, während diese mit mehr Recht an der Auffassung festhielten, daß in Sachen des Glaubens jeder Stand souverän sein solle. Diese Auffassung hatten in den Zeiten der Anfänge der Reformation die Evangelischen zu ihren Gunsten geltend gemacht. War man schon über den Sinn des Friedensvertrages nicht einig, so mußte es in den fünf Orten vollends Unwillen und Erbitterung hervorrufen, als sie sahen, wie rücksichtslos Zwingli in den Untertanenländern die Reformation durchführte und wie er sie planmäßig auch politisch in den Bereich der zürcherischen Machtsphäre hineinzog. Der Thurgau stand bereits ganz unter Zürich. In St. Gallen mußte der neugewählte Abt Kilian Käufi fliehen, und Zürich gab der Landschaft im Mai 1530 eine neue weltliche Verfassung, laut welcher das Kloster an die Stadt St. Gallen verkauft wurde und die Bevölkerung Selbständigkeit erhielt. Es war ein Gewaltakt. Die Rechte der beiden katholischen Schirmorte, Schwyz und Luzern, wurden zwar formell gewahrt, in Wirklichkeit aber entwertet. Der vierte Schirmort Glarus hatte im Jahre 1530 die Reformation durchgeführt und den katholischen Gottesdienst in Glarus, Näfels und Linthal, wo er noch gefeiert worden war, unterdrückt. Er unterstützte Zürich in seinem Vorgehen gegen den Abt von St. Gallen. So glaubte Zürich, trotz der Einwendungen Berns, den Amtsantritt des luzernischen Schirmvogtes mit Gewalt verhindern zu dürfen, als er die neue Verfassung nicht anerkannte. Auch im Westen gewann die Reformation an Boden,

Digitized by Google

und die Zeit schien nicht fern zu sein, daß Solothurn sich den Evangelischen anschließen würde. So war die Lage im Jahre 1530 aufs neue äußerst gespannt, zumal da auch die fünf Orte den Frieden nicht hielten, sondern die Stadt Basel durch eine Zinssperre schädigten. Sie wandten sich wieder an das Ausland um Hilfe und mahnten Österreich und den Kaiser zum Aufsehen. Sie konnten sich um so eher rechtfertigen, als auch Zwingli nicht nur mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, sondern auch mit dem vertriebenen Herzog von Württemberg und mit dem König von Frankreich in Verhandlungen stand, die den Abschluß eines alle Gegner des Kaisers umfassenden Bündnisses bezweckten. Allerdings setzte dieses Bündnis voraus, daß sich die Evangelischen zuvor unter sich einigten. Bern, Schaffhausen, Basel und die süddeutschen Städte befürworteten wiederholt die Einigung. Aber sie zerschlug sich an der Weigerung der Lutherischen, anders als auf Grund des lutherischen Bekenntnisses sich mit den Zwinglischen zu einigen.

Abb. 27. Joh. Jakob Stampfers Gedenkmünze auf Ulrich Zwingli. Aus Zwingliana 1901, Nr. 2.

In diese allgemeine Verwirrung und Spannung fiel im März 1531 wie ein zündender Funke die Nachricht, daß der Kastellan von Musso, einer Burg am Westufer des Comersees, ein verwegener Freibenter, der schon früher die bündnerischen Herrschaften im Veltlin belästigt hatte, eine bündnerische Gesandtschaft überfallen habe und Morbegno im Veltlin genommen habe. Die Bündner riefen die Eidgenossen auf Grund der Bünde um Hilfe an. Da dieser Streithandel mit dem „Müsser" — so nannte man den Kastellan gemeinhin — die Glaubensfrage nichts anging, so hätte man erwarten dürfen, daß in diesem Falle die Eidgenossen wie ein Mann dem frechen Friedensstörer entgegengetreten wären. Statt dessen versagten die fünf Orte den Bündnern die Hilfe, allerdings auch nicht aus konfessionellen Gründen. Aber in Zürich war man fest überzeugt, daß der Müsser, der mit der katholischen Partei in Rätien konspiriert hatte, auch von Österreich und den fünf Orten unterstützt werde. Nun drängte Zürich zu einer Entscheidung mit Waffengewalt. Bünden erhielt Hilfe von den übrigen eidgenössischen Ständen und konnte den Müsser im Mai 1531 vertreiben, worauf die Mailänder

Digitized by Google

die Burg des selbstherrlichen Kastellans zerstörten. Aber ungleich wichtiger erschien es jetzt für Zwingli, dem latenten Kriegszustand in der Eidgenossenschaft selbst ein Ende zu machen. Allein jetzt lagen die Verhältnisse für die Evangelischen weit ungünstiger als noch im Jahre vorher, in welchem Ulm den Anschluß an die Evangelischen begehrte und der Abschluß eines starken Bundes der süddeutschen evangelischen Städte mit den Eidgenossen bevorstand. Jetzt trat in den schweizerischen Städten Bern und Basel die Abneigung gegen den Krieg immer entschiedener hervor. In Zürich selbst stieß Zwingli auf eine zunehmend schärfere innere Opposition, die nicht nur von den altgesinnten adeligen Familien, sondern auch von dem in letzter Zeit zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückten Großen Rate ausging. Diese Opposition hatte das Ausscheiden des trotz aller Eigenmächtigkeit doch großen zielbewußten Staatsmannes aus der zürchischen Politik zur Folge. Der persönliche Gegensatz gegen Zwingli, das Liebäugeln einzelner mit dem alten Glauben, die geheime und offene Eifersucht gegen den einflußreichen Heimlichen Rat, dessen Seele Zwingli war, führte dazu, daß Zwingli am 26. Juli 1531 seine Entlassung als Prediger gab. Man bat ihn auszuharren und er gehorchte auch, aber sein Einfluß war gebrochen. Gebrochen schon von dem Augenblick an, da sein Vorschlag, den Krieg zu beginnen verworfen, und eine angeblich „mildere" Maßregel zur Bestrafung der Schmähredner, die Sperre der Zufuhr von Korn, Wein, Salz, Stahl und Eisen gegen die fünf Orte von den Städten angenommen worden war. Zwingli hatte davor gewarnt und seinen ganzen Einfluß dagegen in die Wagschale geworfen, aber er drang nicht durch. Von Zürich selbst wurde er desavouiert und die Sperre trat am 16. Mai 1531 in Kraft. Es war eine verhängnisvolle Maßregel, kaum durchführbar, unmenschlich und geeignet, statt die Demütigung der fünf Orte zu erreichen, sie zum Äußersten zu treiben und durch die brutale Gewalt der Hungersnot das Herz des gemeinen Mannes bis in das abgelegenste Tal mit Erbitterung gegen die harten Evangelischen zu erfüllen. Die Verhängung der Sperre läßt sich denn auch nicht anders erklären, als durch den Gegensatz der Zwinglischen Politik zu derjenigen der übrigen evangelischen Städte, vorab Berns. Es war auf seiten Berns nicht in erster Linie die Eifersucht gegen Zürich, welche seine Politik bestimmte, obschon die Furcht, Zürich könnte bei der Maßlosigkeit seiner Pläne sein bereits erreichtes Übergewicht in der Ostschweiz fortan in der ganzen Eidgenossenschaft geltend machen, gewiß nicht unbegründet war. Das beweist Zwinglis Gutachten über eine Umgestaltung der Eidgenossenschaft vom Juni 1531, in welchem er forderte, daß Zürich und Bern zusammen die Eidgenossenschaft regieren, die fünf Orte aus den gemeinen Vogteien ausstoßen und zu nicht stimmfähigen Knechten erniedrigen sollten. War es auch unbillig, daß die katholischen Stände auf der Tagsatzung ausschlaggebend waren, so mußte doch die Verwirklichung der Idee Zwinglis die Eidgenossenschaft

Digitized by Google

zertrümmern. Daß Bern hier zurückhielt, ist begreiflich. Der Hauptgrund der Zurückhaltung Berns lag im Mangel an Geld und in der Befürchtung, es könnte seine Vormachtstellung im Westen und die längst notwendige Besetzung der Waadt durch einen Krieg mit den Miteidgenossen gefährden. Endlich war der Krieg in der ganzen Landschaft im höchsten Grade unpopulär, und mehrere der einflußreichsten Staatsmänner, wie Niklaus Manuel, waren ihm grundsätzlich, und zwar aus evangelischen Gründen, abgeneigt. Der Fehler der bernischen Politik bestand darin, daß es die halbe und gefährliche Maßregel der Sperre befürwortete. Es geschah, um Zürich in etwas entgegen zu kommen. So aber kam, was kommen mußte.

Vom Mai bis zum Herbst 1531 fanden Vermittlungsverhandlungen statt. Zwingli, der zusehen mußte, wie überall zielbewußte Leitung und Festigkeit fehlte, war von trüben Ahnungen erfüllt. Einmal, es stand eben ein Komet am Himmel, fragte ihn sein Freund, der Abt von Wettingen, was dieser Komet zu bedeuten habe. Da sagte ihm Zwingli: „mich und manchen Ehrenmann wirds kosten und wird die Wahrheit und die Kirche Not leiden; doch werdet ihr von Christus nicht verlassen werden."

Der langen Verhandlungen und der immer lästiger werdenden Sperre müde, beschlossen die fünf Orte am 9. Oktober zu Brunnen den Krieg. Gleichen Tages rückte ihre Vorhut im Freienamt ein. Tags darauf sammelten sich die Hauptkontingente in Zug. Die Nachricht vom Aufbruch des fünförtigen Heeres wurde in Zürich zuerst nicht ernst genommen. Man war auch nicht schlüssig, ob man sofort ausrücken oder zuerst Berns Mithilfe abwarten sollte. Doch sandte man am 10. Oktober die Vorhut unter Göldli nach Kappel, und am 11. Oktober, nachdem durch Sturmläuten das Aufgebot erfolgt war, zog eine weitere Schar von 700 Zürchern nach, welche von Zwingli begleitet war. Er hatte sich durch keine Bitten und Erwägungen abhalten lassen. Betend und seufzend ritt er mit. Obschon den Operationen der Zürcher kein wohlerwogener Plan zugrunde lag und der Auszug in größter Unordnung erfolgte, waren die Zürcher doch des Sieges sicher. Göldli hatte Befehl erhalten, sich in kein Gefecht einzulassen, bis die Hauptmacht unter Lavater sich mit ihm vereinigt haben würde. Er nahm eine exponierte Stellung ein und unterließ auch die allernotwendigsten Vorsichtsmaßregeln. Gegen den Mittag, als die Feinde so gut wie ungestört ihre Bewegungen ausgeführt hatten, wurden die beiden Heere handgemein. Anfänglich gelang es den Zürchern, die feindliche Vorhut zurückzudrängen. Aber Göldli ließ die günstigen Gelegenheiten, dem Feind eine entscheidende Niederlage beizubringen, unbenutzt vorübergehen, so daß der Verdacht nicht unbegründet ist, er habe an seiner Vaterstadt verräterisch gehandelt. Schon dachte man an die Verschiebung des Kampfes auf den andern Tag, als die Hauptmacht der Fünförtigen auf die geteilten Haufen der Zürcher stieß und sie von vorn und von der Seite angriff. Die Zürcher wurden nach kurzem, aber erbittertem

Digitized by Google

Handgemenge derart aufs Haupt geschlagen, daß nahezu der vierte Teil ihrer Mannschaft, unter ihnen viele Ratsmitglieder und Geistliche, Zwinglis Freunde, der Abt Joner von Kappel und der Komtur Schmid von Küßnacht, und Zwingli selbst, das Schlachtfeld bedeckten. Zwingli war mehr-

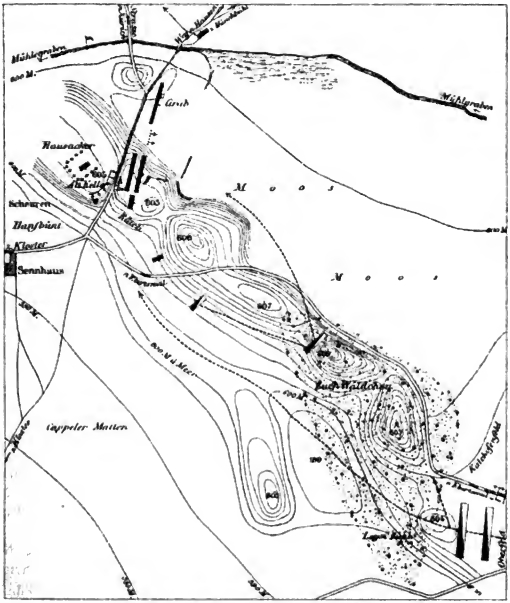


Abb. 28. Schlachtfeld von Kappel 1531.
Maßstab 1 zu etwa 5000.

mals gestürzt, hatte sich aber wieder erheben können. Da traf ihn ein wuchtiger Schlag, daß er liegen blieb. So fanden ihn noch lebend nach der Flucht der Zürcher einige plündernde Feinde, die ihn, ohne ihn zu kennen, fragten, ob man ihm einen Priester holen solle, daß er ihm

Digitized by Google

die Beichte abnehme. Er schüttelte verneinend sein Haupt. Während jene ihn einen hartnäckigen Ketzer schalten, trat ein Unterwaldner Hauptmann hinzu, der ihm den Todesstoß versetzte. Als man ihn am anderen Morgen erkannte, wurde sein Leichnam gröblich beschimpft, und das Heer beschloß alsbald, ihn als Erzketzer und Verräter durch Henkershand vierteilen und verbrennen zu lassen. Nur ein alter Priester von Zug ehrte den Toten. Mit Tränen in den Augen sagte er an seiner Leiche: „wie du auch des Glaubens halber gewesen, so weiß ich doch, daß du ein guter Eidgenosse gewesen bist. Gott verzeihe dir deine Sünde".

So hat Zwingli seine Heldenlaufbahn geendigt und seinen Glauben mit seinem Blute besiegelt. Noch während des Kampfes hörte er nicht auf, die Seinen zu stärken und zu ermahnen. „Biedere Leute, seid trostlich und fürchtet euch nicht; müssen wir gleich leiden, so ist unsere Sache doch gut," so tröstete er sie. In diesem Glauben lebte er, auf ihn ist er gestorben. Die Nachricht von seinem Tode rief weit über die Grenzen unseres Landes bei allen Evangelischen die schmerzlichste Teilnahme hervor. Dem treuen Oekolampad brach sie das Herz. Allgemein war der Eindruck, daß dieser Verlust schwerer zu ertragen sein werde, als die Niederlage selbst. Zwinglis Tod wurde auch von Reformierten vielfach als ein Gottesgericht aufgefaßt, als eine Strafe dafür, daß er gegen Jesu Wort zum Schwert gegriffen hatte. Ist es noch heute schwer, seine Politik recht zu verstehen und gerecht zu beurteilen, wer will es den Zeitgenossen und Verbündeten verargen, daß sie keine klare Stellung zu ihr gewinnen konnten und durch ihr Zaudern den unglücklichen Ausgang des Krieges mit verschuldeten? Aber je weiter zurück diese Zeit des Dranges liegt, desto heller strahlt wie ein Stern erster Größe der Name Ulrich Zwinglis, des größten Reformators der Schweiz, des größten Staatsmannes, den unser Land sein eigen genannt hat. Klein war an ihm nichts, herrlich sein Leben, groß sein Sterben. Nicht die Lust zum kriegerischen Handwerk hatte ihn hinausgetrieben nach Kappel, sondern die Treue des guten Hirten, der die Seinen nicht im Stiche läßt in der Stunde der Not. Mag uns der Weg der Vorsehung auch dunkel erscheinen, wir können unserem Zwingli kein schöneres Sterben wünschen.

Mit Zwinglis Tod war der Krieg entschieden. Doch blieb der Rat von Zürich trotz der allgemeinen Bestürzung und der jetzt kühn hervortretenden antizwinglischen Opposition fest und organisierte die Verteidigung, so daß bald ein starkes Heer von 12000 Mann gegen Bremgarten ziehen konnte, um sich mit den Bernern zu vereinigen. Was am Anfang hätte geschehen sollen, da die Berner unmöglich rechtzeitig in Kappel eintreffen konnten, wurde jetzt nachgeholt. Aber dem vereinigten Heere fehlte die Einigkeit und die Zuversicht. Berns Anführer, Sebastian von Diesbach, war ein Feind des neuen Glaubens, und die Mannschaft kriegsunlustig. Statt gegen das von Truppen entblößte Luzern zu ziehen,

Digitized by Google

wollten sie durch Zuwarten den Widerstand der Feinde brechen. Endlich wurde ein Angriff gegen die am Zugerberg lagernden Feinde beschlossen. Eine Abteilung von 4000 Mann sollte sie umgehen. Sie überfiel in der Nacht vom 23. auf den 24. Oktober die Dörfer auf dem Gubel, wurde aber, während sie noch plünderte, von einem kleinen Haufen rasch herbeigeeilter Feinde schmählich geschlagen. Wieder waren über 800 Mann gefallen. Der neue Schlag brach vollends die Widerstandskraft der Evangelischen. Bern zog sich, gegen alle Bitten der Zürcher taub, an seine Grenzen zurück. Basel, welches die beiden Städte durch ein namhaftes Kontingent unterstützt hatte, schlug Friedensverhandlungen vor. In Zürich verlangte die Landschaft gebieterisch, daß man Frieden schließe. Als nun auch Österreich Miene machte, den fünf Orten beizustehen, schloß der Rat von Zürich übereilt und ohne die verbündeten Städte beizuziehen, für sich am 16. November einen ungünstigen Frieden, in den Bern, um den ihm aufgedrängten Krieg nicht allein weiterführen zu müssen, am 24. November ebenfalls einwilligte. Das ist der zweite Kappeler Landfriede, welcher die Evangelischen aller im ersten Kriege erlangten Vorteile und Aussichten beraubte. Mit ihm wurde Zwinglis Hoffnung, die ganze Eidgenossenschaft in dem neuen Glauben zu einigen und in ihr des christlichen Glaubens würdige Verhältnisse zu schaffen, auf ewige Zeiten zu Grabe getragen. Zwar so weit wagten die katholischen Orte nicht zu gehen, daß sie die Preisgabe der Reformation in den evangelischen Städten forderten. Denn wenn diese auch geschlagen waren, so waren sie doch nicht besiegt. Noch stand Bern ungeschwächt da. Aber mit der Reformation in den fünf Orten war es vorbei. Am schwersten traf der Friedensschluß die Gemeinen Herrschaften, deren evangelische Minderheiten geopfert wurden, während den katholischen Minderheiten die Ausübung ihres Kultus garantiert wurde.

Die Folge des Kappeler Krieges war nun die Parität in Glaubenssachen innerhalb der Eidgenossenschaft. Einem weiteren Vordringen der Reformation waren unübersteigbare Schranken gesetzt. Jeder Stand hatte das Recht, für sich die religiösen Angelegenheiten zu ordnen. In den fünf alten Orten und in Freiburg war die Herrschaft des alten Glaubens überhaupt nie ernstlich in Frage gestellt gewesen. Ebensowenig dachten die Städte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen daran, zum alten Glauben zurückzukehren. Nichts beweist so deutlich die Tatsache, daß die Reformation in der Bevölkerung tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wie die wahrhaft bewunderungswürdige Festigkeit, mit welcher Räte und Bürger in diesen schweren Zeiten nach Zwinglis Tod die Errungenschaften des Reformationswerkes festhielten und retteten. Zwinglis Werk fiel nicht mit seiner Person, weil es auf einen festeren Grund gegründet war. Konnte es auch nicht mehr nach außen hin ausgedehnt werden, so wurde nun die Zeit des Stillstandes zum inneren Ausbau mit Umsicht

Digitized by Google

und Weisheit verwendet. Appenzell blieb geteilt. Keine der beiden Parteien besaß eine überwältigende Mehrheit, so daß trotz beständigen Streites und Haders weder die Messe noch die Prädikanten unterdrückt werden konnten. In Glarus machten sich nach dem Kappeler Frieden die Einflüsse von Uri und Schwyz zu gunsten des alten Glaubens stark geltend. In Mollis wurde der evangelische Pfarrer überfallen und vertrieben. Schließlich wurde durch einen Vertrag vom 21. November 1532 der katholische Gottesdienst in vier Kirchen des Landes, Linthal, Schwanden, Näfels und Glarus gestattet. Doch behielt die evangelische Partei, deren Haupt der Freund Zwinglis, Fridolin Brunner, Pfarrer in Betschwanden war, die Mehrheit.

Abb. 29. Zwinglis Waffen.
(Im Schweizerischen Landesmuseum.)

In St. Gallen wurde die Herrschaft des Abtes wiederhergestellt. Am unentschiedensten war die Lage noch in Solothurn. Der Ausgang des Krieges ermutigte die katholische Partei zur energischen Unterdrückung der evangelischen Predigt. Der Stand Solothurn, welcher auf die Mahnung Berns auch zum Kriege ausgezogen war, freilich ohne in den Kampf einzugreifen, wurde von den Siegern vor die Wahl gestellt, entweder eine Kriegsentschädigung zu bezahlen, oder aber den reformierten Prädikanten zu entlassen. Trotzdem die Evangelischen sich bereit erklärten, die Buße zu übernehmen, wurde der evangelische Gottesdienst in der Stadt unterdrückt. Die Reformierten mußten nach dem eine halbe Stunde entfernten Zuchwil, um ihren Gottesdienst zu feiern. Auch sonst wurden sie geplagt und zurückgesetzt. Ihr Führer, der Venner Hans Hugi, wurde bei der Schultheißenwahl übergangen, obschon er das erste Anrecht hatte, und Niklaus von Wengi gewählt. Als man ihn auch seines Venneramtes entsetzte, wurde es den Evangelischen klar, daß sie wider alles Recht und alle Verträge von der Anteilnahme an den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen werden sollten. Als zudem die herrschende Partei offen die Anwendung von Gewaltmaßregeln betrieb, beschlossen einige der erbitterten Reformierten, dem gefürchteten Anschlag durch einen Gegenschlag zuvorzukommen, sich der Stadt zu be-

Digitized by Google

mächtigen und die verbriefte Duldung des Gottesdienstes zu erzwingen. Aber ihr Plan wurde ruchbar, und nun sammelten sich die Katholiken am 30. Oktober 1533 zum Angriff auf die beim Zeughaus verschanzten Evangelischen. Da stellte sich der Schultheiß von Wengi vor das geladene Geschütz mit den Worten: „Wollt ihr hinüberschießen, so will ich der erste Mann sein, der umkommen muß.“ Die edle Tat bewahrte die Stadt vor dem drohenden Bürgerkriege, der möglicherweise in der ganzen Eidgenossenschaft die Flammen des Zwistes neu angefacht hätte. Doch kam es zu keinem billigen Frieden. Einige reformierte Räte unterwarfen sich. Der Rest der Evangelischen, zog sich auf bernisches Gebiet zurück. Sie wurden

Abb. 30. Biel.

als Aufrührer vom Frieden ausgeschlossen und schließlich, von Bern nur lau unterstützt, zersprengt. Solothurn ließ sich in das Bündnis der alten Orte aufnehmen und unterdrückte nun überall in der Landschaft den evangelischen Gottesdienst. Nur der Bucheggberg blieb evangelisch, da Bern alte Rechte auf diese Pfarreien besaß. So wurde in diesem Stande die evangelische Bewegung, die so vielverheißend gewesen war, erstickt.

Das war auch das Los der Evangelischen in den Untertanenländern der Ostschweiz. Der Thurgau mußte die Rückkehr der Klosterleute über sich ergehen lassen. Seine evangelischen Pfarrer wurden vor den Meßpfaffen zurückgesetzt und oft wegen der geringsten den Katholiken mißbeliebigen Äußerungen verfolgt. Zwar sind Viele, wie z. B. Bornhauser von

Digitized by Google

Weinfelden, standhaft für den im Landfrieden gewährleisteten evangelischen Gottesdienst eingetreten. Dennoch ist etwa der vierte Teil der Gemeinden wieder katholisch geworden. Hätten sich nicht unter der Vogtschaft des Zürchers Edlibach 1532 die Evangelischen etwas sammeln können, so hätte zweifellos die Unterdrückung der Reformation im Thurgau noch größere Fortschritte gemacht.

Die Stadt St. Gallen hat es nur der Festigkeit eines Vadian, Kaspar Zollikofer, Heinrich Vogt und Johannes Keßler zu verdanken, daß sie trotz der Wiederherstellung des Klosters evangelisch blieb. Der Rat verbot einfach den Bürgern den Besuch der Messe. Dafür hat der Abt Diethelm Blarer seinen Untertanen in Gossau, Rorschach und Waldkirch trotz ihrer Proteste, „fromme Priester" aufgezwungen. In Gossau verlangten die 1500 Evangelischen umsonst nach einem Prediger, während für die 30 Katholiken ein Priester angestellt wurde. Im Toggenburg gelang es dem Abt, wenigstens die Hälfte der Gemeinden katholisch zu machen, ebenso die Städtchen Wyl und Rapperswyl. Rapperswyl, welches ganz evangelisch war, wurde schon im Kriege von den Truppen der Fünförtigen erobert, und mit Gewalt wurde die Messe wieder eingeführt. Der Prädikant Kilchmeyer hatte fliehen können. Nun mußten alle, die sich nicht unterwarfen, auswandern.

Digitized by Google

III. Teil.

Die Reformation in der Westschweiz.

9. Kapitel.

Die Anfänge der Reformation in der Westschweiz.

Im Gebiet der alten Eidgenossenschaft war mit dem unglücklichen Ausgang des zweiten Kappeler Krieges der weiteren Ausbreitung der Reformation eine Schranke gezogen, die auf absehbare Zeit nicht mehr zu durchbrechen war. Dafür aber erschlossen sich ihr infolge des kühnen Vordringens Berns gegen Westen ein Teil der Lande des ehemaligen hochburgundischen und späteren savoyischen Reiches, welche dem bernischen Freistaate als die reife Frucht weiser und zielbewußter Politik nach einem kurzen Feldzuge unter Hans Franz Nägeli zufielen.

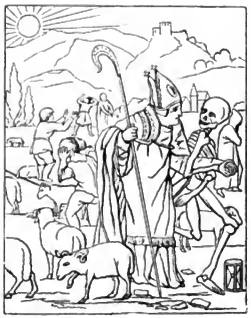


Abb. 31. Tod und Bischof. Churer Totentanz.[1]

Bern hatte längst vorausgesehen, daß die Verhältnisse in der Waadt über kurz oder lang zu einer Entscheidung mit den Waffen führen mußten. Die westschweizerischen Grafen und Städte waren in ihrer Unabhängigkeit durch den Herzog von Savoyen bedroht und in Gefahr, dieser für Bern gefährlichsten Macht zu erliegen, wenn Bern nicht einschreiten würde. Zu ihrem Schutz hatte Bern gemeinsam mit Freiburg 1526 Bündnisverträge abgeschlossen und 1530 im Frieden von St. Julien den Herzog gezwungen, die Waadt als Pfand des Friedens einzusetzen. Zur Förderung dieser Politik, welche auf die schließliche Einverleibung der Waadt abzielte, unterstützte Bern die Reformationsbestrebungen in der ganzen

Digitized by Google

Westschweiz. Denn die für den neuen Glauben gewonnenen Städte und Gebiete lehnten sich naturgemäß auch an das reformierte Bern an, um bei ihm Schutz zu finden gegen Savoyen, welches wie alle romanischen Mächte der Reformation feindselig gesinnt war. Freiburg, Berns Alliierter, war in schwieriger Lage. Politisch von Savoyen nicht minder bedroht als Bern, wurde es auf Berns Seite gedrängt, obschon es in der Religionsangelegenheit sich definitiv von Bern getrennt hatte.

Der erste Bahnbrecher der Reformation in den welschen Landen war der unerschrockene kühne Wilhelm Farel, ein Franzose von Geburt, von Gap in der Dauphiné, geboren 1489. Er war durch das Studium der heiligen Schrift zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt und dadurch dem humanistisch-reformatorischen Kreise näher gekommen, dessen Mittelpunkt Jean Lefèvre d'Etaples (Faber Stapulensis) war. Der diesem Kreise befreundete Bischof Briçonnet von Meaux verschaffte ihm eine Stelle, wo er in evangelischem Sinne wirken konnte. Aber der im Jahre 1524 in Frankreich eingetretene Umschwung der Gesinnung zu ungunsten der Evangelischen hatte ihn genötigt, seine Heimat zu verlassen. Vorübergehend fand er in Basel Aufnahme. Aber da er in dieser damals noch unentschiedenen Stadt nur zu ungestüm mit seinen Ansichten hervortrat, wurde er schon 1525 ausgewiesen. Er wandte sich nun nach Straßburg zu Butzer und Capito. Später wurde er in die Grafschaft Mömpelgard berufen, und 1526 von Bern in der welschen Herrschaft Aigle als Prediger des Evangeliums angestellt. Weil ihm aber der Ruf eines Stürmers und Drängers voranging, so trat er unter dem Pseudonym Ursinus (von Ursus, Bär) auf. Auch trug der Ratsschreiber seinen Namen mit griechischen Buchstaben ins Protokoll ein. Sein Aufenthalt in Aigle dauerte nicht sehr lange, denn er hatte mit seinen feurigen Predigten und seinem furchtlosen Auftreten einen solchen durchschlagenden Erfolg, daß ihn Bern nun der Reihe nach an verschiedenen Orten als Sturmbock benutzte, um in die festen Bollwerke des papistischen Glaubens die erste Bresche zu legen. Farel gehörte zu jenen prächtigen heldenhaften Menschen, welche das Wort „Weichen" nicht kennen, die ausharren, bis sie durchdringen, mochten der Widerstand und die Anfechtungen noch

Abb. 32. Wilhelm Farel.

Digitized by Google

so groß sein. In Aigle, das von drei Seiten von katholischen Gebieten umgeben war, wurde er vom Bischof von Sitten wie von den Geistlichen der walliser und savoyischen Ortschaften aufs leidenschaftlichste bekämpft. Er hielt aus bis nach der Berner Disputation, welche nun natürlich auch für das Herrschaftsgebiet Aigle die Religionsfrage entschied. Im Jahre darauf finden wir ihn in dem mit Bern verbündeten Murten, welches mit seinem Bischof zerfallen war. In kurzer Zeit hatte er die Bürgerschaft dem Evangelium geneigt gemacht, so daß sie, wenn auch nach heftigen Kämpfen und trotz des Widerstandes von Freiburg 1530 in aller Form die Reformation einführte. Inzwischen hatte Farel von Murten aus Reisen in die Waadt unternommen, nach Vivis und Lausanne, wo ihn der Rat und die Bürgerschaft mit Freuden aufnahmen, während ihm der Bischof das Predigen verbot. Gleichzeitig bedrohte auch der Graf von Greyerz, beunruhigt durch das Umsichgreifen des „lutherischen Glaubens", alle seine Untertanen in Oron, welche sich dem neuen Glauben zuwenden würden. Aber Farel war unermüdlich. Da ihm in Lausanne die Türen wieder geschlossen wurden, wandte er sich nach Neuenburg, Neuenstadt, dem St. Immertal und dem Münstertal. Alle diese Gebiete nahmen schon 1530 die Reformation an, ebenso der zu Neuenstadt gehörende Tessenberg und ein Teil des Wistelach (Mont Wuilly), wo Hugo Curtaz von Orbe als Mitarbeiter Farels wirkte. Am wichtigsten und folgereichsten war Farels Auftreten im Neuenburgischen. Auch hier war der Widerstand äußerst hartnäckig. In Valengin wurde er von den Weibern und Priestern blutig geschlagen. Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal in seinem Leben. In Neuenburg selbst mußte er zuerst auf offenem Platze predigen, bis das Volk die Öffnung der ehrwürdigen Kollegiatkirche erzwang, und nach stürmischer Entfernung der Götzen aus den Kirchen die Einführung der Reformation in der Stadt, in Valengin und im Val de Ruz durchsetzte. Nur die beiden Ortschaften Landeron und Cressier blieben unter dem Schutz von Solothurn katholisch. Hierauf wandte sich Farel nach den waadtländischen Städtchen Orbe, Grandson und Payerne. Die beiden erstgenannten Orte waren gemeinsame Untertanen von Bern und Freiburg; Payerne beiden Städten befreundet. Dieses Doppelverhältnis erschwerte den Durchbruch der Reformation, da die Altgläubigen von Freiburg unterstützt wurden und der ungünstige Ausgang des zweiten Kappeler Krieges sich auch hier fühlbar machte. Allein in der Folgezeit siegte die Reformation doch an allen drei Orten. In Orbe trat im Mai 1531 der junge Peter Viret von Orbe, der in Paris studiert hatte, unterstützt von Georg Grivat, als Prediger des Evangeliums auf. Im folgenden Jahre sah der evangelische Prädikant von Yverdon, Antoine Froment, seine Bestrebungen durch den Anschluß der Bürgerschaft an die Reformation gekrönt und erhielt in Jean Lecomte de la Croix als Pfarrer von Grandson einen eifrigen Mit-

Digitized by Google

arbeiter. Doch kam es hier erst später zur endgültigen Annahme der Reformation. In Payerne wirkte Antoine Saunier, welcher sich später mit Farel zu den Waldensern begab und sie zum Anschluß an die Reformation bewegen konnte. Sein Nachfolger war Peter Viret und später Jean de Tournay. Während nun Saunier in den Tälern des Piemont blieb, kehrte Farel nach seinem Wirkungskreise zurück und berührte im Oktober 1532 auf der Durchreise die alte Bischofsstadt Genf.

Genf war, als Farel die Stadt betrat, in gewaltiger Gärung. Gegen den Bischof herrschte Mißtrauen und Aufregung, da er die Stadt dem Herzog von Savoyen ausliefern wollte, von dem er mit Recht die Unterdrückung aller reformatorischen Bestrebungen erwartete. In dieser feindseligen Haltung gegen den Bischof wurde die Stadt von Bern unterstützt, welches zugleich, um Genf enger mit sich zu verbinden, die Einführung der Reformation betrieb. In der Tat hatte der Rat der Zweihundert im Juni 1532 beschlossen, daß das reine Evangelium verkündigt werden solle. Allein die Geistlichkeit leistete hartnäckigen Widerstand. So war die Lage, als Farel ankam. Er begann alsbald in seinem Absteigequartier zu predigen und fand gewaltigen Zuzug. Doch wurde er vom Bischof verbannt und unter Verwünschungen und tätlicher Bedrohung ausgewiesen. Wie durch ein Wunder wurde er errettet. Einem Manne, der auf ihn anlegte, zersprang die Mordwaffe in der Hand. Die wütenden Domherren rissen Farel zu Boden und traten ihn mit Füßen. Andere wollten ihn in die Rhone werfen. Nur mit Mühe konnte er sich vor seinen Feinden nach Orbe retten. Aber er war nicht der Mann, ein angefangenes Werk liegen zu lassen. Kaum war er in Sicherheit, so bewog er seinen Freund Froment in seine Lücke zu treten. Auch verwandte sich Bern für Farel und unter seinem Schutze kehrte er 1533 nach Genf zurück, wohin der Bischof inzwischen den gelehrten Dominikaner Furbity aus Paris zur Verteidigung des bedrohten Glaubens hatte kommen lassen. Auch Farel erhielt Unterstützung durch die Ankunft Peter Virets. Nun begann ein gewaltiges Ringen, bei welchem auch die politischen Machtfaktoren eine Rolle spielten. Der Bischof setzte dem Eindringen der neuen Lehre Gewalt entgegen, und die Gegner scheuten selbst vor einem meuch-

Abb. 33. Viret.

Digitized by Google

lerischen Anschlag auf Viret nicht zurück. Es gelang ihm Gift beizubringen, und sein Leben schwebte in höchster Gefahr. Andererseits unterließ es Bern auch nicht, sich tatkräftig zugunsten der Reformierten zu verwenden, so daß man sie duldete und für ihre Predigt schließlich die Barfüßerkirche eingeräumt wurde. Eine erste Disputation zwischen Farel und Furbity blieb unentschieden. Zwei Jahre später, 1535, disputierte Farel mit einem neuen Vertreter der päpstlichen Religion, Peter Caroli, der sich am Schluß der Disputation als überwunden erklärte. So wenig ernst nach dem späteren Leben Carolis dieser Übertritt zu nehmen ist, so machte er doch momentan einen solchen Eindruck, daß nun Farel in der Kathedrale predigen und bald nachher die Entfernung der Bilder vornehmen durfte. Die förmliche Einführung der Reformation erfolgte am 27. August 1535. Es war ein Triumph im Leben Farels, daß er in so kurzer Zeit zwei bedeutende Städte, Neuenburg und Genf, dem Evangelium erschlossen hatte.

Dieser Umschwung in Genf steigerte nun die ohnedies gespannte Lage in der Westschweiz derart, daß eine Entscheidung zwischen Savoyen und Bern erfolgen mußte. Der Herzog von Savoyen konnte naturgemäß der Religionsänderung in Genf nicht untätig zusehen, denn die Reformation entzog Genf dauernd seinem Einfluß und brachte es unter denjenigen von Bern. Savoyen zog mit Heeresmacht gegen Genf und bedrohte es. Genf wandte sich an seine Bundesgenossen Freiburg und Bern. Aber Freiburg grollte der Stadt um der Glaubensänderung willen und lehnte die Hilfe ab. Bern selbst war durch den Vertrag gebunden und durfte den Frieden nicht brechen. Doch gestattete es den Zuzug von Freischaren aus dem Seeland und dem Neuenburgischen, die unter dem Befehl des Bielers Jakob Wildermuth der Stadt Genf zu Hilfe zogen. Unterwegs, bei Gingins am Genfersee, wurde die Schar in einen Hinterhalt gelockt und von einer dreifachen Übermacht von Savoyarden umzingelt. Sie schlug sich aber in einem mörderischen Gefecht durch und erlangte freien Abzug. Unterdessen hatte der Herzog die Stadt eingeschlossen, und die Not war aufs höchste gestiegen. Da entschloß sich Bern, Ende Dezember 1535, dem Herzog den Krieg zu erklären. Diesmal war das Land einverstanden. Doch dauerte es noch vier Wochen, bis das bernische Heer unter Hans Franz Nägeli aufbrach. Ohne einen Schwertstreich wurde die vom Feinde fast entblößte Waadt erobert. Am 2. Februar 1536 zog Nägeli, von der Bevölkerung mit Jubel als Befreier begrüßt, in Genf ein. Zum ewigen Gedächtnis an diesen Tag nahm Genf den Wahlspruch an: post tenebras lux. Der Einmarsch der Berner in die Waadt gab das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff gegen Savoyen von allen Seiten. Wallis besetzte das Gebiet südlich des Genfersees bis an die Dranse und Frankreich den westlichen Teil des Herzogtums. Auch Freiburg begehrte jetzt einen Teil der Beute

Digitized by Google

und nahm die Ortschaften Romont, Rue und Estavayer. Das Gebiet von Thonon und Gex wurde bernisch. Die Versuchung lag nun für das siegreiche Bern nahe, nach der Befreiung von Genf in die Nachfolge der weltlichen Herrschaft des Bischofs von Genf einzutreten, mit anderen Worten, Genf zu annektieren. Doch widerstand man in Bern schließlich der Versuchung, um nicht die Herzen einer Bevölkerung sich zu entfremden, welche den Errettern so heiß entgegengeschlagen hatten. Dafür entschädigte sich Bern, indem es im März 1536 in einem zweiten Feldzuge das Gebiet des Bischofs von Lausanne besetzte und das Schloß Chillon eroberte, in welchem der Genfer Bürger Franz Bonivard, der Prior des Cluniacenser Stiftes St. Viktor, wegen seiner freiheitlichen Bestrebungen von den Savoyarden gefangen gehalten war.

Abb. 34. Hans Franz Nägeli.

Mit der Niederwerfung der savoyischen Herrschaft und der Befreiung Genfs durch Bern war nun auch das letzte Hindernis beseitigt, welches der endgültigen Einführung der Reformation in Genf entgegengestanden hatte. Farel ordnete die kirchlichen Verhältnisse nach dem Vorbild der apostolischen Zeit, indem er in der Beseitigung der bisherigen kirchlichen Einrichtungen noch weiter ging als Luther und Zwingli. Er hat alle Festtage abgeschafft, welche nicht, wie z. B. Ostern, auf einen Sonntag fielen. Das Abendmahl wurde mit gewöhnlichem Brot gefeiert, statt wie bisher üblich mit Oblaten. Sogar die Taufsteine wurden aus den Kirchen entfernt. Das ganze öffentliche und private Leben sollte nach dem Maßstabe der heiligen Schrift gestaltet werden. Farel empfand es aber immer drückender, daß er dieser Riesenaufgabe, eine Kirche einzurichten und zu leiten, allein nicht gewachsen sei. Seine Mitarbeiter waren anderswo nötig geworden, Fabri in Thonon, Viret, wie wir hören werden, in Lausanne. So stand er allein da, er, der wohl als Mann der rücksichtslosesten Offensive feindliche Mauern zu brechen vermochte, aber nicht die Gabe besaß, nach dem Niederreißen ein Neues zu bauen und wohnlich zu machen. Es war natürlich, daß sich als Reaktion des raschen Umschwunges bei der Bevölkerung Mißtrauen und Unzufriedenheit regten. Wenn der Bestand der Reformation dadurch auch nicht ernstlich gefährdet war, so wurde es doch dem Reformator klar, daß es eines größeren Geistes bedurfte, um über dieses Chaos Herr zu werden. Da hörte er im August 1536 von einem jungen Manne, der auf der Durch-

Digitized by Google

reise ihn besuchen wolle. Es war Johann Calvin. In der großen Welt der Öffentlichkeit wenig bekannt, hatte er doch schon ein Buch geschrieben, welches denen, die es lasen, die gewaltige Kraft dieses Geistes verriet, die Institutio religionis christianae, eine geniale Abhandlung über die christliche Religion vom evangelischen Standpunkte. Als Farel diesen Mann erblickte, kam es ihm vor, als sei er ihm von Gott direkt zugeführt worden, um den Platz einzunehmen, den er nicht ausfüllen konnte. Er forderte ihn auf, in Genf zu bleiben, doch Calvin wollte nicht. Er hatte

Abb. 35. Johann Calvin, 1509—1564. Stich von Conrad Meyer.

andere Pläne. Da ihm bisher in seinem Wirken wenig Erfolg beschieden war und er oft den Wohnsitz wechseln mußte, gedachte er hinfort in der Stille seinen Studien zu leben. Dies und anderes, seine Jugend, sein unpraktisches Wesen schützte er vor. Da ergriff ein heiliger Zorn den älteren Farel, und mit erhobener Hand rief er Calvin zu: „Du redest von Ruhe und Studien, ich aber sage dir im Namen Gottes: wenn du der Kirche in ihrer Not deine Hilfe versagst und dich selbst mehr suchest als Christum, so wird der Herr deine Studien verfluchen.“ Als Calvin diese Worte hörte, kam ein Schrecken über ihn, und es war ihm, wie er

Digitized by Google

später nach Jahren bekannte, als ob die Hand Gottes ihn zurückhalten würde. Er wagte nicht mehr wegzugehen, sondern stellte sich Farel zur Verfügung. Seine Stellung war freilich zunächst ganz provisorisch und ohne Gehalt. Er war Lehrer der Theologie und Hilfsprediger, für viele auch jetzt noch nur ein zufällig hergekommener Franzose. Niemand ahnte, daß der von Farel mit Gewalt gegen seinen Willen zurückgehaltene Calvin der Stadt Genf auf Jahrhunderte den Stempel seines gewaltigen Geistes aufdrücken und dem reformierten Protestantismus sein eigenes felsenhärtes Wesen verleihen werde, welches die Reformation überhaupt gerettet hat. Farel überließ nun die Ordnung und Leitung der Kirche ganz dem jüngeren Freunde, dem er sich bescheiden und demütig als dem Größeren unterordnete. Später kehrte er wieder nach Neuenburg zurück und blieb, nachdem er noch von 1542—1544 in Metz unter den schwersten Anfeindungen und Verfolgungen gewirkt hatte, das geistige Haupt der Neuenburger Kirche bis zu seinem am 13. September 1565 erfolgten Tode. Das dankbare neuenburgische Volk errichtete ihm ein Standbild auf dem hochgelegenen Platz vor der Kollegiatkirche.

Der Zug der Berner gegen Genf gab auch der reformatorisch gesinnten Bevölkerung von Lausanne neuen Mut. Man berief sofort Viret nach Lausanne, welcher nun trotz des Ärgers des Bischofs und des Kapitels ungestört predigen konnte. Nach der Besitzergreifung des Gebietes des Bischofs durch Bern Ende März 1536 und einiger dem Grafen von Greyerz gehörenden Herrschaften fielen die letzten Schranken dahin, welche dem Eindringen der Reformation und der Predigt des Evangeliums noch entgegengestanden hatten.

Es entsprach durchaus der durch die Ereignisse gerechtfertigten Politik Berns, daß in dem eroberten Lande die Messe abgeschafft und die Reformation eingeführt wurde. Die Religionsgespräche, die Bern im Juni in Yverdon und vom 1.—8. Oktober in Lausanne anordnete, hatten nicht wie die früheren Gespräche in Baden und Bern den Zweck, eine Entscheidung erst herbeizuführen. Sie sollten lediglich die getroffene und unwiderrufliche Entscheidung zugunsten der Reformation vor der Bevölkerung rechtfertigen und die noch nicht Gewonnenen überzeugen. Für unser modernes Empfinden liegt in diesem Vorgehen, wie überhaupt in der durch den Staat vorgenommenen zwangsweisen Einführung des neuen Glaubens etwas Stoßendes und dem Wesen der Religion als eines freien persönlichen Glaubens direkt Widersprechendes. Allein in Wirklichkeit war das Vorgehen der Sieger nicht so hart, als es den Anschein hatte. Denn die große Mehrheit der Bevölkerung war innerlich längst zerfallen mit dem Papsttum und verlangte die Verkündigung des Evangeliums, so daß die Abschaffung der Messe tatsächlich als eine befreiende Wohltat empfunden wurde. So begrüßte man an vielen Orten die siegreichen Berner als die Bringer der geistigen Freiheit. Andere, denen die Religion eher gleich-

Digitized by Google

gültig war, begrüßten den politischen Umschwung und nahmen dafür die Glaubensänderung als etwas Unvermeidliches mit in Kauf. Derer, die deshalb in ihrem Gewissen bedrückt waren, gab es wohl wenige. Die Herzen des Volkes hatte Rom schon längst verloren. Sodann ist nicht zu vergessen, daß die damalige Zeit für Glaubens- und Gewissensfreiheit in modernem Sinne nicht reif war, trotzdem diese unsere Glaubens- und Gewissensfreiheit eine der herrlichsten Geistesfrüchte der Reformation ist. In jenen Zeiten war das Volk noch unmündig. Darum mußte die Entscheidung über die Änderung des Glaubens in die Hände einiger Weniger

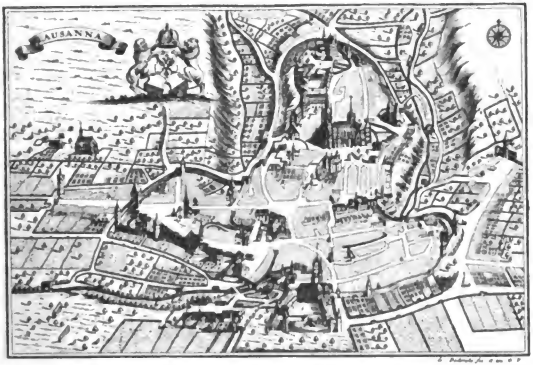


Abb. 36. Lausanne. Stich von H. Bodenehr.
a Die Große Unser Frawen Kirche, *b* S. Franciscus, *c* das Schloß, *d* das Collegium, *e* Vormahliger Bischoflicher Sitz, *f* Das Rath Haus, *g* Zeüg Haus, *h* Hospital, *i* Hospital zu S. Rocho.

gelegt werden, die Einsicht besaßen und denen die für das Wohl der Untertanen verantwortlichen Lenker des Staates Vertrauen entgegenbringen konnten. So entstand das Staatskirchentum mit der Abhängigkeit der Kirche vom Staate, die sie oft bitter empfand, aber ohne die die Reformation sicher zugrunde gegangen wäre. Das Zeugnis muß den Räten und Obrigkeiten der protestantischen Freistaaten gegeben werden: sie haben sich redlich bemüht, dem Volke dazu zu verhelfen, daß es zu einer festen Überzeugung und zur Gewißheit in religiösen Dingen gelangen konnte. Man war willig, dazu alle Opfer zu bringen, und durch Grün-

Digitized by Google

dung von niederen und höheren Schulen, durch häufige Predigten und Kinderlehren, durch die strengste Beaufsichtigung der Geistlichen und durch die obligatorische Teilnahme an den Gottesdiensten dieses Ziel herbeizuführen. Und mit welchem Eifer, mit welch rührendem Ernst haben diese Ratsherren den Religionsgesprächen beigewohnt und die Verhandlungen verfolgt, die nicht immer interessanten Streitschriften und Lehrbücher durchgearbeitet, um selbst ein eigenes Urteil zu besitzen!

So ordnete also Bern trotz des Einspruchs des Kaisers Karl V., der sich auch hier einmischte, für die Waadt ein Religionsgespräch an, zu welchem Farel, Calvin, Viret und Caroli erschienen. Die Opposition gegen die von Farel aufgestellten Thesen war schwach. Einer der Hauptredner auf katholischer Seite erklärte sich für überwunden. Nach Schluß des Gesprächs besorgte die Bevölkerung selbst die Entfernung der Bilder aus den Kirchen. Viret und Caroli wurden Pfarrer in Lausanne. Bald darauf, im November 1536, fand die erste Synode der reformierten Pfarrer statt, zur Beratung der neuen Kirchenordnung, und am 24. Dezember erschien das offizielle Reformationsedikt, welches die reformierte Religion für den welschen Teil des Staates Bern als Staatsreligion erklärte. Der Hauptstadt selbst brachte die Neuordnung eine bittere Enttäuschung. Die alte Bischofsstadt und Bundesgenossin Berns sank herab auf die Stufe eines Landvogtssitzes und einer Untertanenstadt. Die meisten Domherren zogen sich nach Evian zurück. Der Domschatz kam nach Bern, wo einzelne Stücke noch jetzt eine Zierde des historischen Museums sind, stumme Zeugen längst versunkener Herrlichkeit. Und doch war der Preis, den die Stadt für das Evangelium bezahlte, nicht zu teuer. Wenn heute das kraftvolle Waadtländer Volk an der Spitze der welschen Kantone steht und sein Einfluß in kultureller Beziehung weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgeht, so dankt es diese Errungenschaften allein der Einführung der Reformation durch Bern.

---

10. Kapitel.

Calvin und der Abschluß der Reformation in der Schweiz.

Der Mann, der im Jahre 1536 die Leitung der Genfer Kirche übernahm und in der Folgezeit an Kraft, Einfluß und Erfolg Zwingli weit überstrahlte, war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie in Frankreich geboren, als der Sohn des päpstlichen Notars und Sachwalters Gerard Cauvin. Von seinem Vater hatte er die eiserne Festigkeit des Wesens und den unbeugsamen Selbständigkeitssinn geerbt. Denn der Vater starb als Gebannter, weil er sich nicht in allem unter den

Digitized by Google

Willen der kirchlichen Machthaber gebeugt hatte. Von der Mutter wurde er religiös stark beeinflußt. Diese beiden Eigenschaften seines Wesens traten schon in der Jugend deutlich hervor. Er ragte durch seine ernste Auffassung der Religion und durch seine Strenge gegen sich und andere unter seinen Mitschülern in Paris hervor. Zuerst entschied er sich für Theologie, bezog dann aber, um Jurisprudenz zu studieren, die Fakultäten von Orléans und Bourges. Daneben betrieb er eifrig das Studium der humanistischen Wissenschaften, in welche ihn der bereits genannte Humanist Melchior Volmar einführte. Von einer gegensätzlichen Stellung zur katholischen Kirche bemerken wir bei dem jungen Calvin (so nannte er sich in Latinisierung seines Namens Cauvin) nichts.

Abb. 37. Genf.

Ließ er sich doch ohne Bedenken von seinem Vater zwei Pfründen erwerben zur Erleichterung seiner Studien. Und wenn er auch durch seinen sittlichen Ernst und die Tiefe seiner Sündenerkenntnis vor anderen sich auszeichnete, so war er damit wohl schon auf dem Wege, der ihn von der Kirche der grundsätzlichen Unbußfertigkeit immer mehr entfernte, aber von der Erkenntnis des Evangeliums hatte er noch nichts empfangen. Wie er dazu gelangte und zwar zu so heller Erkenntnis, darüber wissen wir sozusagen nichts. Calvin gehört zu den schweigsamen Naturen, die ihr Innerstes und Bestes der Neugierde der Menschen nicht preisgeben. Wir haben auch keine Anhaltspunkte dafür, daß die Männer

Digitized by Google

des ihm befreundeten humanistischen Kreises, Volmar und sein Vetter Olivetan, in diesem Sinne auf ihn eingewirkt hätten. Er kannte zwar verschiedene Evangelische und verkehrte mit ihnen. Unter anderen war sein Hausherr Etienne de la Forge evangelisch gesinnt. Auch mögen ihn seine Studien an manchen Lehren der katholischen Kirche irre gemacht haben. Aber noch 1533 billigte er die Bestrafung einer evangelischen Kundgebung mit scharfen Ausdrücken, und noch im Jahre 1534 war er im Besitz seiner kirchlichen Pfründen. In dieses Jahr fällt aber seine Bekehrung. Es war wie bei Paulus eine plötzliche Bekehrung, ein scharfer Bruch mit seinen bisherigen Anschauungen und seiner ganzen Vergangenheit. Es war nicht von Menschen und nicht durch Menschen gekommen. „Es hat Gott gefallen", sagte er einmal beiläufig, „mich durch eine plötzliche Bekehrung seinem Worte gehorsam zu machen." Er habe, schreibt er dem Kardinal Sadolet, versucht, im Katholizismus Frieden zu finden. So oft er in sich gegangen sei, habe ihn der größte Schrecken erfaßt, den keine Bußübungen und keine Sühnmittel hätten mildern können. Da sei ihm die evangelische Lehre nahegetreten und habe ihn durch ihre Neuheit zuerst abgestoßen. Er habe sich auch nur schwer und widerstrebend ihr ergeben. Aber „wie durch einen plötzlichen Lichtstrahl erkannte ich, in welchem Abgrund von Irrtümern, in welchem Schmutz ich mich befunden hatte. So tat ich, o Herr, was meine Pflicht war, und begab mich, erschreckt und mit Tränen mein früheres Leben verdammend, auf deinen Weg". Das ist Calvins Bekehrung. In ihr tritt bereits keimartig das hervor, was seiner Frömmigkeit die weltüberwindende Kraft gab, der Gehorsam des Glaubens: „ich tat, was meine Pflicht war". Ist bei Luther die Fröhlichkeit das Kennzeichen des Glaubens, bei Zwingli die Verständigkeit und Klarheit der Glaubenserkenntnis, so ist bei Calvin die Vollendung erreicht in dem schlichten Akt des Gehorsams. Er zog auch sofort die Konsequenzen des Gehorsams. Er gab seine humanistischen Studien auf, um für das Evangelium zu wirken und erklärte in seiner Vaterstadt den Verzicht auf seine Pfründen, worauf er wegen Abfalls vom Glauben ins Gefängnis geworfen wurde.

Nachdem er seine Strafe abgebüßt hatte, begab er sich nach Angoulême, wo Evangelischgesinnte bei der Herzogin Margareta von Navarra Schutz fanden. Von hier aus trat er auch in Verkehr mit Jean Lefèvre d'Etaples. Doch war seines Bleibens in Frankreich nicht mehr lange. Die im Herbst 1535 ausgebrochene Verfolgung nötigte ihn, im Ausland Zuflucht zu suchen. So kam er nach Straßburg und von da nach Basel, wo er, in stiller Zurückgezogenheit unter dem Namen Martinus Lucanius lebend, sein großes reformatorisches Erstlingswerk, die institutio religionis christianae vollendete, welche an Bedeutung für die ganze reformierte Kirche den ersten reformatorischen Schriften Luthers gleich kommt und diejenigen Zwinglis überragt. Das Buch erschien im

Digitized by Google

März 1536. Kurz vor der Veröffentlichung des Buches reiste er nach Italien, um die Freundin der Reformation, die Herzogin Renata von Ferrara kennen zu lernen. Auf der Rückreise, als er sich nach Straßburg begeben wollte, um seine Studien fortzusetzen, wurde er, wie wir gehört haben, von Farel gezwungen, in Genf zu bleiben. Damit trat er in das Werk ein, welches ihm von Gott beschieden war, die Reformation in der protestantischen Kirche zum Abschluß zu bringen. Seine Wirksamkeit hat sich bald von Genf aus auf den ganzen Protestantismus ausgedehnt, und wenn er selbst der Zeit nach auch zur zweiten Generation gehörte und die Reformation sowohl in Genf als auch in Frankreich bereits Boden gefaßt hatte, ja wenn auch die Kirchenlehre der protestantischen Kirchen bereits in ihren Grundzügen als etwas abgeschlossenes vorlag, so war doch sein Einfluß sowohl durch seine praktische Tätigkeit als Leiter der Genfer Kirche als auch durch seine theologische Arbeit als Lehrer der gesamten reformierten Kirche so gewaltig, daß er mit unbestrittenem Recht den Namen eines Reformators trägt und seinen beiden großen Vorgängern Luther und Zwingli an die Seite gestellt werden muß.

Zunächst allerdings wurde er der Reformator von Genf, indem er diese Stadt, welche sich aus verschiedenen Gründen für die Predigt des Evangeliums entschieden hatte, zu einer wirklich protestantischen Stadt machte, deren Bevölkerung nicht nur von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt war, sondern auch gemäß dieser Wahrheit wandelte und durch ihren Wandel ein leuchtendes Vorbild für die protestantische Welt geworden ist. Freilich bedurfte es dazu einer Riesenkraft, eines Maßes von zielbewußter Energie und rastloser Erziehungsarbeit, eines unbeugsamen Willens, wie solches nur einem Calvin eignete. Zwar darf man sagen, daß die Reformation überall einen gewaltigen Fortschritt in sittlicher Beziehung zur Folge hatte, auch wenn man nicht blind ist für die vielen und großen Schäden und Gebrechen, die nicht mit einem Schlage beseitigt werden konnten. Allein wer die sittlichen Verhältnisse in den Städten, z. B. in Zürich, vor der Reformation mit den Zuständen nach der Einführung der evangelischen Predigt unbefangen vergleicht, der wird es nicht leugnen können, daß die Reformation durch ihre geistige, kulturelle und sittliche Einwirkung auf das gesamte Leben des Volkes gerechtfertigt worden ist. Gilt das allgemein von dem ganzen Gebiet des Protestantismus bis in die Gegenwart, so war es in erhöhtem Maße von der Stadt Calvins der Fall, in welcher er sich eine Gemeinde erzogen hat, die durch ihren feurigen Glauben, ihre evangelische Entschiedenheit und ihre Sittenstrenge einfach vorbildlich war. Und das nicht etwa nur zu Lebzeiten Calvins unter dem Eindruck dieser gewaltigen Persönlichkeit, sondern auf Jahrhunderte hinaus. Von diesem Brennpunkte religiösen Lebens gingen jene unüberwindlichen Kräfte aus, welche die reformierte Kirche in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich, Holland, England und Schott-

Digitized by Google

land zur Kirche des Kampfes machten, die allein dem Ansturm des durch die Gegenreformation und den Jesuitenorden gestärkten Papsttums gewachsen war und damit der Menschheit das Evangelium gerettet hat.

Fragt man nach dem Geheimnis dieser wunderbaren Kraft, so liegt es nicht nur darin, daß die calvinische Form des Protestantismus gegenüber der römischen Religion konsequenter war in der Ablehnung alles dessen, was noch an die katholische Vergangenheit erinnerte, auch der gottesdienstlichen Gebräuche, welche die lutherische Kirche noch behalten hatte. Auch nicht ausschließlich in der theokratischen Kirchenverfassung, welche das staatliche Leben dem kirchlichen unterordnete und für die Kirche eine Unabhängigkeit forderte, die auf die Dauer nicht aufrecht zu halten war. Sondern das Geheimnis dieser Kraft lag im gläubigen Gehorsam gegen Gott, darin, daß Calvin rücksichtslos wie keiner vor und nach ihm in allem, im Staatsleben und in der Kirche, immer wieder die entscheidende Frage stellte: ist die Religion um Gottes willen da, oder um des Menschen willen? soll Gottes Ehre gelten, oder des Menschen Ehre? Das ist der große Gedanke, die Lebensfrage, die sich durch alle seine Schriften und sein ganzes Leben hindurchzieht. Das gab ihm eine Unabhängigkeit von allen seinen Vorgängern, die es ihm ermöglichte, statt einer bestimmten konfessionellen Richtung und Tradition innerhalb der jungen reformatorischen Kirche zum Siege zu verhelfen, die Wahrheitsgedanken bei Luther und Zwingli zu einem Gebäude von originaler Kraft und Größe zu vereinigen. Wer den Namen Calvins hört, denkt freilich nur an die Lehre der Gnadenwahl, die sein Lehrgebäude krönt und in der Folgezeit zu schweren Auseinandersetzungen unter den protestantischen Theologen geführt hat, eine Lehre, die wir in der ihr von Calvin verliehenen Ausprägung freilich auch nicht mehr aufrecht erhalten können. Allein es ist zunächst daran zu erinnern, daß diese Lehre von den beiden größten Trägern des Evangeliums in alter Zeit, von Paulus und von Augustin, vertreten worden ist. Auch Luther hatte erkannt, daß es aus dem Elend der Kirche nur einen Weg zurück zum Heil in Christo gibt, den Weg, der über Augustin zu Paulus führt. Hier knüpft Calvin an die ursprünglichen Gedanken Luthers und Zwinglis an, welche in dem Streit mit Erasmus über den freien Willen vor dieselbe Entscheidung gestellt gewesen waren. Nur daß er konsequenter verfährt bis zu einer Härte des Ausdrucks, der ihn selbst mit Schrecken vor dem in dieser Lehre enthaltenen Geheimnis erfüllt hat. Abgesehen von dieser konsequenten Durchführung der Lehre sind die Unterschiede von Luther und Zwingli gering. In dieser Lehre, daß Gott den einzelnen Menschen zum voraus bestimmt hat zur Gnade — die Nichterwählten folglich zur Verdammnis, auch wenn sie durch eigene Schuld verloren gehen —, hat Calvin den Kern des Evangeliums erkannt. Denn in der Anerkennung dieses Satzes, den die mensch-

Digitized by Google

liche Vernunft nie ergründen kann, verzichtet der Mensch auf alles eigene Verdienst und übergibt sich seinem Gott auf Gnade und Ungnade. Gerade darin wurzelte die zu den höchsten Anstrengungen des sittlichen Willens entflammende Kraft, welche die todesmutigen Scharen der hugenottischen Männer und Frauen im Märtyrium, die Helden des niederländischen Befreiungskrieges, die Streiter Cromwells und zuletzt noch die Buren in Südafrika aufrecht erhalten hat. Im übrigen stellt Calvins Lehre eine Verbindung zwischen Luther und Zwingli dar, indem er, wie wir oben betonten, die Wahrheitsmomente beider Männer weitergebildet und vertieft hat. In der Abendmahlslehre, in welcher sich Luther und Zwingli nicht zu einigen vermochten, ist die Annäherung an Luther deutlich, vielleicht mehr in den Ausdrücken, als inhaltlich. Denn jene von Luther vertretene halbkatholische Auffassung von einem leiblichen Genossenwerden Christi im Abendmahl hat Calvin nie zu der seinigen gemacht. Der Riß, welcher zwischen den beiden protestantischen Konfessionen bestand, war aber bereits zu tief, als daß selbst ein Calvin sie hätte einigen können, trotzdem er sich persönlich zu Luther und Melanchthon hingezogen fühlte. Immerhin war sein Einfluß auch in Deutschland so groß, daß sich einige deutsche Kirchen, wie z. B. diejenigen der Pfalz, von Bremen, Anhalt, Hessen-Kassel und das kurfürstliche Haus von Brandenburg dem reformierten Protestantismus anschlossen. In der deutschen Schweiz wurde er, da mit Zwinglis Tod kein eigentlicher allgemeiner Führer der Reformierten mehr vorhanden war, als das geistige Haupt der Kirche anerkannt. Heinrich Bullinger, der Vorsteher der Zürcher Kirche und Nachfolger Zwinglis, war weitblickend und unabhängig genug, um im Interesse der Reformation alles zu tun, daß Calvins Geist in der Kirche durchdringe. Wohl hat man dem Calvinismus nachgeredet, er habe einen harten Zug alttestamentlicher Gesetzlichkeit an sich, wie denn auch Calvin den fröhlichen Glauben Luthers, den Sinn für das Schöne in Natur und Kunst, sowie die Wertschätzung der Nationalität und des vaterländischen Bewußtseins vermissen lasse. Das ist zum Teil richtig. Gesetzlich erscheint uns der Calvinismus mit seiner strengen Kirchenzucht, mit seiner Verkehrung des christlichen Sonntags zum jüdischen Sabbat, mit seiner Gottesdienstlichkeit und der Unterordnung alles Lebens unter den Buchstaben der heiligen Schrift und unter den Pfarrer, der sie auslegt und als Richtschnur handhabt. Aber man wird, wenn man an die gewaltigen Wirkungen des Calvinismus in der Weltgeschichte denkt, zugeben müssen, daß der Kern dieser gesetzlichen Frömmigkeit gesund und lebendig war. Übrigens ist dieses ganze kirchliche System nur zum Teil die Schöpfung Calvins. Er hat die Grundzüge bereits vorgefunden und dann allerdings konsequent ausgebaut. Er bedurfte großer, heldenhafter Mittel, um sein Ziel zu erreichen, aus Genf einen Brennpunkt des religiösen und sittlichen Lebens zu machen. Nicht pharisäische Gesetzlichkeit

Digitized by Google

hat diese calvinischen Christen beherrscht, sondern die Ehrfurcht vor Gott, Scheu, ihn zu betrüben, Willigkeit, ihm zu dienen, Verlangen nach der tröstlichen Gewißheit, bei Gott in Gnaden zu sein. So hat die viel angefochtene Lehre der Gnadenwahl keineswegs sittlich gleichgültige Menschen geschaffen, sondern im Gegenteil das sittliche Empfinden geschärft und den Willen zum Guten gestählt. Allerdings, Calvin hatte bei aller Hochachtung für den sittlichen Wert der Kunst nicht Zeit, sie zu pflegen,

Abb. 38. Antistes Bullinger (nach einer gemalten Scheibe 1571).

nicht Sinn für die Liebe zum Vaterland. Die Schweiz blieb ihm fremd, die Schönheit des Genfersees sah er nicht. Er war ein Großer im Reiche Gottes und sein Sinn war auf das Größte gerichtet. Die Not der Zeit lag zu schwer auf ihm, als daß er hätte die Laute schlagen mögen.

Das war der Mann, der im Jahre 1536 in Genf als Hilfsprediger Farels zu wirken begann, ein Mann, dessen Entwicklung abgeschlossen und vollendet war, der wußte, was er wollte und es auch durchsetzen konnte. Der erste Aufenthalt in Genf dauerte nur zwei Jahre, aber seine Tätigkeit

Digitized by Google

war so intensiv, daß er in der kurzen Zeit viel erreichte. Er arbeitete einen Katechismus und ein Glaubensbekenntnis aus, welche in Genf Gesetzeskraft erhielten und beschworen werden mußten. Das Bekenntnis wurde von Caroli angefochten, der in seiner Eifersucht gegen Calvin jede Gelegenheit benutzte, um ihn zu ärgern und seinen Einfluß zu untergraben. Es fand aber die Zustimmung der Kirchen von Bern, Basel und Straßburg. Dagegen stieß die Einführung der Kirchenzucht in Genf im Jahre 1537 auf erbitterten Widerstand. Es war weniger Calvins Schuld, als diejenige der Prediger, daß nun jede absurde Kleinigkeit aufs strengste geahndet wurde. Mitunter traf die härteste Strafe solche, die nach unserem Empfinden unschuldig waren. Eltern, die ihre Kinder der Schule entzogen, verloren ihr Bürgerrecht. Ein Mann, der in seinem Hause heimliche Zusammenkünfte von Spielern geduldet hatte, mußte es mit Prangerstehen büßen, wobei ihm die Spielkarten um den Hals gehängt wurden. Nicht daß Calvin etwa grundsätzlich alle Spiele verdammt hätte, machte er doch selbst gerne mit seinen Freunden ein Spiel. Aber wo es zur Leidenschaft wurde, da schritt er unerbittlich ein. Es entstand aber gleichwohl eine immer weiter um sich greifende Erbitterung gegen die beiden Urheber der neuen Ordnung, Calvin und Farel, nicht nur bei den alten Feinden des Evangeliums, den sog. Libertins, welche überhaupt jede Zucht haßten, sondern mehr oder weniger in der ganzen Bürgerschaft. Der Bogen war zu straff gespannt, er mußte brechen. Dazu kam ein Konflikt mit Bern. Bern hatte in der Waadt die bernischen Kirchengebräuche eingeführt. Aber ein Teil der Waadtländer Geistlichkeit, die in Calvin ihr geistiges Haupt erblickte, hätte es gern gesehen, wenn bei der Gleichheit der Sprache die Kirche der Waadt auch in den Gebräuchen, z. B. im Abendmahlsritus, der Genfer Kirche gleichförmig geworden wäre. Bern, welches fürchtete, daß der Einfluß von Genf in der Waadt zu stark werden könnte, wünschte seinerseits, daß sich die Genfer Kirche den bernischen Gebräuchen anschließe. Der Rat von Genf, in welchem seit dem Frühling 1538 die anticalvinische Partei die Mehrheit besaß, beschloß die Einführung der bernischen Kirchengebräuche, nämlich die Feier verschiedener kirchlicher Festtage, wie Weihnachten und Auffahrt, den Gebrauch von ungesäuertem Brot beim Abendmahl und die Aufstellung von Taufsteinen. Calvin, der sich so etwas nicht vom Rate befehlen lassen wollte, und die andern Prediger unterzogen sich nicht. So kam es zum Bruch. Leidenschaftliche Worte fielen auf beiden Seiten. Schließlich verbannte der Rat am 23. April 1548 Calvin und Farel und beharrte trotz der Verwendung der Kirchen von Bern und Zürich bei seinem Beschluß.

Farel zog nach Neuenburg, Calvin nach Straßburg, wo er als Prediger der französischen Hugenottenflüchtlinge und als theologischer Lehrer Anstellung fand. Jetzt hatte er die Muße für seine Studien, die er zwei

Digitized by Google

Jahre vorher so sehnlichst gewünscht hatte, und er hat sie gewissenhaft ausgenützt. Hier verheiratete er sich auch im Jahre 1539 mit Idelette von Büren. Bezeichnend für beide Ehegatten ist das Zeugnis, das Calvin seiner Frau gab: sie sei ihm in den zehn Jahren ihrer Ehe nie beschwerlich oder hinderlich gewesen, habe auch nie an sich selbst gedacht. Ihr früher Tod war für ihn ein schwerer Schlag. Sodann fällt in den Straßburger Aufenthalt seine Bekanntschaft mit Melanchthon und der deutschen Reformation, die für die weitere Entwicklung der calvinischen Reform von großer Wichtigkeit gewesen ist.

In Genf folgte auf den Wegzug Calvins eine trostlose Zeit. Es war als ob alle guten Geister die Stadt verlassen hätten. Ein schwerer Druck lastete auf der Bürgerschaft. Der Rat begab sich ganz unter den Einfluß Berns, nicht nur kirchlich, sondern auch politisch, so daß die auf ihre Unabhängigkeit stolze Bürgerschaft laut aufschrie über Verrat. Zugleich agitierte der vertriebene Bischof im geheimen zugunsten der Wiedereinführung der Messe. Die neuen Prediger, „die unglücklichen Werkzeuge des Satans", wie Calvin sie nannte, waren den Schwierigkeiten nicht gewachsen. Da erhob sich die immer noch starke calvinische Minderheit gegen den Rat und errang bei den nächsten Wahlen einen glänzenden Sieg. Dem alten Rat wurde wegen Hochverrates der Prozeß gemacht, und der Urheber des für Genf so ungünstigen Vertrages mit Bern ungeachtet seiner Verdienste um die Befreiung Genfs zum Tode verurteilt. Die übrigen traf Verbannung auf 101 Jahre. Sofort wurde Calvin brieflich und durch einen Abgesandten des Rates persönlich gebeten zurückzukehren. Allein es wurde ihm schwer, ja zu sagen. Es kam ihm vor, daß er sich lieber ans Kreuz schlagen lassen möchte, als sich nochmals „in dieser Marterwerkstatt peinigen zu lassen". Dennoch sagte er schließlich zu aus Gehorsam gegen den Ruf Gottes, den er in dieser Aufforderung erkennen mußte. Gab ihm doch die Stellung in Genf wie keine zweite Gelegenheit, von da aus für die Gewinnung Frankreichs und der romanischen Welt für das Evangelium erfolgreich tätig zu sein.

Calvin konnte nun nach seiner Rückkehr im Herbst 1541 seinen Plan einer Kirchenordnung im theokratischen Sinne durchführen. Die Leitung der Kirche und die Aufsicht über das sittliche Leben der Glieder der Kirche, das private wie das öffentliche, wurde einem Konsistorium übertragen, bestehend aus zwölf Laienältesten und sechs Predigern. Selbst das Recht der Ausarbeitung von Gesetzen wurde ihm übertragen. So sehr war die Bürgerschaft über seine Rückkehr erfreut, daß sie ihm willig sozusagen alles einräumte, was er forderte. Damit war die staatliche Gewalt tatsächlich der Kirche untergeordnet. Allerdings ging es bei der Anwendung dieser Grundsätze nicht ohne schwere Kämpfe ab. Die alte Opposition der anticalvinistischen Partei, der Libertins, lehnte sich gegen das neue drückende Joch auf, und nur mit Anwendung der äußersten Strenge konnte

Digitized by Google

die offene Empörung unterdrückt werden. In den ersten vier Jahren wurden nicht weniger als 58 Todesurteile und 76 Verbannungsdekrete vollzogen. Unter anderen wurde wieder ein um Genf verdienter Mann,

Abb. 39. Joh. Calvin (Stich von Pierre Woeiriot 1566). (Aus dem Schweizer. Heraldischen Archiv 1906. 1/2.)

der Sohn des Vorkämpfers der Freiheit Genfs, Philibert Berteliers, enthauptet. Es muß zugestanden werden, daß es nicht lediglich libertinistische Zügellosigkeit war, die sich gegen Calvin erhob. Vielmehr

Digitized by Google

wurzelte die tiefe Erbitterung in der rigorosen Anwendung des theokratischen Systems, in der Grausamkeit der Strafen, in der häufigen und raffinierten Anwendung der Folter zur Erpressung der Geständnisse, in der Einführung einer geheimen Spionage und Überwachung der Bürger, und in der kleinlichen Unterdrückung auch der unschuldigsten Volksvergnügungen. Jener Abgeordete, der ihn persönlich in Straßburg aufgesucht hatte, Ami Perrin, wurde aus diesen Gründen auf die Seite der Gegner gedrängt. Er mußte seine Opposition im Gefängnis büßen. Mehr als einmal drohte offene Empörung auszubrechen und konnte Blutvergießen nur durch das persönliche Dazwischentreten Calvins und die Macht seiner Autorität verhindert werden. Die altgenferische Bürgerschaft wollte sich diese Härte der geistlichen Regierung, die schrankenlos ausgeübte Ausschließung vom Abendmahl und die demütigenden Strafen nicht mehr gefallen lassen. Mußte doch einer von Calvins Feinden, der Libertiner Pierre Ameaux, im bloßen Hemd und barfuß sich durch die Stadt führen lassen, auf einem öffentlichen Platz niederknien und laut um Vergebung seiner Sünden bitten, ein Vorfall, der die Erbitterung ins Maßlose steigerte. Calvin konnte auch seine Herrschaft nur dadurch aufrecht erhalten, daß er zahlreiche, ihm blindlings ergebene Ausländer einbürgern ließ.

Mit derselben eisernen Strenge verfolgte Calvin auch seine theologischen Gegner, die ein unglücklicher Zufall nach Genf führte. Ein gewisser Gruet wurde 1547 verbrannt, weil er gottlose Briefe und unsittliche Verse geschrieben hatte. Den gewesenen Karmelitermönch Bolsec, der in Genf Medizin studiert und 1551 Calvins Lehre von der Gnadenwahl öffentlich bestritten hatte, traf die Strafe der Verbannung. Er trat dann später wieder zur katholischen Kirche zurück und rächte sich an Calvin durch eine Schrift, die unflätige Verleumdungen über Calvin enthielt. Am bekanntesten ist die Verbrennung des spanischen Arztes Michael Servet im Jahre 1553, welcher eine von der kirchlichen Lehre abweichende Auffassung über das Verhältnis Christi zu Gott vertreten hatte. Auf einen kurzen Ausdruck gebracht, bestand der Unterschied darin, daß Servet lehrte, Christus sei „der Sohn des ewigen Gottes", statt „der ewige Sohn Gottes". Bei der Beurteilung dieses Falles, der gelegentlich als ein haarsträubendes Beispiel calvinischer Glaubenstyrannei hingestellt wird, ist Vorsicht geboten. Die Abweichung Servets war nicht so harmlos, wie die oben mitgeteilten Formeln glauben machen. Daß nun Calvin in einer Zeit entscheidender Kämpfe es nicht duldete, daß im eigenen Lager in bezug auf die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens Unsicherheit einreiße, ist begreiflich, wie auch das andere, daß er, der in jener Zeit von den Libertins aufs heftigste bekämpft wurde, die Anwesenheit eines weiteren gefährlichen Gegners in Genf nicht leicht nahm. Was endlich die über Servet ausgesprochene Strafe betrifft, so ist sie weniger Calvin selbst zur Last zu legen, als vielmehr der ganzen damals

Digitized by Google

herrschenden Auffassung und der strengen Rechtsprechung jener Zeit. Daß eine so schwere Irrlehre mit dem Tode bestraft werden müsse, galt in einer Zeit, in welcher die Glaubenslehre Staatsgesetz war, als selbstverständlich. Darin stimmten auch die Kirchenbehörden aller reformierten Kirchen, die Calvin angefragt hatte, Männer wie Melanchthon und Bullinger, mit ihm überein. Die blutige Verfolgung der Wiedertäufer beruhte auf derselben Anschauung wie die Hinrichtung des wenig liebenswürdigen Servet. Es gibt aber auch in unserer Zeit Fälle, in denen der moderne Staat um der Selbsterhaltung und des Schutzes höherer Güter willen nicht darauf verzichten kann, Menschen, die durch ihre Ideen den Bestand des Staates gefährden, unschädlich zu machen. Ein solcher Fall lag bei Servet vor, dessen Ideen bei der engen Verbindung von Staat und Kirche auch die Grundlagen des Staates berührten. So haben denn auch gerade die weltlichen Richter auf der Anwendung der schwersten Strafe bestanden, während Calvin und Farel für eine mildere Strafe plädierten. Ein milderes Urteil hat auch Basel befürwortet, ohne Servet in irgend einem Punkte recht zu geben. Einen unserem modernen Empfinden entsprechenden Standpunkt nahm allein der Berner Zurkinden ein, dessen Stimme aber nicht durchdrang. Da er sich in einem denkwürdigen Schreiben an Calvin auch gegen die gewaltsame Verfolgung der Wiedertäufer ausspricht und sich an diesen betrübenswerten Ereignissen sein Urteil gebildet hat, werden wir, wenn von den Wiedertäufern die Rede sein wird, auf seinen Brief zurückkommen. Dafür aber kann auch vom Standpunkte jener Zeit Calvin nicht ganz entschuldigt werden, daß er den von der katholischen Inquisition verfolgten Servet, der in Genf vorübergehend ein Asyl suchte, gefangen nehmen ließ. So hat er der reformierten Kirche den schwerwiegenden Vorwurf nicht erspart, daß sie in bezug auf Intoleranz und Verfolgungseifer nicht besser sei als die katholische Kirche. Daß gerade ein Calvin dieses entsetzliche Verfahren sanktionierte, das empfinden wir immer als einen dunklen Flecken an seinem Bilde.

Man darf nach dem eben Mitgeteilten nicht glauben, als ob der zweite Aufenthalt Calvins in Genf nur eine Zeit wüster trüber Kämpfe und schwerer Verirrungen gewesen sei. Wäre das der Fall gewesen, dann hätte das Lebenswerk Calvins den Mann nicht auf Jahrhunderte überdauern können. Die Tyrannei ist nicht lebensfähig, sondern nur die Freiheit. An den Anfängen neuer Zeiten sind Frühlingsstürme unausbleiblich, und der edelste Wein wird, wenn er gärt, trübe und schäumend. Haß, Grausamkeit und Rachsucht waren Calvins Seele frei. Wenn er so hart war wie Granit, unerschütterlich in seinen Forderungen, unnachsichtlich in der Erreichung seiner Ziele, seine Gegner entfernend, die ihm in den Arm fielen, so geschah es im Bewußtsein der eisernen Notwendigkeit, in der Erkenntnis, daß nur die sittliche Gewöhnung durch Strenge und Zucht das schlimme Erbe der Vergangenheit überwinden

Digitized by Google

könne. Daß Calvins Wirken für Genf kein Fluch, sondern ein Segen war, hat die Folgezeit bewiesen. Er erkannte mit klarem weitem Blick, was der Stadt zum äußeren Wohl und zum inneren Heile diente. Die Weisheit, die in seinen Anordnungen lag, führte bald eine sichtbare nationale und ökonomische Blütezeit herbei. Er sorgte für größere Reinlichkeit, Ordnung und Gesundheitspflege, wie für Einführung neuer Industrien. Hatte er sich in der ersten Zeit auch durch seine ausgesprochene Vorliebe

Abb. 40. Theodor Beza.

für die Franzosen die Herzen vieler Altgenfer entfremdet und durch seinen Mangel an Verständnis der schweizerischen Politik die Stadt Genf vorübergehend gegenüber den Eidgenossen isoliert, so war doch die Einbürgerung der französischen Hugenotten in Genf ein staatsmännisch weiser Akt. Durch diese Blutmischung wurde das gesamte Volkstum vor den Folgen der Inzucht bewahrt und in heilsamer Weise erneuert, wofür die Blüte Genfs in der Folgezeit und die Namen der ehemals französischen Familien Colladon, de Candolle, Saraſin u. a. Zeugnis ablegen. Vor allem dankt Genf seinem

Digitized by Google

Calvin die Gründung der Akademie und des Collège im Jahre 1559, wofür als Rektor der als Gelehrter und Reformator im gleichen Maße berühmte Theodor von Beza gewählt wurde. Durch diese Schöpfung wurde Genf der geistige Mittelpunkt der romanisch-protestantischen Welt, einer vom Banne des Papsttums befreiten Kultur und Wissenschaft, ein Brennpunkt des religiösen Lebens und der höchsten menschlichen Interessen. Hier wurden die Lehrer und Hirten der zahlreichen reformierten Märtyrerkirchen in Frankreich, Spanien, Holland und Schottland ausgebildet. Hier empfingen sie die Weihe für ihren Todesweg, und die Kraft jenes unerschütterlichen Glaubens, welcher einen John Knox, den Reformator von Schottland, ausgezeichnet hat. Sie alle hatten etwas empfangen von dem großen Geiste Calvins, dessen Wesen so schön in der Devise ausgesprochen ist, die über einem Bild aus seinen letzten Jahren steht: prompte et sincère.

Äußerlich war Calvins Erscheinung wenig einnehmend. Er war blaß, mager und abgezehrt, von schweren körperlichen Leiden heimgesucht, in den letzten Jahren fast immer krank. Auf seinem Angesicht hatten die Kämpfe, die zahllosen Anfechtungen und die oft wenig ritterlichen Angriffe von katholischen und sektiererischen Gegnern tiefe Furchen gezogen. Wie er litt und duldete, sagt uns das schöne Wort, welches er im Jahre 1563 an die Gräfin Coligny schrieb: „Es ist gewiß, daß alle Krankheiten uns nicht nur demütigen sollen, indem sie uns die Gebrechlichkeit unserer Natur vor Augen stellen; sie sollen uns auch zur inneren Sammlung bewegen, damit wir im Gefühl unserer Armseligkeit unsere Zuflucht zu Gottes Barmherzigkeit nehmen." Um so staunenswerter ist die Summe der Arbeit, die Calvin bis an sein Ende leistete. Auf ihm lastete die Verantwortung für eine große Stadt, wie für eine über den ganzen Kontinent zerstreute Gemeinde, für die er denken, urteilen, schreiben, lehren, predigen und handeln mußte. Er hatte jede Woche zweimal zu predigen, meist auch noch am Sonntag und dreimal theologische Vorlesungen. Jede Woche fand eine Sitzung des Konsistoriums statt. Oft wohnte er den Sitzungen des Rates bei und mußte in seinem Auftrage die kirchlichen und politischen Verhandlungen mit auswärtigen Mächten und Behörden führen. Dazu kam eine ausgedehnte Korrespondenz, die ihn fast erdrückte, die Ausarbeitung seiner Schriften und Werke, die Beantwortung der gegnerischen Schriften. Nie setzte er seine Arbeit aus. Er konnte in den schwersten Krankheiten, auf seinem Lager ausgestreckt, von Schmerzen fast aufgerieben, die schwierigsten Arbeiten vollenden, dank seinem Gedächtnis, das ihn nie verließ, dank seinem Eifer für das Reich seines Gottes. Vielleicht erklärt uns diese Kränklichkeit manche düstere Seite an seinem Wesen und an seinem Lehrsystem. In um so hellerem Lichte erscheint uns sein Lebenswerk, welches er trotz dieser Hemmnisse zustande gebracht hat, ein Denkmal der Gnade Gottes. Das war das Geheimnis seiner Persönlich-

Digitized by Google

keit von Gott begnadigt zu sein für Großes, und dieses stille Geheimnis leuchtete, wie der Historiker Quizot sagt, „in seinen tiefen und leidenschaftlichen Blicken, die eine Überzeugung wiederspiegelten, welche des Lebens nicht achtet, und einen brennenden Eifer, der ihn verzehrte“. Je mehr man sich mit ihm beschäftigt, desto größer wird er, trotz aller seiner Fehler, desto mehr lernt man das Urteil Virgile Rossels verstehen: „Calvin ist die am meisten sympathische Gestalt der Reformation.“

Sein Lebensabend im Frühling des Jahres 1564 war wie sein Leben und sein Wesen, nach dem Bekenntnis des Rates, „von großer Majestät“. Seine Kräfte waren aufgezehrt. Am 6. Februar predigte er zum letztenmal. Aber die Feder legte er nicht ab. Noch schrieb er und diktierte er Briefe an seine Freunde. Sein letztes Wort an Farel war: „Es ist genug, daß ich dem Herrn lebe und ihm sterbe, der den Seinen ein Licht ist im Leben und im Tode.“ Vom Rat nahm er persönlich Abschied, nachdem er sich in die Sitzung hatte tragen lassen. Groß und ergreifend war hier seine letzte Rede, wiewohl oft unterbrochen von asthmatischen Anfällen. Er bat alle um Verzeihung wegen seiner Ungeduld und Gereiztheit und befahl ihnen, das Wohl der Stadt Gott anzuvertrauen, der sie so oft errettet habe, und die Pflichten der Regierung gewissenhaft zu erfüllen. Die Geistlichen ließ er an sein Sterbebett kommen, wie der Patriarch Jakob seine Söhne, und rief ihnen zu: „stehet fest in eurem Beruf, haltet die eingeführte Ordnung, und achtet darauf, daß das Volk im Gehorsam gegen die Lehre bewahret werde“. Noch ward ihm eine letzte Freude zuteil. Sein alter Freund Farel erschien von Neuenburg, um ihn zu sehen und Abschied von ihm zu nehmen. Am 27. Mai entschlief er. Genf hatte seinen Reformator, die reformierte Kirche ihren größten Lehrer und Vater verloren.

Calvin steht zeitlich in der zweiten Generation der reformatorischen Männer. Bedeutet er auch für Genf und die romanische Welt trotz seiner Vorgänger den Anfang der Reformation, so fällt doch seine Mitwirkung am Ausbau der schweizerischen reformierten Kirchen in die Zeit, welche wir erst im nächsten Buche zu schildern versuchen werden. Aber seine alle Zeitgenossen überragende Bedeutung weist ihm in der Geschichte den Ehrenplatz an neben Luther und Zwingli. So verschiedenartig auch diese drei großen Männer gewesen sind, in dem einen sind sie sich gleich: ihr Leben war zu Gottes Ehre.

Digitized by Google

II. Buch.

Die Zeit der reformierten Staatskirchen.

1530—1800.

Digitized by Google

I. Teil.

Die nachreformatorische Zeit.

1530—1600.

11. Kapitel.

Die Abgrenzung der konfessionellen Gebiete und die Gegenreformation.

Die Evangelischen mußten nach dem Kappeler Landfrieden froh sein, daß die Reformation wenigstens in ihren Ständen unangetastet blieb. Doch mußten sie die Bündnisse mit den Süddeutschen lösen, die sich nun zum Teil an Wittenberg anlehnten. Aber die evangelischen Minderheiten in den katholischen Ständen, sowie die mehrheitlich reformierte Bevölkerung in den Untertanengebieten waren der Willkür der Sieger preisgegeben. Wenn nicht die Eroberung der Waadt und die Befreiung Genfs durch die Berner im Westen ein starkes reformiertes Bollwerk geschaffen hätte, und im Osten in Graubünden Zwinglis Schüler und Bullingers Freunde trotz des Widerstandes des Bischofs von Chur der Reformation in der Mehrheit der Gemeinden Eingang verschafft hätten, so könnte für diese folgende Periode von einer weiteren Ausdehnung der Reformation überhaupt nicht geredet werden.

In Graubünden wirkte als Reformator vor allem Johannes Comander (Dorfmann) aus Maienfeld, geb. 1484 oder 1485, von 1523 an Pfarrer an der Martinskirche in Chur, der als Freund Zwinglis die „rechte unvermischte, ungefälschte evangelische Wahrheit" verkündigte. Im Jahre 1526 disputierte er in Ilanz mit dem Abte Schlegel vom St. Luciuskloster in Chur, doch noch ohne durchschlagenden Erfolg. Immerhin proklamierte der Bundestag bald darauf die Glaubensfreiheit, und 1527 wurde in Chur nach Beseitigung der Bilder das Abendmahl in evangelischer Gestalt gefeiert. Ihm zur Seite standen der Pfarrer Johann Blasius an der Regulakirche, vorher in Malans, und Philipp Gallicius, der Reformator des Engadins, später in Malans und Chur. Der Nachfolger Comanders, der frühere

Digitized by Google

Lehrer an der Fraumünsterschule in Zürich, Johann Fabricius, setzte das angefangene Werk fort. Er verwendete allen Fleiß darauf, daß die vielen Gemeinden, welche sich der Reformation angeschlossen hatten, tüchtige Geistliche erhielten. Der Umstand, daß dieselben vielfach noch gefehlt hatten, war schuld gewesen, daß die Reformation lange Zeit in den Herzen der Bevölkerung nicht recht Wurzel zu fassen vermochte, obschon die Bündner schon 1524 in ihrem Artikelbrief eine Reformation der Geistlichkeit gefordert hatten. Zudem hatte auch die Wiedertäuferei in Graubünden Eingang gefunden, namentlich durch den Churer Bürger Blaurock. Schon früh vermischten sich mit den religiösen Fragen auch politische. Im Jahre 1529 wurde der Abt Schlegel, einer der eifrigsten Gegner der Reformation, wegen Landesverrates hingerichtet. Zu diesem empfindlichen Verluste kamen zwei Jahre später die Überfälle des Kastellans von Musso, welche die katholische Partei erst recht in Mißkredit brachten. Die unermüdliche Tätigkeit Comanders und seiner Mitarbeiter führte nach und nach doch zu einer sichtlichen Vertiefung des evangelischen Glaubens. Man darf auch nicht vergessen, daß manche Gemeinden und Talschaften noch abhängig waren, das Prättigäu von Österreich, andere vom Bischof und von Klöstern, welche ihre Geistlichen besoldeten. Die Berggemeinden waren zu arm, um ihre evangelischen Pfarrer zu erhalten. Trotzdem brachten viele Gemeinden das Opfer um des Evangeliums willen, und die Geistlichen nahmen die Last der Entbehrung und des Darbens auf sich. Als sich im Jahre 1537 die evangelischen Gemeinden mit Zustimmung des Bundestages auf einer gemeinsamen Synode zu einer Landeskirche verbanden und die Reformation auch auf einer Disputation in Süß im Engadin siegte, war die treue Wirksamkeit dieser Männer mit einem erfreulichen Erfolge gekrönt. Wurde auch nicht ganz Graubünden evangelisch, — das französische Geld und die französische Freundschaft hielten manche Vornehme zurück —, so war doch die große Mehrheit der Gemeinden für das Evangelium gewonnen.

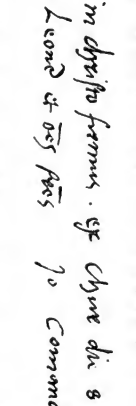


Abb. 41. Handschrift Comanders nach einem seiner frühesten lateinischen Briefe an Zwingli. Aus Zwingliana S. 225.

Digitized by Google

Ebenso gelang es Bern, die Evangelischen im Fürstbistum Basel, die mit ihm durch Verträge verbunden waren, in ihrem Glauben zu schützen. Es waren dies die Bewohner des Erguel (St. Immertal), der sogenannten Propstei (Prévoté, Münstertal), und des freien Städtchens Biel.

Sonst kamen unwesentliche Änderungen des Besitzstandes nur noch in der Westschweiz vor, wo die Reformation in Orbe und Grandson endlich durchdrang, und in den Jahren 1553—1555 Bern und Frei-

Abb. 42. Chur.

burg als Gläubiger des arg verschuldeten letzten Grafen von Greyerz, Michael V., in den Besitz seiner Grafschaft gelangten. Der untere Teil des Saanetales von Montbovon an fiel an Freiburg und blieb katholisch, während Bern seinen Anteil, das deutsche Saanenland durch Johannes Haller und den welschen Teil von Rougemont, Château d'Oex und Rossinières durch Viret und Turtaz reformieren ließ. Wie im übrigen Oberland, so waren auch die Bewohner von Saanen dem alten Glauben von Herzen ergeben. Trotzdem vollzog sich die Glaubensänderung dank dem gewinnenden Auftreten Hallers ohne

Digitized by Google

Schwierigkeiten. Im Jahre darauf kaufte Bern noch die Herrschaften Oron und Palézieux sowie die Domänen des alten Klosters Haut-Crêt.

Dennoch waren die reformierten Stände in die Defensive gedrängt, während die Stimmung bei den Katholiken siegesgewiß und angriffslustig war. Gebunden und gehemmt durch die katholischen Miteidgenossen, durften es die Evangelischen nicht wagen, kräftig für ihre verfolgten Glaubensgenossen in den Untertanenländern und in den umliegenden Staaten einzutreten. Ihr ganzes Bestreben mußte darauf ausgehen, den errungenen Besitzstand in den eigenen Gebieten zu wahren und angesichts des drohenden Vordringens des Katholizismus in den Gemeinen Herrschaften, die noch geduldeten reformierten Gemeinden vor Vergewaltigung zu schützen.

Zwar fehlte es auch jetzt noch in ganz katholischen Gebieten nicht an Regungen des Verlangens nach einer Reformation. So ganz hatte die nach dem Kappeler Kriege einsetzende katholische Reaktion die von früher her vorhandenen reformatorischen Strömungen doch nicht unterdrücken können. In Zug hatte im Jahre 1555 ein Priester den Ruf nach einer Reformation auf Grund der heiligen Schrift laut werden lassen. Die Bewegung wurde sofort unterdrückt, und alle im Lande befindlichen Bibeln wurden konfisziert und öffentlich verbrannt. Ebenso wurde in Unterwalden ein Mann ins Gefängnis geworfen, der lutherische Schriften verkauft hatte, und 1570 wiederholte sich in Lachen das traurige Schauspiel der Verbrennung von Bibeln, zum großen Leidwesen der Bevölkerung. Wie ernst es den katholischen Ständen mit der Unterdrückung aller reformatorischen Bestrebungen war, bewies die 1559 erfolgte Hinrichtung eines evangelisch Gesinnten, des Architekten Johann Linz aus Trient, in Luzern.

Sogar im Wallis, welches bis in die Gegenwart als das festeste Bollwerk des Katholizismus gilt, hatte die Reformation kräftige Wurzeln gefaßt. Angesehene Männer, die in Bern und Straßburg studiert hatten, waren evangelisch und hielten in ihren Häusern evangelischen Gottesdienst. An einzelnen Orten, wie in Sitten und Leuk, hatten sich reformierte Gemeinden gebildet. Im Bad Leuk wurde die Messe nicht mehr gelesen. Um 1560 war die Bewegung so weit erstarkt, daß Haller seinem Freunde Bullinger melden konnte, man dürfe hoffen, daß das Wallis ganz evangelisch werde. Aber der Geist der Gegenreformation zog mit der Wahl des neuen Bischofs Hildebrand von Riedmatten 1565 auch im Wallis ein und erstickte wie ein dürrer Glutwind die hoffnungsvolle aufkeimende Saat. Der Verkehr der Evangelischen mit ihren Glaubensgenossen wurde unmöglich gemacht. Reformierte Lehrer und Prediger wurden vertrieben, und die Übrigbleibenden konnten, da sie an den reformierten Ständen keinen Halt fanden, dem mächtigen Aufschwung des durch die Gegenreformation verjüngten Katholizismus nicht standhalten.

Die Gegenreformation! Es ist von ihr schon mehrmals beiläufig die Rede gewesen, so daß es jetzt am Orte ist, auf diese bedeutende Geistes-

Digitized by Google

bewegung innerhalb der katholischen Welt, welche die Existenz des Katholizismus gerettet hat, näher einzutreten. Sie ist die unmittelbare Folge der evangelischen Reformation, geboren aus der Erkenntnis, die sich nachgerade allen einsichtigen Katholiken aufdrängte, daß eine Reformation der Kirche unbedingt notwendig sei. Natürlich wollte man eine Reformation im Sinne der katholischen Kirche mit Beibehaltung aller Lehren, Einrichtungen und Grundsätze des mittelalterlichen Katholizismus, aber mit Beseitigung aller Auswüchse und Entartungen, der Unsittlichkeit der Priester und Klöster, ihrer Unwissenheit und Verweltlichung. Zur rechten Zeit stellten sich der Kirche gewaltige Hilfskräfte zur Verfügung in den beiden neuen Orden der Kapuziner, einem 1525 gegründeten Zweig der Franziskaner, und der von Ignatius von Loyala 1534 gestifteten Gesellschaft Jesu, dem Jesuitenorden. Wandten sich die Kapuziner mit ihren populären Predigten mehr an das gemeine Volk, so gelang es dafür den gebildeten, weltgewandten, in der Wahl ihrer Mittel skrupellosen, dem Papste und den Oberen blind ergebenen Jesuiten, die Vornehmen und Einflußreichen, die Staatsmänner und Fürstenhöfe, die Gelehrten und die höhere Geistlichkeit für ihre Zwecke, die Wiedergeburt der katholischen Kirche, ihre Erneuerung und Stärkung und die Ausrottung des Protestantismus zu gewinnen. Alles, was seit 1540 in Europa in religiöser und politischer Beziehung geschah, hing zusammen mit dieser Gegenreformation. Ihr erster großer und sichtbarer Erfolg war das Konzil von Trient von 1545—1563, welches der durch die protestantische Reformation erschütterten katholischen Kirche die Einheit in Lehre, Verfassung und Kultus wiedergab und den Grund zu der geistigen Macht und dem Einfluß legte, welche der Papst bis in die Gegenwart besitzt. Die planmäßige Unterdrückung des Protestantismus in Bayern, Österreich, in den rheinischen Bistümern, die blutigen Verfolgungen in Italien, Spanien, England, Frankreich und den Niederlanden sind ausschließlich das Werk dieser Gegenreformation.

In der Schweiz verband sie die leitenden Männer der katholischen Stände, den Ritter Melchior Lussi von Unterwalden, den Glarner Ägidius Tschudi, den Schwyzer Kaspar Abyberg, die Luzerner Rennwart Cysat, Niklaus Amlehn, Jost Segesser und den bedeutenden Militär und Staatsmann Ludwig Pfyffer, zu zielbewußtem Vorgehen, so daß 1565 sogar ein Bündnis der fünf Orte mit dem Papste zustande kam. Den stärksten Einfluß übte in diesem Sinne der berühmte Kardinal Karl Borromäus von Mailand aus, der in Mailand ein Kollegium für Schweizer gründete, um sie zur Stärkung des Katholizismus und zur Ausrottung des Protestantismus auszurüsten. Durch seine Bemühungen kam die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur in Luzern zustande, und dem Nuntius gelang 1581 die Gründung eines Jesuitenkollegiums in Freiburg, an welches einer der bedeutendsten Jesuiten, Canisius, der Verfasser eines weit verbreiteten Katechismus, berufen wurde. Zu

Digitized by Google

seinen Ehren nannten die katholischen Stände ihre 1586 zur Wiederherstellung des katholischen Glaubens gegründete Liga den Borromäischen oder goldenen Bund, ein Werk der zielbewußten Politik Pfyffers, ein Triumph über den durch innere Zwistigkeiten geschwächten Protestantismus, aber zugleich ein Element der Auflösung und der Bedrohung im Bund der Eidgenossen.

Abb. 43. Kardinal Karl Borromäus.

Den Druck dieser starken feindseligen Mächte mußten in erster Linie die Evangelischen in den Gemeinen Herrschaften verspüren, und zwar zunächst in den ennetbirgischen Herrschaften, in Locarno. Evangelische Flüchtlinge und Kaufleute hatten den neuen Glauben dorthin gebracht, und unter dem Schutz zürcherischer Landvögte bildete sich um den Priester Beccaria eine protestantische Gemeinde, zu welcher Angehörige der alten Familien Orelli und Muralt gehörten. Die katholischen Landvögte suchten sie zu unterdrücken, und schließlich mußten sie im Frühjahr 1556 auswandern, da die reformierten Stände es nicht wagten, sich ihrer

Digitized by Google

tatkräftig anzunehmen. Sie hatten standhaft allen Bekehrungsversuchen und Verfolgungen getrotzt und zogen die Verbannung der Verleugnung des Glaubens vor. Eine treue Bekennerin des Evangeliums war Barbara Muralt, die der päpstliche Legat zum Abfall hatte überreden wollen. Mutig widerstand sie ihm und hielt ihm seine Seelenmörderei vor, worauf sie den Verlust ihres Vermögens erdulden und fliehen mußte. Ein anderer wurde wegen Lästerung der Maria getötet. Als ihnen weder in Mailand noch in Bünden ein Asyl gewährt wurde, nahm Zürich den größten Teil der Flüchtlinge auf und bestellte ihnen den Priester Beccaria zu ihrem Seelsorger. Für diese Tat der Liebe dankten die Flüchtlinge damit, daß sie die jetzt noch blühende Seidenindustrie nach Zürich verpflanzten.

Abb. 44. Canisius.

Man kann sich denken, wie schwer die Hand der Sieger auf den Evangelischen in jenen Gebieten lasten mußte, in denen sie ihre Macht rücksichtslos ausüben konnten, wenn schon im Thurgau und in Glarus, wo doch die Reformierten die große Mehrheit besaßen, die katholische Minderheit auf jede Weise begünstigt und die protestantische Mehrheit geschädigt, geplagt und in ihrer gedeihlichen Entwicklung gehemmt wurde. Im Freienamt wurde überhaupt jede Regung des religiösen Freiheitsbestrebens unnachsichtlich unterdrückt. Einem durchreisenden Fremden wurde 1561 in Baden ein Nagel durch die Zunge geschlagen, angeblich, weil er die Maria gelästert hatte. Und trotzdem klagten die Katholiken immer noch, daß ganze Gemeinden der Hinneigung zum Evangelium verdächtig seien.

Digitized by Google

In den unter der Herrschaft des Abtes von St. Gallen stehenden Gemeinden des Rheintals versuchte man die Evangelischen zu zwingen, die Messe mitzufeiern. Auch im bernischen Jura, welcher zum Bistum Basel gehörte und dessen reformierte Bewohner sich anfänglich nicht über Unduldsamkeit zu beklagen hatten, kam unter dem Einfluß der Gegenreformation eine schärfere Tonart auf. Der Bischof Blarer von Wartensee berief, nachdem er 1579 mit den alten Orten einen Bund geschlossen hatte, gegen den Willen der Bevölkerung die Jesuiten nach Pruntrut, und begann nun systematisch die Ausrottung der Reformation in seinem Gebiete. Es gelang ihm in Laufen, in den Dörfern Arlesheim und Pfeffingen, sowie in der Ajoie, während die Gemeinden des Erguel und der Probstei an Bern einen Rückhalt fanden. Basel hatte schon 1553 seine verburgerten Dörfer Therwil und Arlesheim der Willkür des Bischofs preisgeben müssen.

Konnten die Reformierten die Glaubensgenossen in den schweizerischen Untertanengebieten nicht schützen, so darf man sich nicht wundern, daß sie auch ihre verbündeten deutschen Städte im Stiche lassen mußten. So wurde Konstanz, welches schon lange Anschluß an die Eidgenossen gesucht hatte und dem christlichen Burgrecht beigetreten war, seit dem Kappeler Frieden zum Anschluß an die deutschen Protestanten gedrängt. Als es dann, nach dem unglücklichen Ausgange des Schmalkaldener Krieges, 1548, vom Kaiser bedrängt, bei den Eidgenossen Hilfe suchte und die Reformierten der Stadt helfen wollten, beschloß die Tagsatzung, eine neutrale Stellung einzunehmen. Damit war Konstanz der Gegenreformation preisgegeben, und sein Reformator, Ambrosius Blarer, mußte mit einer großen Anzahl von Evangelischen auswandern. Zugleich ging diese wichtige und blühende Stadt, dank der konfessionellen Verblendung der katholischen Stände, der Eidgenossenschaft verloren. Ebenso schwächten diese Stände den Bund durch die Ablehnung des Beitrittsgesuches von Straßburg im Jahre 1585, und durch eine höchst unglückliche Einmischung in innere Streitigkeiten der Bürger von Mühlhausen, welche zur Lösung des Bundesverhältnisses mit Mühlhausen führte.

Am schwierigsten war die Lage fortwährend in Graubünden und in Genf. Graubünden war als paritätisches Land um so mehr den Einflüssen der Gegenreformation ausgesetzt, als die anstoßenden katholischen Mächte hoffen konnten, durch einen Sieg der katholischen Partei der Planta dieses strategisch so wichtige Land in ihren Besitz zu bringen. Zunächst kämpften beide Parteien um den Einfluß im Veltlin, in welchem bald die Jesuiten, bald die evangelischen Prädikanten Oberwasser hatten. Befreundet hat sich die dortige Bevölkerung mit dem Evangelium nie, und die Prädikanten waren beständig von dem Fanatismus des Volkes und der Mönche bedroht. Im Jahre 1569 wurde der Pfarrer Cellarius von Morbegno gewaltsam entführt und in Rom lebendig verbrannt.

Digitized by Google

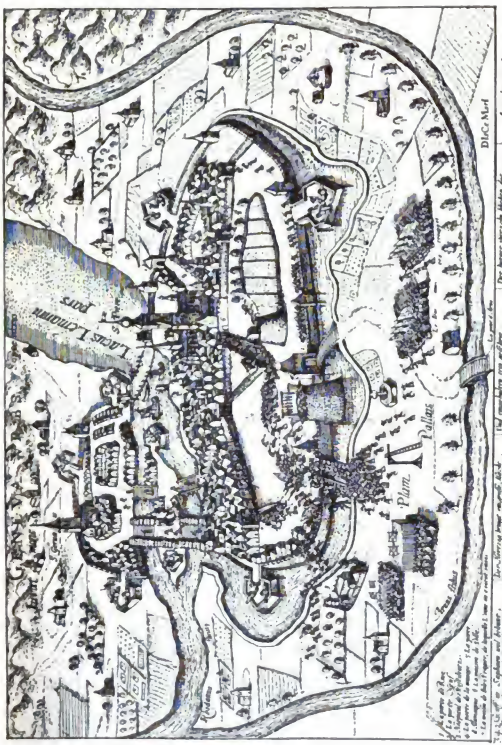


Abb. 45. Gent.

Digitized by Google

Müde all der Intriguen der Planta mit den Landesfeinden, Spanien und dem Papst, erhoben sich 1572 die Reformierten zu einer Tat der Erbitterung und verurteilten das Haupt der Katholiken, Johann von Planta, zum Tode.

Auch Genf war von seinem katholischen Nachbarland Savoyen bedroht. Die katholischen Stände verweigerten nicht nur die Aufnahme Genfs in den Bund der Eidgenossen, sondern sie verbündeten sich sogar mit Savoyen, ausgesprochenermaßen zur Unterdrückung der Reformation in dieser Stadt. Wenn nicht Frankreich, Bern und Solothurn die Stadt durch Verträge geschützt hätten, so wäre ihr das Schicksal von Konstanz beschieden gewesen. Aber Savoyen gab seine Pläne nicht auf. Mitten im Winter des Jahres 1602, am 12. Dezember, versuchte es, Genf durch einen Handstreich zu überrumpeln. Der Anschlag, die berüchtigte Escalade, mißlang, und da die Reformierten sofort Truppen sandten, mußte Savoyen im Frieden von St. Julien vom Juli 1603 die Sicherheit der Stadt gewährleisten.

Das war die Lage der Evangelischen in der nachreformatorischen Zeit, ein Zustand beständiger Bedrohung, die sie in die Defensive drängte. Um so mehr kam alles darauf an, daß die Kirchen innerlich erstarkten und das Evangelium in den Herzen der Bevölkerung Wurzel fassen konnte. Das war die Aufgabe, die nun an die Nachfolger der Reformatoren herantrat, der innere Ausbau der Reformationskirchen. Erst jetzt in den Jahrzehnten nach der Einführung der Reformation trat der klägliche Zustand von Unwissenheit, Roheit und Sittenlosigkeit zutage, als Folge der Jahrhunderte alten Vernachlässigung der Volkserziehung durch die Kirche, so daß die Führer der evangelischen Kirche oft fast verzweifelten.

---

12. Kapitel.

Heinrich Bullinger der Nachfolger Zwinglis.

Stärkung! Das war die Aufgabe, welche die Nachfolger der Reformatoren in den vier evangelischen Ständen Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, wie in den zugewandten und befreundeten Orten tapfer ins Auge faßten. In der vordersten Reihe dieser Streiter steht Heinrich Bullinger, der als der berufene Nachfolger in das Werk seines Meisters Zwingli eingetreten ist, und zwar nicht nur in seiner engeren Heimat Zürich. Er wurde je länger je mehr der anerkannte Führer der Evangelischen in den zwinglischen Kirchen der Schweiz und des Auslandes. Seiner unermüdlichen Arbeitskraft, seiner Festigkeit und Weisheit ist es gelungen, der durch den Tod Zwinglis erschütterten und von der Gegenreformation

Digitized by Google

bedrohten Kirche über die gefährlichste Zeit der Krisis hinwegzuhelfen und das unvollendete Werk des Meisters auszubauen.

Als nach Zwinglis und Oekolampads Tode die Evangelischen in der Schweiz sich wie verwaist vorkamen, richteten sich die Blicke von drei Seiten auf den flüchtigen Pfarrer von Bremgarten, welcher durch seinen Mut, den er bei der Einführung der Reformation in Bremgarten bewiesen hatte, durch seine friedliche Gesinnung, seine Lehrtüchtigkeit und Predigtgabe sich bereits einen Namen gemacht hatte. Bern und Basel suchten ihn zu gewinnen. Aber der Rat von Zürich befahl ihm, wie Bullinger in seinem Tagebuch erzählt, weder nach Basel noch nach Bern zu gehen. Zürich, durch Zwingli seine zweite Heimat, schlug die Hand über ihn. Verlockend war es zwar nicht, diesem Rufe zu folgen. Die Niederlage bei Kappel hatte auf die Zürcher eine niederschmetternde Wirkung ausgeübt. Die Zuversicht der Anhänger und Freunde Zwinglis war aufs schwerste gelähmt, und aufs neue regten sich seine zahlreichen Gegner und die geheimen Anhänger des alten Glaubens. Auch kannte der Übermut der siegreichen Fünförtigen keine Grenzen, und es drohte die Gefahr, daß in Zürich ein Umschwung zugunsten der alten kirchlichen Ordnung eintreten könnte. Wagte es doch der päpstliche Legat, die Zürcher zur Rückkehr zum alten Glauben zu gewinnen durch das Versprechen, daß der Papst dann seine alten Schulden an Zürich bezahlen werde. Eindruck machte dieser plumpe Versuch nicht. Aber das Anzeichen einer veränderten Stimmung war doch der gleichzeitig mit Bullingers Wahl gefaßte Beschluß, dem neuen Prädikanten und den übrigen zu verbieten, „die lüt also gottloß, bößwillig und mitt anderen Erverletzlichen schmächungen, anzuziehen und ze schelten“ ..... und nicht zu gestatten, daß sie sich auf der Kanzel mit „weltlichen sachen, die weltlich regiment und oberkeit zustand“ abgäben. Da trat Bullinger, den man als friedliebenden Mann gewählt hatte, weil er in Bremgarten für den Frieden eingetreten war, fest auf und erklärte, unter diesen Umständen die Wahl nicht anzunehmen, bevor er sich mit seinen Amtsbrüdern besprochen habe. Es handelte sich dabei nicht etwa um den politischen Einfluß, den Zwingli ausgeübt hatte, sondern, wie Myconius schreibt, um nichts geringeres als um „das freie Wort des Evangeliums, so nahe drau ist unterzugehn“. Nach Besprechung mit seinen Amtsbrüdern Erasmus Schmid, Hans Schmid, Dr. Engelhard, Rudolf Thumysen, Leo Judae und Niclaus Zehnder gab Bullinger die Erklärung ab, er und seine Kollegen seien gern bereit, das Wort Gottes friedlich und züchtig zu predigen, aber da doch ein ewiger Streit sei zwischen Gutem und Bösem, Wahrheit und Falschheit, so habe eben das göttliche Wort auch seinen Unfrieden und Schärfe, die sie nicht abschwächen dürften; die Laster müßten sie strafen, und es falle ihnen schwer, daß sie „niemand sollten gottlos oder auch böswillig, oder mit anderen ehrverletzenden Worten und Namen be-

Digitized by Google

zeichnen"; die Schrift gebrauche oft schärfere Ausdrücke; „was Gott uns reden heißt, was ausdrücklich in der Bibel steht, das können und dürfen wir uns nicht verbieten lassen. Wir bitten euch um Gottes willen, ihr wollet uns nicht weiter drängen, sondern bei der Bibel, der Scheltworte und anderer Dinge halben, bleiben lassen"; die Forderung: „der weltlichen Regierung sollen wir uns nicht beladen, wollen wir gerne halten, sofern uns nicht verwehret wird, betreffend die weltliche Regierung das zu predigen, was begründet ist in der heil. Schrift . . . die Diener Gottes, ein Samuel, Elias, Micha, Jeremias und andere, waren sie nicht auch der Obrigkeit Lehrer und Strafprediger? . . . Bedenket, daß eure Ehre vor Gott und der Welt einen großen Stoß erleiden würde, wenn man nach so vielen Trübsalen auch noch das euch nachreden könnte, daß ihr wohl befohlen hättet, die Schrift zu predigen, doch nur unter diesen und jenen Bedingungen."

Diese Erklärung, die den neuen Leiter der Zürcher Kirche so trefflich kennzeichnet, machte auf den Rat einen tiefen Eindruck, so daß er mit Mehrheit die Bedingungen Bullingers annahm. Schon bald zeigte es sich, welche vorzügliche Wahl der Rat getroffen hatte. Bullingers durch Klarheit und Festigkeit sich auszeichnende Predigten, die er bis 1538 täglich hielt, belebten den gesunkenen Mut der Bürgerschaft und stärkten ihr erschüttertes Vertrauen zum Evangelium. Der Rat erließ 1532 ein Mandat, die erste Kundgebung nach dem Kappeler Krieg, in welchem er seinen festen Entschluß erklärte, beim Worte Gottes zu verbleiben und die neuen Ordnungen aufrecht zu halten. Beinahe hätte dieses Mandat, da es eine unmißverständliche Verurteilung der Messe enthielt, zu Verwicklungen mit den Eidgenossen geführt. Es gelang aber den Abgeordneten, die beiderseits vor einem neuen Kriege zurückschreckten, einen Vergleich zu schließen. Doch erregte die nachgiebige Haltung des Rates in diesen Verhandlungen das Mißfallen der Prediger.

Zu den vielen Anforderungen, die das Amt des Antistes der Zürcher Kirche und des Predigers und Seelsorgers einer großen Stadtgemeinde an Bullinger stellte, kam nun noch die Aufgabe, als „Schulherr" der theologischen Studienanstalt die Ausbildung der jungen Geistlichen zu leiten. Er hatte sich schon nach seinem Amtsantritt für die Existenz dieser Gelehrtenschule wehren müssen, indem man im Rate daran dachte, ihr einen Teil der Stiftseinkünfte zu entziehen, um damit die Kriegskosten zu decken. Da stellte Bullinger dem Rate vor, daß eine solche Beschränkung des Schulwesens die Kirche wieder der Unwissenheit und damit auch der Gefahr des Rückfalles in das Papsttum ausliefern würde. Seine ernsten und eindringlichen Worte hatten Erfolg. Er konnte eine Schulordnung aufstellen nach seinen Grundsätzen und erhielt auch die nötigen Mitarbeiter für die Schulanstalt. Das erschien ihm mit Recht als das Allernotwendigste, durch eine umfassende und gründliche

Digitized by Google

Vorbildung in den alten Sprachen und der Bibelwissenschaft einen tüchtigen Pfarrerstand und Lehrkörper für die Schulen heranzuziehen. Die von Zwingli eingeführten Grundsätze wurden beibehalten, aber die Jahreskurse vermehrt. Das Hauptaugenmerk richtete Bullinger auf die Anstellung von begabten und geschickten Lehrern. Die Bedeutendsten waren Konrad Pellikan (Kürschner) und der gelehrte Theodor Bibliander. Von spätern nennen wir den 1528 geborenen Sohn Zwinglis, Ulrich Zwingli, der wie sein Vater Prediger am Großmünster und an der Predigerkirche und theologischer Lehrer war, ferner die Theologen Johannes Wolf und Peter Martyr Vermigli.[1] Peter Martyr, kurz der „Märtyrer" genannt, war italienischer Herkunft und hatte sich wegen seiner evangelischen

Abb. 46. Peter Martyr.

Abb. 47. Theodor Bibliander.

Gesinnung aus einem Kloster in Fiesole nach der Schweiz flüchten müssen. Nach verschiedenen Irrfahrten fand er eine Anstellung als Professor in Oxford, bis ihn die unter der blutigen Maria ausbrechende Verfolgung 1553 zwang, wieder in Zürich ein Asyl zu suchen. Hier wirkte er nun als ausgezeichneter Lehrer bis zum Jahre 1562, in welchem ihn die Pest dahinraffte. Nicht minder berühmt war sein Nachfolger Josias Simler, der Schwiegersohn Bullingers, der sich, wie andere Schweizer Theologen, zugleich als Mathematiker und Astronom einen Namen gemacht hat. Die Schule im Kloster Kappel existierte nur bis 1547. An der theologischen Vorschule, die 1538 in Zürich ins Leben gerufen wurde, lehrten Johannes Rhellikan, der Bern verlassen hatte, und der Chorherr Johannes Fries von Greifensee.

Digitized by Google

An diesen Mitarbeitern fand Bullinger Halt und Unterstützung, vor allem aber an Leo Judae, Zwinglis treuestem Freunde, der auch seinem Nachfolger bis zu seinem Tode im Jahre 1542 zur Seite stand. Er hat die Hauptarbeit an der Übersetzung der sogenannten Zürcher-Bibel geleistet, deren erste Auflage im Jahre 1531 erschienen ist. Ebenso arbeitete er mit Bullinger die „Prädikanten- und Synodalordnung" für die Zürcherkirche aus, welche die von Zwingli getroffenen Einrichtungen und Anordnungen für das Kirchenwesen zusammenfaßte. Sie ordnete die Wahl und Einführung der Pfarrer, ihre Prüfung durch ein Kollegium von Geistlichen, Professoren und Räten, ihre Lehre und Wandel, ihre Amtsführung und Ausübung der Kirchenzucht, des Gottesdienstes und der Sakramentsverwaltung, und bestimmte die Aufgaben und Kompetenzen der Synode als der obersten Vertretung der Kirche. Dann wurden die Kirchgemeinden und die Kapitelbezirke abgegrenzt und Visitationen, d. h. die Besuche der einzelnen Pfarreien zur Prüfung der kirchlichen Zustände vorgenommen.

Es war eine ungeheure Arbeit, die auf den Schultern Bullingers und seiner Mitarbeiter lastete, aber es zeigte sich auch bald ein sichtbarer Erfolg, indem die noch vorhandenen Neigungen von Anhänglichkeit an den alten Glauben in der Zürcher Kirche erstarben, auch die Wiedertäuferei mehr und mehr an Boden verlor, und die Geistlichkeit während der Wirksamkeit Bullingers das seltene Beispiel einer herzlichen Einigkeit der Gesinnung und des Handelns gab.

Bullinger war aber auch der Mann, der vermöge seiner Herzensgüte und seiner unermüdlichen aufopfernden Tätigkeit sich die allgemeine Achtung errang. Sein Haus stand allen Hülfesuchenden offen, und mit der größten Langmut nahm er sich der kleinen Leute, der Witwen, Waisen und Armen an. Er hörte ihre Klagen an, und wo es in seiner Macht stand, half er ihnen, sei es, daß er ihnen bei den Behörden Schutz und Recht verschaffte, und bei den Reichen eine Beisteuer vermittelte, oder daß er ihnen von dem Eigenen Speise, Trank und Kleidung gab. Obschon er selbst kein großes Vermögen besaß und für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatte, so kannte doch seine Barmherzigkeit und Mildtätigkeit keine Grenzen. Wie viele der flüchtigen Glaubensgenossen hat er wochenlang beherbergt, bis er ihnen irgendwo ein Asyl und Auskommen verschaffen konnte. Groß ist, was er der Witwe Zwinglis und ihren Kindern getan hat. Er wirkte ihr einen Jahresgehalt aus und nahm sie in sein Haus bis an ihr Ende. Zwinglis Kinder, Ulrich und Regula, erzog er mit den eigenen, zugleich mit einem armen Waisenknaben, Rudolf Gwalther, den er in sein Haus aufgenommen hatte. Ulrich Zwingli wurde Bullingers Schwiegersohn, Regula die Gattin Gwalthers, der später als Antistes Bullingers Nachfolger geworden ist. Geschenke nahm er keine an. Wo er solche von auswärtigen Personen nicht zurückweisen durfte,

Digitized by Google

übergab er eine ihrem Werte entsprechende Summe dem Spital. So war er nicht nur groß in seiner amtlichen Tätigkeit, sondern auch vorbildlich in seinem persönlichen Wandel und in seinem Familienleben. Musterhaft war die Erziehung, die er seinen Kindern zuteil werden ließ. Bewunderungswürdig seine unerschrockene Hingebung, mit der er in den Pestzeiten die Kranken besuchte. Mit Stolz betrachteten ihn die Bürger der Stadt, wenn er, der ehrwürdige Mann mit dem wallenden Bart, den edlen Gesichtszügen und dem freundlichen Ausdruck, „im schwarzen Pelzrock, weißen Wams und roten Brusttuch, das Stilet im Gürtel, freundlich und doch Ehrfurcht gebietend durch die Straßen schritt."

Es ist bereits angedeutet worden, daß sich Bullingers Tätigkeit keineswegs auf die Zürcher Kirche beschränkte. Es wird in einem folgenden Kapitel davon die Rede sein, wie Bullinger als der angesehenste Führer der zwinglischen Kirchen in den schwierigen Lehr- und Verfassungsstreitigkeiten und den Unionsverhandlungen mit andern protestantischen Kirchen bestrebt war, die Streitenden zu versöhnen, die Schwankenden zu stärken, die Einigkeit zu festigen, und bei allem Entgegenkommen gegen Calvin und die westschweizerischen Theologen, nichts zu verlieren von dem, was Zwingli als unvergängliches Gut der protestantischen Kirche erstritten hatte. Aber auch sonst nahm er sich mit Rat und Tat der übrigen zwinglischen Kirchen an, besonders der Graubündner Kirche, deren Führer, Geistliche und Laien, in ihm, wie der umfangreiche Briefwechsel bezeugt, ihren Freund und Berater erblickten. Ebenso sehr lag ihm das Wohl der Zürich zunächst liegenden evangelischen Gebiete, der Kirchen von Schaffhausen, St. Gallen, Glarus, Appenzell und der Evangelischen in den Untertanengebieten am Herzen. Diese Kirchen hielten sich auch in bezug auf die Lehre und die Einrichtungen ganz an Zürich. Viele ihrer Geistlichen waren Bullingers Schüler.

In Schaffhausen vertrat allerdings der Pfarrer Benedikt Burgauer, der an der Berner Disputation teilgenommen hat, einen eher lutherischen Standpunkt, im Gegensatz zu dem gut zwinglisch gesinnten Erasmus Ritter, so daß es zu Streitigkeiten innerhalb der Geistlichkeit und der Bürgerschaft kam. Es regten sich auch im geheimen Wünsche nach Wiedereinführung der katholischen Messe. Aber die große Mehrheit des Volkes hielt fest zur Reformation. Als der Rat die beiden Gegner Burgauer und Ritter um des Friedens willen „in allen Ehren" entlassen hatte, konnte die Organisation der Kirche nach zwinglischem Vorbild durchgeführt werden. Ihre Nachfolger, Linggi, Vogt und Grübel, waren tüchtige und friedliche Männer, denen es gelang, den Ausbau der Kirche zu vollenden. Ein großes Verdienst um die Schaffhauser Kirche kommt in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der umsichtigen Leitung des gelehrten Dekans Johann Konrad Ulmer zu, welcher aber als Schüler Luthers ebenfalls lutherische Neigungen hatte. Deshalb machte die Geist-

Digitized by Google

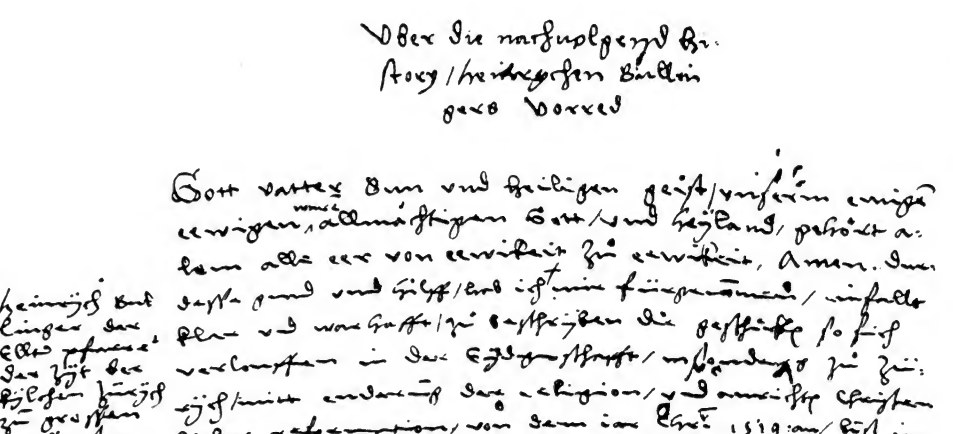


Abb. 48. Der Anfang von Bullingers Reformationsgeschichte. (Aus Zwingliana, 1904, Nr. 3.

Digitized by Google

lichkeit dem Katechismus Opposition, den Ulmer 1562 ausgearbeitet hatte. Der Streit wurde aber durch die Vermittlung Bullingers beigelegt.

Wie hier in Schaffhausen, so hat Bullinger noch oft als Friedensstifter und Berater auftreten müssen. Auch mit ausländischen Persönlichkeiten von Rang und Bedeutung stand er in lebhaftem brieflichem Verkehr, so mit den Königen Heinrich VIII. und Eduard VI. von England, Heinrich II. von Frankreich, Christian von Dänemark, dem Landgrafen Philipp von Hessen, Friedrich III. von der Pfalz u. a. Johanna Gray, die unglückliche Kronprätendentin von England, die von ihrer Rivalin, der blutigen Maria, hingerichtet wurde, bezeugt in einem uns erhaltenen Briefe an Bullinger die große Verehrung, die sie für ihn hegte. Sie dankt ihm und Bibliander für alles, was diese „beiden durch ihre Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männer" ihr und ihrem Lande Gutes erwiesen hätten. In der Tat hat Bullinger durch seine Schriften und seinen persönlichen Ruf einen großen Einfluß auf die junge englische Reformationskirche ausgeübt. Englische Studenten kamen nach Zürich, um Bullinger zu hören und an der Zürcher Gelehrtenschule zu studieren. Nach dem Tode von Peter Martyr und Butzer, die beide nach Oxford berufen worden waren, wandten sich der König und die englischen Theologen fast ausschließlich an Bullinger. Ebenso intim waren seine Beziehungen zu den süddeutschen Protestanten, wie zu den bedrängten Glaubensgenossen in Italien, Polen und Frankreich. So trug er ratend, helfend und fürbittend die Angelegenheiten der gesamten evangelischen Christenheit auf seinem Herzen.

Endlich sei nicht vergessen, was Bullinger als Geschichtschreiber geleistet hat. Neben vielen theologischen und poetischen Arbeiten fand er noch die nötige Zeit zu Studien über die alte Geschichte seiner Vaterstadt, über Kappel, zu einer Geschichte der Wiedertäufer und einer großangelegten Chronik, in welcher er die Geschichte der Reformation genau und für die damalige Zeit mustergültig niederschrieb.

Sein Lebensabend war nicht ungetrübt. Schon 1566 erwartete man sein Ableben, als er an der Pest erkrankt war. Aber an einem Sonntag, als die Gemeinde für seine Genesung betete, trat eine Wendung ein und Bullinger genas. Doch verlor er in jener Zeit an dieser Krankheit seine Frau und zwei Töchter, sowie Regula Zwingli. Bald darauf starben seine Freunde Calvin und Konrad Geßner, der Arzt und Naturforscher, und sein Schwiegersohn Ulrich Zwingli. So kam er sich einsam und verlassen vor. Aber er harrte arbeitend aus, bis ihn der Tod am 17. September 1575 nach einem reichen Leben erlöste.

Digitized by Google

13. Kapitel.

Die Lehr- und Verfassungsstreitigkeiten in der nachreformatorischen Zeit.

Der Anschluß Berns an die zwinglische Reformation hatte ihr den Bestand gesichert. Darum hatte Bern auch mehr als Zürich unter der moralischen Depression infolge der Niederlagen im Kappeler Kriege zu leiden. Die Bevölkerung war ergrimmt über die Prädikanten, welche die kriegerische Politik Zwinglis befürwortet hatten, und im Dezember 1531 brachten die Abgeordneten des Landes eine Reihe schwerwiegender Klagen gegen die allgemeine Politik der Regierung und die Zustände in der Kirche vor, in denen die Größe der Verwirrung der Geister und des Mangels an umsichtiger und einheitlicher Leitung zutage trat. Die meisten dieser Klagen waren nur zu begründet. Manche Geistliche hatten als Landesfremde wenig Verständnis für die Eigenart des Volkes. Viele andere waren den Anforderungen des Amtes nicht gewachsen, in der evangelischen Lehre nicht befestigt, in ihrem Wandel wenig vorbildlich. Die Täuferei nahm überhand, weil der einfache Mann aus dem Volke bei diesen schlichten, überzeugungstreuen Christen ein besseres Christentum zu finden glaubte als bei den Vertretern der Kirche. Megander besaß das Vertrauen des Rates nicht. Er hatte in der Zeit der kriegerischen Verwicklungen in ungeschickter, verletzender Weise gegen die Friedenspolitik Stellung genommen, und der alternde Haller, der jetzt seines treuesten Ratgebers Zwingli beraubt war, stand der Schwierigkeit der Lage fast machtlos gegenüber.

Die Einrichtungen, die Haller und Kolb nach dem Vorbild der Zürcherkirche für die Bernische Kirche getroffen hatten, wie z. B. die Ordnung des Gottesdienstes, des Ehe- oder Chorgerichtes und des Schulwesens, hatten überhaupt nur provisorischen Charakter, so daß die Regierung sich veranlaßt sah, zur allgemeinen Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten auf den Anfang des Jahres 1532 eine große Synode einzuberufen. Bevor dieselbe stattfand, machte sie, zur Beruhigung des aufgeregten Volkes, in dem sogenannten „Kappeler Brief“ einige wichtige politische Zugeständnisse. Dennoch sah Haller der Synode mit Bangen entgegen. Da traf ganz unerwartet „wie ein rettender Engel von Gott gesandt“ Capito von Straßburg in Bern ein, welcher der Synode beiwohnte und eine Aussöhnung zwischen den Geistlichen und der Regierung herbeiführte. Von bleibendem Werte ist die auf dieser Synode beratene und angenommene „Kirchen- und Predigerordnung“, gemeinhin „Berner Synodus“ genannt, welche unter dem wesentlichen Einfluß Capitos zustande kam. Dieses Schriftstück, welches neben den Verhandlungen der Berner Dis-

Digitized by Google

putation von 1528 die Grundlage der Berner Kirche bildet, ist weit mehr als nur ein aus trockenen Paragraphen und Vorschriften bestehendes Gesetz. Es ist eine in herzlichen Worten und in warmer Liebe gehaltene Anweisung über den Inhalt der evangelischen Lehre, eine brüderliche Ermahnung an die Kirchendiener, was und wie sie predigen und die Jugend unterrichten sollten, eine klare, alle unnützen Streitigkeiten auf der Seite lassende und daher überaus wohltuende Erklärung der Sakramente der Taufe und des Abendmahls und endlich eine ernste, noch heute beherzigenswerte Ansprache an die Geistlichen über ihren Wandel, ihre Studien, ihre seelsorgerische Wirksamkeit und ihr häusliches Leben. „Diese Kirchenordnung", so urteilt ein älterer Forscher, Hundeshagen, „zeichnet sich selbst unter den Denkmälern der Reformationszeit aus durch apostolische Kraft und Salbung, Wärme und Herzlichkeit, schlichte Einfalt und praktische Weisheit, ein wahres Meisterwerk auch für unsere Zeiten".

Berchtold Haller, der bald nach der Synode zum Dekan des Berner Kapitels ernannt worden war, konnte sich aus verschiedenen Gründen der geistigen Leitung der Kirche nicht in dem Maße annehmen, wie es nötig gewesen wäre. Er war er von den kirchlichen Angelegenheiten der dem Evangelium neu erschlossenen welschen Gebiete zu sehr in Anspruch genommen. Dazu war er selbst von Altersbeschwerden und Krankheit heimgesucht und mußte noch seinen kranken Freund Kolb vertreten, der ihm nach kurzer Zeit im Tode voranging. Haller starb am 25. Februar 1536, von der ganzen Stadt aufrichtig betrauert. An Kolbs Stelle war noch vor seinem Tode der Reformator des Simmentals getreten, Peter Knuz. Haller wurde durch Dr. Sebastian Meyer in Straßburg, den ehemaligen Lesemeister des Barfüßerklosters ersetzt, der seinerzeit um seiner evangelischen Gesinnung willen die Stadt Bern hatte verlassen müssen. Auch diese Wahl erfolgte auf den Vorschlag der Straßburger Butzer und Capito, welche seit der Synode an dem Wohl der Berner Kirche großen Anteil nahmen. Sie hatten auch 1533 dem Rate von Bern zur Hebung des Schulwesens die Anstellung des gelehrten Simon Sulzer empfohlen. Endlich wählte der Rat auf Meganders Verwendung an das Predigerkollegium den tüchtigen Schaffhauser Pfarrer Erasmus Ritter.

Das geistige Haupt der Kirche war einstweilen noch Megander, dessen Gelehrsamkeit und Beredsamkeit unbestritten waren, dessen heftiger und aufbrausender Charakter aber den Verkehr mit ihm sehr erschwerte. Er hielt sich für berufen, die Politik Zwinglis bis ins kleinste durchzuführen, nicht nur in Bern, sondern auch in der Waadt, wo er als Abgesandter Berns 1536 an der Synode teilnahm. Er war so sehr von Zwingli abhängig, daß man ihn spottweise den Affen Zwinglis genannt hat. Einen andern Standpunkt vertrat der junge Sulzer, der, 1508 in Schattenhalb ob Meiringen als Sohn des Probstes Beat Sulzer geboren, auf den Schulen von Basel und Straßburg studiert hatte

Digitized by Google

und vollständig unter dem Einfluß der Straßburger stand. Sein geschmeidiges Wesen und die großen Verdienste um die Schulen, die er sich in kurzer Zeit erworben hatte, machten ihn gegenüber den ehrlichen aber schroffen Zwinglianern Megander und Ritter sehr beliebt. Der persönliche Gegensatz dieser Männer untereinander, sowie ihre auseinandergehenden Anschauungen führten nun zu schweren Konflikten in der bernischen Kirche. Dazu kamen noch die ungleichartigen Beziehungen Berns zu Zürich, Straßburg und Genf, welche diese Konflikte naturgemäß verschärfen und das durch die Weltlage dringend gebotene Zustandekommen einer Vereinbarung aller Protestanten erschweren mußten.

Unter sich waren die schweizerischen Reformierten bereits zu einer Einigung gelangt, indem die Abgeordneten von Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Mühlhausen und Biel im März 1536 ein Bekenntnis annahmen, welches Bullinger, Leo Judae und Mykonius in Verbindung mit anderen Theologen in einer Besprechung im Augustinerkloster zu Basel im Januar aufgestellt hatten. Es ist das die sog. zweite Basler oder erste helvetische Konfession, welche das Abendmahl — das war hauptsächlich die Streitfrage — als eine „mystische Mahlzeit" bezeichnete und Brot und Wein als „Sinnbilder" erklärte, „nicht zur Nahrung des Leibes, sondern zum ewigen Leben nährend". Bald darauf kam eine Vereinbarung zwischen den Süddeutschen und Luther zustande, die sog. Wittenberger Konkordie vom 15. Mai 1536, um welche sich besonders die Straßburger Theologen Butzer und Capito und Wolfgang Musculus in Augsburg bemüht hatten. Die Straßburger wünschten nun, daß auch die Schweizer diese Konkordie annähmen, damit der gegenseitigen Befehdung und den öden Streitigkeiten zwischen Lutherischen und Zwinglischen, sowie der Zerrissenheit der Protestanten unter sich ein Ende gemacht werde. Allein die Konkordie befriedigte niemanden recht, da sie beinahe einer Unterwerfung unter die lutherische Abendmahlslehre gleichkam. Selbst Mykonius in Basel, der die Zustimmung zur Konkordie befürwortete, mußte zugeben, die Wahrheit werde darin mit seltsamen Worten gelehrt. Eine von Megander und Calvin beratene Synode in Bern vom Oktober 1536 lehnte sie ab, obschon der Rat von Bern aus politischen Gründen einer Einigung mit den deutschen Protestanten zugetan war. Auch die Zürcher Geistlichkeit entschied sich in gleichem Sinne. Hier erschwerte namentlich Luthers mißtrauisches Verhalten und seine wiederholten Schmähreden gegen den toten Zwingli die Einigung.

Mit dem Tode Hallers und Kolbs änderte sich aber die Situation in Bern. Die Unionsbestrebungen der Straßburger fanden jetzt eine günstigere Aufnahme, da Meyer und Kunz mit dem ganzen Gewicht ihrer Persönlichkeit dafür eintraten und sogar die Annahme lutherischer Anschauungen und Kirchengebräuche befürworteten. Dieser Strömung waren weder Megander, noch der zum Dekan erwählte Erasmus Ritter gewachsen. Ein

Digitized by Google

heftiger Kampf entbrannte, in welchem hüben und drüben böse Worte fielen. Butzer kam selbst nach Bern, um die Einigung zu vertreten und den Streit zu schlichten. Als er aber im Interesse dieser Vereinbarung eigenmächtig an dem von Megander im zwinglischen Sinne abgefaßten Katechismus Änderungen vornahm, und der Rat diese Änderungen genehmigte, ohne Megander zu begrüßen, gab Megander tief gekränkt Ende Dezember 1537 seine Demission. Er kehrte nach Zürich zurück, wo er mit der Stelle eines Chorherrn entschädigt wurde. Hier lebte er noch bis 1545.

In Bern tobte inzwischen der Streit zwischen den Zwinglianern und den Lutherischen mit ungeschwächter Heftigkeit weiter. Meyer und Kunz wurden unterstützt von Thomas Grynaeus, welcher 1536 nach Bern kam, als Simon Sulzer mit sechs seiner Studenten zur gemeinsamen Ausbildung auf einige Zeit an die Universität Basel beurlaubt wurde. Sulzer kehrte nach zwei Jahren nach Bern zurück, nachdem auch Rhellikan, verärgert durch die Entwicklung der Dinge in Bern, seine Entlassung genommen hatte. Sulzer, der Luther persönlich kennen gelernt hatte und von ihm sehr eingenommen war, tat sich nun vor allen durch seinen Eifer für die Einführung des Luthertums hervor. Schließlich rief dieses ungestüme Drängen doch einer gewaltigen Reaktion. Die Landgeistlichkeit erhob sich gegen die Lutheraner, die auf einer Besprechung sogar Calvin und Farel beschimpft hatten. Erasmus Ritter, der eine Zeitlang allein gestanden war, trat ihnen wieder muntiger entgegen. Auch der Rat fühlte, daß man in der Annäherung an die lutherische Lehre zu weit gegangen sei, zumal da in Zürich eine Entfremdung Platz griff, und entschloß sich zu ernsteren Maßregeln. Als Ritter 1546 starb, wählte der Rat zu seinem Nachfolger den gewesenen Pfarrer von Rapperswil, Jodocus Kilchmeyer, einen guten Zwinglianer. Er beschloß auch eine Untersuchung der Verhältnisse an der theologischen Schule, welche ergab, daß die meisten Studenten lutherisch gesinnt waren. Daraufhin wurde 1547 Grynaeus abgesetzt, im folgenden Jahre auch Sulzer mit zwei Helfern. An Sulzers Stelle kam Johannes Haller, jenes erste bernische Priesterkind, von dessen Taufe wir S. 62 erzählt haben. Sein Vater, der vor der Einführung der Reformation hatte weichen müssen, war zuletzt Pfarrer in Bülach im Kanton Zürich und fiel mit Zwingli in der Schlacht bei Kappel. Der junge Johannes Haller war in den Dienst der Zürcher Kirche getreten als Pfarrer in Hirzel am Albis. Er folgte dann einem Ruf nach Augsburg, wo er unter allgemeiner Anerkennung wirkte, bis ihn 1547 die Regierung von Zürich zurückrief, damit er als Helfer dem mit Arbeit überhäuften Bullinger zur Seite stehe. Seine Stellung in Augsburg war trotz der Anhänglichkeit der Gemeinde gefährdet, indem nach der Besiegung der Protestanten im Schmalkaldischen Kriege 1547 eine provisorische Verfügung des Kaisers, das sog. Augsburger Interim, den Fortbestand der Reformation in Augsburg und in anderen Reichsstädten

Digitized by Google

in Frage stellte. Kaum hatte Haller sein Amt in Zürich angetreten, als der Rat von Bern an Zürich das Gesuch stellte, man möge ihnen Haller überlassen, da er doch von Geburt ein Berner Kind sei und man ihn in diesen schweren Zeiten angesichts der Entlassung der drei Geistlichen

Abb. 49. Die Vorsteher der Berner Kirche, von Joh. Ammann † 1751.

dringend benötige. Nach einigem Zögern überließ Zürich großmütig den tüchtigen Pfarrer den Bernern, zunächst freilich nur auf einige Monate, höchstens auf ein Jahr. Im Frühjahr 1548 zog er in Bern ein, um die Stadt nicht mehr bleibend zu verlassen. Sein erstes Verdienst war die gründliche Reformation der durch den Sakramentsstreit zerrütteten Schule und die Ausarbeitung einer Schulordnung. Sein kräftiges Eingreifen in alle diese verworrenen Verhältnisse bewog den Rat von Bern, von Zürich das Zugeständnis zu erlangen, daß Haller in Bern bleiben dürfe. Die öden Parteistreitigkeiten, durch die, wie ein Bürger klagte, „unser Herrgott hinter die Türe gestellt worden" war, hörten auf. Das Vertrauen zu der Kirche und den Geistlichen kehrte im Rat und in der Bürgerschaft wieder ein. Der Predigt- und Abendmahlsbesuch nahm zu, und auch das Verhältnis zu der waadtländischen und der genferischen Kirche wurde trotz mancher schwieriger Verhandlungen friedlicher. Haller ist es zu verdanken, daß der drohende Bruch mit Calvin vermieden werden konnte. Seine Stärke lag in seiner versöhnlichen und milden Art, in seiner aufrichtigen, wesentlich aufs Praktische gerichteten Frömmigkeit und in seiner begeisterten und klaren Verkündigung der evangelischen Wahrheit. Im Jahre 1552 wurde er nach Kilchmeyers Tode zum Dekan gewählt, welches Amt er bis zu seinem Tode 1575 bekleidete. Von ihm stammt das bernische Geschlecht der Haller.

Als Mitarbeiter hatte sich Haller seinen Augsburger Freund Wolfgang Mäuslin (Müslin), genannt Muskulus, gewünscht, der infolge des Interims aus Augsburg hatte weichen müssen. Er wurde 1549 nach langen Irrfahrten vom Rate als Professor der Theologie angestellt. Muskulus, ein geborner Lothringer, hatte um seiner evangelischen Gesinnung willen das Kloster verlassen, und war, nachdem er eine Zeitlang sich durch seiner Hände Arbeit das tägliche Brot verdient hatte, Pfarrer im Elsaß geworden. Von 1531 bis 1548 wirkte er mit großem Segen in Augsburg. Der Stadt Bern war er für ihre Aufnahme in einer für ihn und seine zahlreiche Familie so schweren Zeit zeitlebens dankbar, so daß er manche ehrenvolle Berufung nach auswärts ausschlug. Mit ihm ist der erste bedeutende Theologe an die Schule von Bern gekommen, dessen gelehrte Werke und Vorlesungen ihn über die Grenzen seiner neuen Heimat berühmt machten. Mit großer Liebe bekümmerte er sich neben seinen theologischen Studien um die Konsolidierung der Berner Kirche und die Pflege der kirchlichen Formen und Gebräuche. Für die Einführung des Kirchengesangs in Bern hat er, von Haller unterstützt, sein Möglichstes getan. Auch er ist der Stammvater eines bekannten Theologengeschlechts, dem wir in unserer Geschichte noch begegnen werden. Endlich haben wir noch eines bedeutenden Mannes zu gedenken, der sich um die Kirche verdient gemacht hat, des Bendicht Marti, genannt Aretius, von Bätterkinden, welcher 1553 seine Professur in Marburg aufgab, um die Leitung

Digitized by Google

des Gymnasiums in Bern zu übernehmen. 1564 wurde er zum Professor an der Theologischen Schule ernannt. Eine staunenswerte, verschiedene Gebiete umfassende Gelehrsamkeit zeichnete seine Vorlesungen und Werke aus. An Hallers Stelle trat 1575 als Dekan Johann Fädminger von Thun, ein tüchtiger Seelsorger und Prediger, unter dessen Dekanat 1581 ein neues stattliches Schulhaus auf dem Platz der ehemaligen Barfüßerkirche erbaut wurde. Er hat sich, wie auch die beiden Säckelmeister Tillier, durch die Stiftung eines seinen Namen tragenden Stipendiums bei den Studenten bis in unsere Zeit ein dankbares Andenken gesichert. Ihm folgte als Dekan der Sohn des Wolfgang Muskulus, Abraham, der schon während Fädmingers Lebzeiten einen Teil der Dekanatsgeschäfte übernommen hatte und um bis 1591 der Kirche vorstand. Ihm verdanken wir die Fortsetzung der Chronik des Johannes Haller, die unter dem Namen der Haller-Müslin-Chronik für die Zeit von 1550—1581 eine wenn auch nicht vollständige so doch durch ihren persönlichen Charakter wertvolle und zuverlässige Geschichtsquelle bildet.

Die Streitfrage über das Abendmahl wurde nach dem Scheitern der Verhandlungen über die Wittenberger Konkordie in Schriften und Konferenzen weiter erörtert, doch ohne Erfolg. Als Luther im Februar 1546 gestorben war und der Schmalkaldische Krieg den Fortbestand der Reformation bedrohte, schien eine Einigung der Evangelischen eher möglich, zumal sich auch Calvin dafür bemühte. Ihm lag das Interesse der Hugenotten in Frankreich am Herzen, über welche seit 1545 neue schwere Verfolgungen hereingebrochen waren. Er erwartete von einer einmütigen Verwendung aller Protestanten beim König von Frankreich ein Nachlassen der Feindschaft gegen die Hugenotten. Da aber Butzers Bestrebungen infolge der Zweideutigkeit seiner Formeln keinen Erfolg hatten, so suchte sich Calvin zunächst mit Bullinger über die Abendmahlslehre zu verständigen, was ihm 1549 in dem Consensus Tigurinus gelang.

Dieses Bekenntnis, welches nun die Schweizer Kirchen einigte, bedeutet unstreitig eine Weiterentwicklung der Abendmahlslehre in calvinistischem Sinne über Zwingli hinaus. Bullinger konnte ihm zustimmen, ohne seiner innern Stellung zu Zwingli dabei etwas zu vergeben. War er doch immer bemüht, mit seinen neuen Gedanken an Zwingli anzuknüpfen und das Andenken des Meisters auch vor der leisesten Verdunkelung zu retten. Er hat auch noch 1557, als Farel und Beza neue Verhandlungen anknüpften, jede Einigung abgelehnt, deren Kaufpreis die von den Lutheranern stets geforderte Loslösung der Deutschschweizer von Zwingli war. Eher könnte man sagen, daß Calvin in diesem Bekenntnis seine eigentlichen Gedanken über das Essen des Fleisches Christi zurückgestellt habe, während Bullinger nur das betonte, was schon bisher seine Meinung gewesen war, nämlich die Tatsächlichkeit der göttlichen,

Digitized by Google

Gnadenwirkung im Sakramente. In diesem Sinne sprach er sich auch in der II. Helvetischen Konfession aus.

Dieses Bekenntnis bedeutet Bullingers theologisches Vermächtnis, und hat im Unterschied von andern Symbolen einen durchaus persönlichen Charakter. Bullinger hatte es im Jahre 1562 in aller Stille mit seinem Freunde Petrus Martyr entworfen und aufgesetzt. Möglicherweise hat eine Berner Synode, zu welcher Bullinger und Martyr berufen worden waren, den Anlaß gegeben. Die Berufung fiel nachher dahin und Bullinger konnte seine Meinung schriftlich abgeben. Auch das Tridentiner Konzil bestimmte ihn, über seinen Glauben klar zu werden. Er hielt das Bekenntnis aber geheim. Im Jahre 1564, als er in der Pestzeit von Todesahnungen ergriffen wurde, ordnete er aber an, daß es seinem Testament beigelegt und nach seinem Tode dem Rat übergeben werde. Als nun der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, der sich dem reformierten Bekenntnis angeschlossen hatte, Bullinger um eine Darstellung des Glaubens bat, sandte er ihm die Konfession, und der Kurfürst hatte an der klaren und maßvollen Schrift solchen Gefallen, daß er sie, im Einverständnis mit ihrem Verfasser, drucken ließ. Auf diesem Wege gelangte sie zur Kenntnis der schweizerischen Kirchen, und da eben in dieser Zeit, 1566, das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Bekenntnis vorhanden war, schloß man sich in Zürich, Bern und Genf, später in Schaffhausen, Mülhausen, Biel, Graubünden und St. Gallen mit großer Freude diesem Bullingerschen Bekenntnis an. Später wurde es, als zweite helvetische Konfession, auch von den Reformierten in England, Frankreich, Polen, Ungarn, Neuenburg, Holland und Deutschland anerkannt, zuletzt von Basel, so daß es wohl als das allgemeinste und verbreitetste reformierte Symbol zu betrachten ist, ein Ehrendenkmal für seinen Urheber. Es war Bullingers letztes großes Werk.

Der obenerwähnte Übertritt des Kurfürsten Friedrich hatte noch eine andere bedeutsame Folge für die reformierten Kirchen der Schweiz. Er hatte sich, betrübt durch die Unduldsamkeit seiner streitbaren lutherischen Theologen, der reformierten Lehre zugewandt, und gab, um seine Untertanen dem unheilvollen Einfluß dieser Streitigkeiten zu entziehen, einigen frommen und gelehrten Theologen seiner Universität den Auftrag, einen Katechismus auszuarbeiten, der aller „Unrichtigkeit und Ungleichheit“ ein Ende machen sollte. So entstand im Jahre 1562 der bekannte Heidelberger Katechismus, das Werk eines größeren Kreises, aus welchem den Theologen Ursinus, Olevianus und Erastus das Hauptverdienst zukommt. Dieses Büchlein, von dem ein Beurteiler rühmt, daß es „Lutherische Innigkeit, Melanchthonische Klarheit, Zwinglische Einfachheit und Calvinisches Feuer in eins verschmelze“, erlangte bald in den verschiedenen reformierten Kirchen die allgemeinste Verbreitung. Weil es keine einseitige, schroffe Streitschrift war, sondern bei aller Entschiedenheit des

Digitized by Google

reformierten Bekenntnisses den milden und versöhnlichen Geist Bullingers atmete und in erster Linie den praktisch erbaulichen Bedürfnissen des gemeinen Mannes entgegen kam, wurde es nach und nach nicht nur das eigentliche populäre Bekenntnisbuch der reformierten Kirchen, sondern zugleich auch für Jahrhunderte ein reich gesegnetes Andachtsbuch. Schon die erste Frage dieses Katechismus ist ein klassischer Ausdruck des christlichens Glaubens: „Was ist dein einziger Trost im Leben und Sterben? Daß ich mit Leib und Seele, beides im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin, der mit seinem teuren Blute für alle meine Sünden vollkommen bezahlt und mich aus aller Gewalt des Teufels erlöset hat, und also bewahret, daß ohne den Willen meines Vaters im Himmel kein Haar von meinem Haupte fallen kann, ja auch mir alles zu meiner Seligkeit dienen muß. Darum er mich auch durch seinen heiligen Geist des ewigen Lebens versichert, und ihm forthin zu leben von Herzen willig und bereit macht." Als der „Heidelberger" 1619 von der Dortrechter Synode offiziell als ein Symbol der reformierten Kirche erklärt wurde, hatte er bereits in verschiedenen reformierten Kirchengemeinschaften die älteren Katechismen verdrängt. Zwar befanden sich unter ihnen recht tüchtige und brauchbare Werke, z. B. der Zürcher von Leo Jud, der bereits genannte Berner von Megander, ein nicht mehr erhaltener und mehrmals umgearbeiteter Basler von Oekolampad, der Graubündner von Comander, der Genfer von Calvin, der von Viret auch in der Waadt eingeführt war, und der Schaffhauser von Dekan Ulmer. Aber der Heidelberger Katechismus übertraf sie alle unbestritten und hatte dazu noch den Vorzug, daß er den verschiedenen Kirchen als Einigungsband dienen konnte. Auch für die Waadtländer Kirche, welche nur nach heftigen Kämpfen 1555 die französische Ausgabe des Berner Katechismus statt des Calvinischen angenommen hatte, kam der Heidelberger, ins Französische übersetzt, nach und nach in Gebrauch.

Diese Kirche, staatlich von Bern abhängig und geleitet, aber durch die gemeinsame Sprache, durch die geographische Lage und die persönlichen Beziehungen der Reformatoren aufs engste mit der Genfer Kirche verwachsen, litt in den beiden ersten Dezennien ihrer Existenz von 1537—1558 unter einem für alle Beteiligten schmerzlichen Zwiespalt zwischen Bern mit seinem zwinglischen Ideal der Oberhoheit des Staates über die Kirche und Genf mit seinem calvinischen Grundsatz von der Unabhängigkeit der Kirche von der staatlichen Gewalt. Anfänglich trat dieser Gegensatz noch nicht so deutlich hervor, solange es sich um Fragen handelte, in denen zwischen den leitenden Männern in Genf und Bern Übereinstimmung bestand. So fanden Viret, Calvin und Farel in Bern Unterstützung, als 1537 der bereits erwähnte unruhige Pfarrer von Lausanne, Peter Caroli, sie der Irrlehre anklagte, er, der sich selbst noch nicht ganz

Digitized by Google

von seiner katholischen Vergangenheit hatte lösen können. Caroli wurde seines Amtes entsetzt und kehrte in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Dieser Zwist führte leider zu einer Trübung des Verhältnisses zwischen Calvin und dem Pfarrer Lecomte von Grandson, der sich Carolis aus Mitleid annahm. Auch störte er merklich das Einvernehmen zwischen Calvin und Bern. Es trat aber immer mehr hervor, daß es sich für die waadtländische Kirche einmal endgültig entscheiden müsse, ob für sie der Einfluß Calvins oder die kirchliche Ordnung der rechtmäßigen Landesherren, der Berner, maßgebend sein solle. Viret und die Geistlichkeit der Klasse von Lausanne neigten zu Calvin, während die übrigen Klassen eher gewillt waren, sich der bernischen Ordnung zu unterziehen. Gewitterschwüle lastete über dem Lande, so daß der Eroberer der Waadt, Nägeli selbst, hinreisen mußte, um die erregten Gemüter zu beruhigen. Leider besaßen die einflußreichen Kirchenmänner von Bern, Kunz vor allem, nicht die nötige Weisheit, um in diesem Streit zu vermitteln. Als dann vollends noch Sulzer für Calvin und Viret Partei nahm, wurden sie dadurch in den Augen des Rates von Bern erst recht diskreditiert. Viret hat es nur der Vermittlung Hallers und Bullingers zu verdanken, daß er 1549 von dem Schicksal verschont blieb, welches Sulzer getroffen hatte. So wurde um des Friedens willen der zwinglisch gesinnte Gegner Virets und Calvins, Andreas Zébédée, Pfarrer in Lausanne, nach Yverdon versetzt, und Viret erhielt in der Person des Franzosen Theodor von Beza einen ihm gleichgesinnten Mitarbeiter. Beza wurde als Professor des Griechischen an der Akademie von Lausanne angestellt. Dieser hochbegabte,

Abb. 50. Titelbild zu Bezas Gedichten vom Jahre 1548.

Digitized by Google

bedeutende Gelehrte war 1519 in Burgund geboren. Er kam früh unter den Einfluß des Humanisten Melchior Vollmar. Doch führte er als Student der Rechtswissenschaft in Paris ein lockeres Leben, bis ihn im Jahre 1548 eine schwere Krankheit zur Einsicht brachte. Er entsagte der Lust der Welt und verheiratete sich, um fortan ein ehrbares Leben zu führen. Zugleich verließ er Frankreich und verzichtete auf die glänzende Laufbahn, die ihm seine poetischen Erstlingswerke bereits erschlossen hatten. Er trat zum Protestantismus über und nahm, als er ohne Heimat und Anstellung war, mit Freuden die Aufforderung Virets an. Neben seiner ordentlichen Tätigkeit als Professor, die er während zehn Jahren in Lausanne ausübte, arbeitete er eine poetische Übersetzung der Psalmen aus, welche in den reformierten Gemeinden von Frankreich für den Kirchengesang benutzt wurde. Daneben unterstützte er seinen Freund Calvin gegen seine zahlreichen Gegner durch verschiedene gelehrte Streitschriften, u. a. auch zur Rechtfertigung der Hinrichtung Servets. Er besaß das Vertrauen der evangelischen Stände in so hohem Grade, daß er 1557 und 1558 als Gesandter an deutsche Fürstenhöfe abgeordnet wurde, um sie zu einer Fürsprache beim französischen Hofe zugunsten der Waldenser im Piemont und der Hugenotten in Frankreich zu veranlassen.

In der waadtländischen Kirche war freilich mit der Entfernung des Zébédée der Friede noch nicht gesichert. Die folgenden Jahre brachten fortwährend Reibereien infolge von oft kleinlichen Ursachen. Gewisse Klassen der waadtländischen Geistlichkeit lehnten sich nachgerade gegen alle Verfügungen Berns auf, trotzdem Bern die vielen Vorstellungen der Lausanner Geistlichen mit Geduld anhörte und nicht müde wurde, Viret ihr Vertrauen zu bezeugen. Aber Viret verfolgte mit zäher Rücksichtslosigkeit das Ziel, die waadtländische Kirche in Lehre und Sitte derjenigen von Genf gleichförmig zu gestalten. Es mag vielleicht nicht klug gewesen sein, daß Bern 1549 die regelmäßigen wöchentlichen Zusammenkünfte der Geistlichen verbot, und daß es 1552 die Einführung der bernischen Liturgie und des bernischen Katechismus erzwang. Aber als Bern beim Ausbruch neuer Streitigkeiten über die Lehre von der Gnadenwahl, welche das Auftreten des Gegners von Calvin, Hieronymus Bolsec in der Waadt 1551 verursachte, den Geistlichen wiederholt empfahl, diese tiefen und subtilen Lehren, die nur zu Streit und Absonderung führten, nicht zu berühren, sondern das Evangelium lauter und einfach zu verkündigen, hätte es sicher im Interesse der Kirche gelegen, wenn die leitenden Männer sich diesem weisen Rate unterzogen hätten. Mehr und mehr spitzte sich im Jahre 1558 der Streit auf die Frage zu: soll die Kirche nach den zwinglischen Grundsätzen der Oberhoheit des Staates unterstellt sein, oder soll sie, wie es Calvin in Genf durchgesetzt hatte, allein dem Worte Gottes und ihrer eigenen kirchlichen Leitung untertan bleiben? Oder in diesem praktischen Falle: soll der Staat der Kirche befehlen dürfen, nicht über

Digitized by Google

die Gnadenwahl zu predigen und die Ausübung des Kirchenbannes zu unterlassen, oder soll es den Geistlichen gestattet sein, die Glieder der Kirche vor dem Abendmahl auf ihren Glauben zu prüfen und die Unwürdigen auszuschließen, wie Viret es verlangte? Als Bern im Dezember 1558 auf diese Forderungen Virets nur teilweise entgegenkam, erklärten Viret und zwei Kollegen, sie würden zu Weihnachten das Abendmahl nicht austeilen. Nun war die Geduld Berns erschöpft. Bern hätte seine ganze zwinglische Vergangenheit und seine eigenen kirchlichen Ordnungen verleugnen müssen, wenn es jetzt nachgegeben hätte. So stellte man die Widerstrebenden vor die Wahl, entweder sich zu unterziehen, oder zu demissionieren. Bullinger und Peter Martyr suchten Viret zum Nachgeben zu bestimmen. Allein er blieb unbeugsam und reichte im Februar 1559 seine Demission ein. Mit ihm die meisten der französischen Geistlichen und die Professoren mit Ausnahme des inzwischen an die Universität berufenen Jean Lecomte. Die einheimischen Geistlichen unterzogen sich. Viret ging nach Genf. Später wirkte er als Pfarrer unter den Hugenotten. Er starb 1571. Beza zog ebenfalls nach Genf, wo er nach Calvins Tode sein Nachfolger als Präsident des Konsistoriums und der anerkannte Führer der Calvinischen Kirchen wurde. Er starb nach einem reichen und fruchtbaren Leben hochbetagt im Jahre 1605.

Haller und Muskulus gelang es, die erschütterte waadtländische Kirche zu organisieren. Mehr noch bewirkten die Bedrohung des Protestantismus durch die überall vorwärts dringende Gegenreformation und die blutigen Verfolgungen der Hugenotten in Frankreich, daß sich die entzweiten Gemüter allmählich versöhnten. Bolsec, der sich 1563 aufs neue in Lausanne niedergelassen hatte, wurde von Bern als Irrlehrer ausgewiesen um neuen Streitigkeiten vorzubeugen, obschon er zu keinen Klagen Anlaß gegeben hatte. Die zweite helvetische Konfession, die wahrscheinlich Beza ins Französische übersetzte, bedeutete auch für die welsche Schweiz den Abschluß dieser schweren Lehrstreitigkeiten. Da sie einen gemäßigten Calvinismus vertrat, so stieß sie hier auf keinen Widerstand. Nur in kirchenpolitischer Beziehung blieben die Grundsätze Zwinglis in der Waadt in unbestrittener Geltung.

Gleichsam als Nachwehen dieser Stürme ist der Streit zu betrachten, welchen der Angriff des bernischen Dekans Samuel Huber von Burgdorf auf die Calvinische Lehre von der Gnadenwahl in den achtziger Jahren verursachte. Huber wurde als Unruhestifter verbannt und ging nach Deutschland, wo er sich den Lutheranern anschloß. Da er aber auch hier sich bald mit allen Theologen überwarf, blieb er, verbittert und mit aller Welt verfeindet, isoliert. Er starb nach einem unsteten Wanderleben 1624 in Goslar.

Eine wesentlich ruhigere Entwicklung hatte die Baseler Kirche. Nach Oekolampads frühem Tode wurde Oswald Mykonius zu seinem Nach-

Digitized by Google

folger gewählt, der unmittelbar nach Zwinglis Tod Zürich verlassen und einen Ruf als Pfarrer zu St. Alban angenommen hatte. Er gab der Basler Kirche ihr erstes Bekenntnis, die Baseler Konfession von 1534, die auch von Mülhausen akzeptiert wurde. Daneben bekleidete er das Amt eines Professors an der Universität. Es zeugt für seine große Bescheidenheit, daß er bei seiner Wahl als Vorsteher der Baseler Kirche erklärte, er nehme das Amt nur auf solange an, bis sich ein würdigerer Nachfolger gefunden haben würde. Die Baseler aber waren mit ihm so zufrieden, daß er bis zu seinem 1552 erfolgten Tode — er starb an der Pest — an der Spitze der Kirche blieb. In den Streitigkeiten über die Abendmahlslehre und den Unionsverhandlungen nahm er eine vermittelnde Stellung ein, welche 1536 in der zweiten Baseler Konfession, der S. 144 erwähnten ersten helvetischen Konfession, ihren Ausdruck fand. Da er sehr für das Zustandekommen der von Butzer angestrebten Einigung eintrat, mußte er sich von den streitenden Gegnern manche Vorwürfe wegen Unentschiedenheit gefallen lassen. Doch hat er gerade durch seine versöhnliche Haltung der mit Straßburg befreundeten Baseler Kirche einen großen Dienst erwiesen. Sein Nachfolger war Simon Sulzer. Er, der in seiner Vaterstadt Bern nicht zur Geltung gelangen konnte, erwarb sich in Basel in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit als Pfarrer an St. Peter und Professor von 1549—1553 das allgemeine Vertrauen in so hohem Maße, daß er nach der Ablehnung des zuerst vorgeschlagenen Pfarrers Ambrosius Blaarer in Biel, zum Antistes gewählt wurde. Sulzer, der sich durch eine staunenswerte Leistungsfähigkeit auszeichnete, entfaltete nach außen und innen eine rege Tätigkeit. Er leitete die Kirche mit fester Hand und suchte durch ihre Wirksamkeit den moralischen Stand der Bevölkerung zu heben und die noch vorhandenen Schäden, wie z. B. das Reislaufen, auszurotten. Daneben nahm er sich eifrig aller verfolgten Glaubensgenossen an. So verhalf er einzelnen der vertriebenen Locarneser, daß sie in Basel Aufnahme fanden. Auch die Universität, die lange ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, besonders während der Zeit, da sich die neuernannten Professoren Karlstadt und Mykonius untereinander nicht einigen konnten, nahm unter Sulzer einen erfreulichen Aufschwung, so daß sie 1563 wieder 174 Studenten zählte, darunter auch Angehörige fürstlicher Stände aus Deutschland. Nicht genug an dieser ausgedehnten Tätigkeit übernahm Sulzer im Jahre 1556 noch das Amt eines Superintendenten im oberen, Basel benachbarten Teil der Markgrafschaft Baden-Durlach, an deren Reformation er durch persönliche Beziehungen mit dem Fürstenhause den größten Anteil hatte. Doch erfuhr er auch in Basel viel Widerspruch, da er seine lutherischen Sympathien nicht verbarg. Er versuchte verschiedene lutherische Kirchengebräuche, wie Privatbeichte, Orgelspiel und Kirchengeläute einzuführen und förderte die Unionsbestrebungen mit den Lutheranern in einer Weise, daß es schien, als wolle er die Eigenart der zwinglischen

Digitized by Google

Reformation in Lehre und Kultus ganz preisgeben. Die Wiedereinführung des Orgelspiels und des Glockengeläutes gelang ihm zwar, zum großen Ärger der streng zwinglisch Denkenden, die darin „Vorboten des wieder hineinlauernden Papsttums" erblickten. Im übrigen aber stießen Sulzers Vorschläge bei Bullinger, Joh. Haller und Rüegger von Schaffhausen auf eine so entschiedene Opposition, daß er sie aufgeben mußte. Als er nun auch die Zustimmung Basels zur zweiten helvetischen Konfession hintertrieb

Abb. 51. Simon Sulzer.

und eine immer zweideutigere Stellung einnahm, wurde die Erbitterung gegen ihn unter seinen Kollegen allgemein. Schließlich wurde auch die Bürgerschaft, die sich von den Schweizer Kirchen nicht trennen wollte, unruhig. Es gelang Sulzer aber, seinen Gegner Erzberger, einen zwinglisch gesinnten Prädikanten, zu vertreiben und sogar 1571 für kurze Zeit die Annahme der Wittenberger Konkordie durchzusetzen. Sulzers Tod im Jahre 1585 machte aber der isolierten Stellung der Baseler Kirche ein Ende. Sein Nachfolger, der 1540 in Bern geborene Sohn des Thomas Grynäus,

Digitized by Google

Johann Jakob Grynäus, der schon zu Sulzers Lebzeiten ihm entgegengetreten war, führte die Baseler Kirche wieder zum reformierten Bekenntnis zurück. In den Jahren 1589—91 nahm Basel die helvetische Konfession an.

14. Kapitel.

Aus dem inneren Leben der Kirche.

Es war ein gewaltiger Umschwung gewesen, den die Reformation im ganzen Leben, Denken und Empfinden der von ihr berührten Völker herbeigeführt hatte, und der kein Gebiet des Lebens unbeeinflußt ließ, weder die Politik noch die Wissenschaft. Den größten Reingewinn hat der Staat aus ihr gezogen, für den die Beseitigung der hierarchischen Herrschergelüste der Kirche Raum zu einer gesunden Entwicklung des Volkslebens schuf. Alles, worauf wir im Blick auf die Einrichtungen des modernen Staates stolz sein können, verdankt er der Reformation. Mochte nun, wie in den zwinglischen Kirchen, die Leitung der Kirche ganz dem Staate übertragen sein, oder, wie in den calvinischen, die Kirche sich eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt haben, das war endgültig beseitigt, daß die Kirche als besonderer Staat im Staate auf Kosten der Wohlfahrt des ganzen Volkes Macht, Einfluß und Reichtum an sich riß. Die tiefe Dankbarkeit, die das Volk und seine Räte für die Segnungen des Evangeliums empfanden, fand ihren Ausdruck in der intensiven Anteilnahme der Obrigkeit an der Reformation und in ihrer kräftigen Unterstützung der kirchlichen Bestrebungen. Jetzt erst fühlte sich die Obrigkeit, mit dem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, als eine christliche. Es ist noch heute bewundernswert, mit welcher Aufmerksamkeit die Ratsmitglieder den theologischen Disputationen folgten, und wie sie sich abmühten, sich in den schwierigen Kontroversen über die verschiedenen Lehrmeinungen ein Urteil zu bilden. Die Reformation war auch keineswegs nur ein Werk der Theologen und Geistlichen, sondern ebenso sehr von erleuchteten, zielbewußten und glaubensstarken Laien, von Ratsherren und schlichten Bürgern. Was hätten die Reformatoren allein ausrichten können, wenn ihnen nicht Männer wie ein Bürgermeister Röust, ein Vadian, ein Niklaus Manuel, ein Asheim, zur Seite gestanden wären? Der Obrigkeit war es ernst mit der religiösen und sittlichen Besserung des Volkes. Das beweisen ihre zahlreichen Ausschreiben und Sittenmandate, die, wenn der Erfolg auch nicht plötzlich und augenscheinlich eintrat, doch die Tätigkeit der Kirchendiener unterstützten und dem Volke den nachdrücklichen Willen der Obrigkeit zum Guten bezeugten. Diese grundsätzliche Stellung der Obrigkeit zur Kirche blieb auch in der Folgezeit unerschüttert. Dem Zürcher Antistes

Digitized by Google

Joh. Jak. Breitinger überreichten der Rat und das Großmünsterstift im Jahre 1619 zum Dank für seine Bemühungen um das Gelingen der Dortrechter Synode zwei silberne Becher, von denen der eine die bedeutsame Inschrift trug:

»Duplex robur inest cathedrae, cui curia nexa est,
Curiae inest duplex, proxima cui cathedra est.«

Das heißt:

„Doppelte Kraft hat die Kanzel, die mit dem Rathaus verbunden,
Doppelte Kraft hat der Rat, mit der Kanzel vereint."

Diese Inschrift gibt treffend wieder, wie die christliche Obrigkeit in der ganzen nachreformatorischen Zeit ihre hohe, von Gott ihr übertragene Aufgabe verstand, für das äußere und innere Wohl des Volkes zu sorgen, in möglichst engem Anschluß an die Tätigkeit der Kirche. So wachte sie auch darüber, daß die Reinheit der Lehre nicht durch Irrlehrer getrübt und die erzieherische Arbeit der Geistlichen durch Predigt, Jugendunterricht und Seelsorge nicht gehindert werde.

Von diesem Standpunkte aus muß man es verstehen, daß der Staat so unnachsichtlich gegen die Wiedertäufer einschritt, die sich schon in der Reformationsperiode weder durch die freundliche Belehrung der Reformatoren, noch durch die staatlichen Maßregeln der Strenge von ihrer Absonderung von der Kirche hatten abbringen lassen, und in den folgenden Jahrzehnten in einzelnen Gegenden eher zu- als abnahmen. Es gab keine einzige Kirche, die nicht unter der Separation von Wiedertäufern zu leiden gehabt hätte. Zwar wird von der Zürcher Kirche gerühmt, daß die Täufer, solange Bullinger an der Spitze der Kirche stand, in ihr keine Fortschritte gemacht hätten. Aber ganz verschwunden sind sie auch hier nicht. Bullinger hat es wenigstens nicht für unnötig gefunden, in einer Geschichte der Wiedertäuferei ihre Ansichten ausführlich zu widerlegen. In Basel, St. Gallen, Schaffhausen, Appenzell mußte wiederholt durch Disputationen und obrigkeitliche Mandate den Täufern entgegengetreten werden. Am zahlreichsten waren sie im Gebiet der Berner Kirche. Sie waren das Kreuz der Geistlichen und des Rates. Abgesehen aber von ihrer feindseligen Haltung gegen die Kirche und ihrer grundsätzlichen Verwerfung des Eids und des Kriegsdienstes lag kein sittlich zu rechtfertigender Grund zu den harten Maßregeln des Staates vor. Nach der Niederwerfung der täuferischen Bewegung in Deutschland und dem Fall von Münster, wo die Täufer ein phantastisches Königreich gegründet hatten, lebten diese Täufer als ehrbare, solide, sittlich ernste und zurückgezogene Leute. Sie standen deshalb bei dem Landvolk in großem Ansehen und wurden im geheimen oft sogar von Amtleuten wohlwollend behandelt, bis wieder ein Mandat der Obrigkeit strengere Maßregeln gegen sie anordnete. Dies geschah jedesmal, wenn die Versuche, die Täufer durch

Digitized by Google

Disputationen zu überwinden, gescheitert waren. Solche Disputationen fanden mehrere statt. Die Bedeutendste war das Täufergespräch vom 1.—9. Juli 1532 in Zofingen. Der Rat sicherte hierzu den einheimischen und fremden Täufern freies Geleite zu, so daß wirklich ihrer 23 sich beteiligten. Die Regierung hatte auf dieses Gespräch große Hoffnungen gesetzt. Es war ihr ärgerlich, daß in dem Zeitraum der letzten fünf Jahre alle die vielen Verhaftungen, Ausweisungen und Hinrichtungen, so wenig als die freundlichen Unterredungen einen Erfolg gehabt hatten. Unangenehm war ihr auch, daß die Täufer im Solothurnischen eine leicht erreichbare Zufluchtsstätte fanden. Obschon ihre Lehre dort auch verboten war, wurden sie doch meist geduldet, so daß fast alle Evangelischen in Solothurn nach dem Zeugnis Hallers „ihr Evangelium von diesen Leuten gelernt haben". Das Zofingergespräch hatte keinen Erfolg. Die Täufer wurden zwar durch die Schrift „überwunden". Aber der Rat traute doch dieser Überwindung nicht recht, denn er ließ den anwesenden Täufern vor Schluß des Gesprächs das Täufermandat von 1531 vorlesen, welches die Absonderung von der Kirche mit strengen Strafen, bei Rückfall und Eidbruch mit Ertränken bedrohte. In der Tat behaupteten die Täufer nachher, sie hätten in Zofingen gesiegt, und durchzogen lehrend und predigend das Land, so daß der Rat den Vögten befahl, die Unbotmäßigen festzunehmen. Die Verfolgung der Täufer war eigentlich eine permanente. Allerdings gab es auch Ruhepausen, wenn der Eifer erlahmte oder der Rat es wieder einmal mit „freundlicher Belehrung aus Gottes Wort" versuchte. Mitunter kam es vor, daß gefangene Täufer widerriefen. Im Jahre 1535 war ein Uli Friedli zum Tode verurteilt und bereits auf die Richtstätte geführt, als er versprach, gehorsam zu werden. Er sei durch den Unterricht der Prädikanten dahin gebracht worden, seinen Irrtum einzusehen. Eine wenig glaubenerweckende Bemerkung! Viele aber, welche aus Furcht vor der Strafe sich unterzogen, ihre „Schmähungen gegen die Prädikanten" zurücknahmen und den Unterwerfungseid leisteten, wurden wieder rückfällig und mußten dann als Meineidige bestraft werden. In dem „Märtyrerspiegel", einem täuferischen Verzeichnis der Märtyrer ihrer Gemeinschaft, werden für die Jahre 1528—1571 ungefähr vierzig Täufer aufgezählt, welche in bernischen Landen um ihres Glaubens willen hingerichtet oder ertränkt worden sind. Die meisten dieser Hinrichtungen werden freilich in den „Turmbüchern" nicht erwähnt. Anshelm sagt, die Eidbrüchigen seien „ohne weiteres Urteil" ertränkt worden. Nur gelegentlich liest man in den Ratsrechnungen etwa: „dem Totengräber zwei Täufer zu beerdigen, 5 ß". Gerade der Umstand, daß die Täufer „einen solchen Tod ohne Entsetzen ausgestanden", erhöhte ihr Ansehen im Volke. Von einem solchen „Hartnäckigen" erzählt Dekan Gruner in seiner „Wiedertäuferhistorie" aus dem Jahre 1566, er habe bis an sein Lebensende nicht einmal gestatten wollen,

Digitized by Google

daß jemand für ihn bete, „er bedürfe ihres Gebetes nicht, sondern könne wohl für sich selbst beten". Bekannt ist der Name des Märtyrers Hans Haslibacher von Haslibach bei Sumiswald, von dem Zehnder in seiner Chronik berichtet: „1571, den 20. Oktober, ward zu Bern ein berüchteter alter Lehrer der Wiedertäufer, nachdem er vielfeltig äid- und gelübdbrüchig gworden, verstockt und beharrlich in seinem Irrthum verblieben, und alles Überzeugen und Vermahnen vergeblich ware, endlich mit dem Schwert gerichtet." Sein Ende ist in dem „Haslibacherlied" verherrlicht, und das Lied als Flugblatt unter den Täufern verbreitet worden.

So sind alle Maßnahmen der Strenge, erneute Disputationen, wie das Täufergespräch von 1538 in Bern, und neue verschärfte Mandate ohne wesentlichen Erfolg geblieben. Auch die berüchtigten „Täuferjagden" und die Reklamationen bei Solothurn, das sich gegen die Täufer noch immer willfährig zeigte, konnten die Ausbreitung der Sekte nicht hindern. Da auch in andern Kantonen wieder über das Auftreten der Täufer geklagt wurde, so entschloß sich Bern, die Angelegenheit im Jahre 1585 vor eine evangelische Konferenz in Aarau zu bringen. Beschämend war es für die Evangelischen, daß schon 1567 die Tagsatzung zu Baden über die Wiedertäufer verhandeln mußte, die auch in den gemeinen Herrschaften ihr Unwesen trieben. Noch beschämender, daß die Täufer in den katholischen Gebieten vor ihren evangelischen Bedrückern eine Zuflucht suchen mußten! Aus der Gemeinde Rued bei Lenzburg haben sich einmal nicht weniger als 300 Täufer vor ihren Bedrückern vorübergehend auf luzernisches Gebiet hinübergerettet.

Es fehlte nicht an Männern, welche diese Behandlung der Täufer als verfehlt und unchristlich bezeichneten. Auch Geistliche haben von der Anwendung der Todesstrafe abgeraten, obgleich die Täufer ihre Angriffe ganz besonders gegen den geistlichen Stand richteten. Namentlich aber war es der edle bernische Stadtschreiber Nikolaus Zurkinden, welcher sich in jenem bereits erwähnten Schreiben an Calvin gegen die Verfolgung von Andersgläubigen ausgesprochen hat. Seinen grundsätzlichen Standpunkt gibt er mit den Worten wieder: „eine gänzliche Übereinstimmung der Meinungen wird zu keiner Zeit bestehen, daher Liebe und Barmherzigkeit wohl nie zur Anwendung kommen würden, wenn wir sie bis auf den Tag einer gänzlichen Übereinstimmung verschieben wollten. Es wird mir nicht schwer, abweichende Ansichten zu ertragen, auch fahre ich fort, die Dissidenten zu lieben in der Überzeugung, daß Gott uns seinerzeit die Erkenntnis zur Übereinstimmung in den Dogmen offenbaren wird, insofern wir nur der Pflicht der Liebe und Barmherzigkeit nicht untreu werden" .... „Darf ich es ihnen eingestehen, ehrwürdiger Bruder, daß ich, sei es aus Mangel an Einsicht, sei es aus Ängstlichkeit, zu der Zahl derjenigen gehöre, die da wünschen, daß das Schwert immer seltener gebraucht werde, um bewußte oder unbewußte Irrlehrer, die dem christlichen Glauben

Digitized by Google

widerstreiten, zu unterdrücken“ .... Er beruft sich für diese Überzeugung auf seine Erfahrungen mit den Täufern, ...„ich habe mit eigenen Augen eine achtzigjährige Frau und deren Tochter, Mutter von sechs vaterlosen Kindern, aufs Schaffot führen sehen, einzig und allein darum, weil sie eine abweichende Doktrin angenommen und die Taufe verweigert hatten, als hätte der Irrtum dieser beiden Frauen den Untergang der ganzen Welt zur Folge! Ich ziehe es vor, die Regierung durch übertriebene Milde als durch übermäßige Strenge fehlen zu sehen“.... Endlich macht er geltend, daß Basel ein milderes Verfahren einschlage und nie die Todesstrafe gegen Irrgläubige anwende, und daß „den Papisten, deren Grausamkeit wir mit Recht gebrandmarkt haben, nichts angenehmer sein könne, als wenn wir ihr Beispiel nachahmen und auch in unserer Kirche den Henker mit seinen Torturwerkzeugen wieder einführen“.... Einstweilen blieben diese Worte unverstanden. Die Zeit der Duldung war noch nicht gekommen.

Man muß auch zugeben, daß die Kirche der Täuferei ziemlich ratlos gegenüberstand. Das Mittel der Disputationen und freundlichen Belehrungen, das Zurkinden vorschlug, war oft genug angewendet worden und meist erfolglos gewesen. Hier versagte die „Überwindung durch die Schrift“, denn die Täufer beriefen sich für ihre Lehren ebenfalls auf die Schrift wenn sie es auch oft geistlos und ohne Verständnis der Schrift getan haben. Dafür hat jene Konferenz in Aarau den Finger auf den wunden Punkt gelegt und als die Ursache des Übels offen den schadhaften Zustand der Kirche bekannt. Als Mittel zur Hebung der Übelstände bezeichnete sie die strenge Handhabung der Kirchenzucht, vorab unter den Geistlichen, damit die Ärgernisse verschwänden, auf die sich die Täufer berufen, und sodann größere Sorgfalt in der Erziehung und Unterweisung der Jugend. Daß diese Einsicht doch allgemein war, bezeugen die Verhandlungen verschiedener Synoden. So hat das Überhandnehmen der Wiedertäuferei und der Pest im Jahre 1581 die bernische Kirchensynode veranlaßt, den inneren Zustand der Kirche zu prüfen und den Ursachen nachzuspüren, welche solche „Heimsuchungen des göttlichen Zornes“ notwendig machten. Das Bild, welches uns diese gegenseitige offene Aussprache der Kirchendiener und der Räte von dem religiösen, sittlichen und politischen Zustand des Staatswesens entwirft, ist allerdings wenig erfreulich. Es zeigt uns, daß der durch die Reformation ermöglichte Fortschritt des religiösen und sittlichen Lebens ein sehr langsamer gewesen ist, und daß die beste Lehre und die vortrefflichste Kirchenordnung wenig nützen, wenn die Kirchendiener, wie der bernische Schultheiß von Mülinen klagte, „sich durch Miet und Gaben, oder sonst durch unablässiges Nachhinlaufen in den Kirchendienst einkaufind und einflickind..., wenn man sie mehr in den Wirtshäusern finde, als daheim in den Studien..., wenn sie in offenen Sünden und Lastern liegen, und die

Digitized by Google

Strafe der Entsetzung nicht fürchten“ ...; wenn, wie die Geistlichen ihrerseits klagen, die Amtleute sie nicht unterstützen, sondern die Laster milde strafen, und „die Oberen nicht weniger in Sünden und Lastern liegen als der gemeine Mann“. Übrigens wurden alle die heilsamen Ratschläge und Vorsätze dadurch illusorisch gemacht, daß in Zürich und Bern unmittelbar auf die Konferenz neue strenge Täufermandate auf dem Fuße folgten. Es gab wirklich kein anderes Mittel, um diesem Übel zu begegnen, als die treue und gewissenhafte Verkündigung des Wortes Gottes in Predigt, Unterricht und Seelsorge.

An Gelegenheit, das Evangelium zu hören, fehlte es nicht. In der ersten Zeit wurde täglich gepredigt, doch so, daß z. B. in Zürich nur am Sonntag und Freitag ein eigentlicher Gottesdienst stattfand, während an den übrigen Wochentagen eine volkstümliche Bibelstunde, die Prophezei, abgehalten wurde. In Bern fand diese Prophezei morgens von 6—7 Uhr statt. Die gottesdienstliche Form war in diesen Städten so nüchtern und einfach, daß alles, was sonst zur Verschönerung des Kultus dient, Gesang und Orgelspiel, wegfiel. Doch haben Basel und St. Gallen schon zu Lebzeiten Zwinglis den Gesang von Psalmen eingeführt, später Bern und St. Gallen, und am Ende des Jahrhunderts gestattete auch Zürich den Kirchengesang. Er war aber noch im 17. Jahrhundert nicht überall auf dem Lande üblich. Das erste Gesangbuch hat ein St. Galler Lehrer, Dominik Ziely, 1533 herausgegeben. Viel gebraucht wurden die bei Froschauer in Zürich gedruckten Psalmen, später die von dem Königsberger Professor Lobwasser herausgegebenen Psalmen. In Basel hatte Sulzer das Orgelspiel wieder eingeführt, während es in den andern Kirchen verpönt war. Noch zu Ende des Jahrhunderts wurden in Schaffhausen die Orgelpfeifen in zinnerne Weinkrüge umgegossen, damit man nicht in Versuchung gerate, die „Götzenpfeifen“ wieder zu gebrauchen.

In der Taufe und dem Abendmahl folgte man den Formen, die die Reformatoren eingeführt hatten. Anfänglich kamen noch Responsorien vor, d. h. Wechselrede zwischen Pfarrer und Gemeinde. Auf die Worte des Dieners: „der Herr sei mit euch“, antwortete die Gemeinde: „und mit deinem Geiste“. Zürich hatte für die Abendmahlsfeier die sog. sitzende Kommunion eingeführt. Auf die Verlesung der Bibelstellen 1. Kor. 11 und Joh. 6 folgten das Glaubensbekenntnis und die Ermahnung zur Selbstprüfung, worauf die Gemeinde kniend das Unser Vater betete. Dann brach der Pfarrer, indem er feierlich die Einsetzungsworte wiederholte, das Brot und reichte es mit dem hölzernen Becher den Dienern dar. Dieselben brachten die Brotschüsseln und die Becher der Gemeinde. Jeder Einzelne teilte das Brot mit seinem Nachbar. Dabei wurden die Abschiedsreden Jesu vorgelesen nach Joh. 12—14. Nach beendigter Kommunion wurde kniend ein Dankgebet gesprochen. An andern Orten hatte man die wandelnde Kommunion, bei welcher die Teilnehmer einzeln zum Nacht-

Digitized by Google

mahlstisch treten und das Brot aus der Hand des Pfarrers empfangen. Anfänglich benutzte man nur ungesäuertes Brot in Oblaten. Um die Jahrhundertwende führte Bern nach Calvins Vorgang das „nährhaft Brot“ ein. In der ersten Zeit wurde das Abendmahl noch allsonntäglich, oder doch ziemlich häufig gefeiert, später nur noch dreimal im Jahre, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten an zwei aufeinander folgenden Sonntagen. Mit der Zeit machte sich das Bedürfnis nach einer Herbstkommunion und nach Verschönerung der kultischen Feier durch die Einführung des Kirchengesanges geltend.

Auch für die Jugend wurde gesorgt, indem schon frühe Kinderlehren eingerichtet wurden, die neben den sonn- und werktäglichen Predigten das heranwachsende Geschlecht in die Wahrheiten des Evangeliums einführen sollten. Mit ganz besonderer Fürsorge nahmen sich die staatlichen und kirchlichen Behörden der Hebung des arg darniederliegenden Schulwesens an durch den Ausbau der bestehenden höhern und niedern Schulen und die Gründung neuer Schulen zu Stadt und Land. Ein Schulbuch hatte ja die Reformation dem Volke gegeben in der deutschen Bibel. Die Bedeutung, welche die Bibel für die Reformation besaß, weckte in dem gemeinen Mann das Verlangen, sie selbst lesen zu können, und nötigte die Obrigkeit, für Jugendunterricht zu sorgen, und diese wichtige Aufgabe nicht mehr den privaten und wandernden „Lehrmeistern“ und „Lehrfrauen“ zu überlassen.

Um die Mitte des Jahrhunderts kamen auch die Buß- und Bettage auf, zunächst als außerordentliche Veranstaltungen und nur für das Gebiet der einzelnen Stände. Der Ausbruch der Pest in Basel im Jahre 1541 gab dem Rate Anlaß, einen außerordentlichen Buß- und Bettag zu veranstalten. Die andern Stände ahmten das Beispiel nach, so oft eine Epidemie ausbrach. Im Jahre 1571 führte Zürich unter dem Eindruck der schweren Zeiten sogar einen wöchentlichen Bettag ein und bestimmte den Dienstag dazu. Bern ordnete in der Pestzeit von 1577 auf den Donnerstag eine wöchentliche Betstunde an. In diesen Veranstaltungen haben wir die Anfänge des eidgenössischen Bettages zu suchen. Um Gott zu versöhnen, „wurde alle Üppigkeit verbotten, hingegen die gottesdienstlichen Übungen vermehrt, so lehrten die Einwohner der Erden Gerechtigkeit“, schreibt der bernische Kirchenhistoriker Zehender. Er bemerkt aber dazu, daß, sobald „die Ruthen nachließ“, es wieder ärger geworden sei als zuvor. In der Tat weist das Ende des Jahrhunderts viele dunkle Schatten auf, die daran erinnern, daß die Reformation eben nicht mit einer Verbesserung der Lehre abgeschlossen ist, sondern eine beständige Aufgabe der Kirche bleibt.

Das bedenklichste Symptom der noch vorhandenen schweren Volksschäden war das Wiederaufflackern des Hexenwahns, dieses grauenhaften Überrestes des heidnischen Geister- und Gespensterglaubens, welchen die

Digitized by Google

katholische Inquisition des Mittelalters zu einer furchtbaren Waffe gemacht hatte, um Ketzer unter dem Vorwand des Teufelsdienstes zu vernichten. In der Reformationsperiode schien er durch das Evangelium überwunden zu sein. Allein gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts erlebte er unter dem Druck all der schweren Ereignisse, der Kriege und der Pest, eine schreckhafte Auferstehung. Es loderten die Scheiterhaufen, es begannen wieder die mittelalterlichen Hexenprozesse mit ihren schamlosen Hexenproben. Wie eine ansteckende Krankheit ergriff dieser Wahn Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche und Laien. Alles glaubte, daß es Personen gebe, die mit dem Teufel im Bunde stünden, die ihre Mitmenschen mit ihren bösen Blicken töteten, Brunnen vergifteten und Krankheiten über Menschen und Vieh brächten. Jedermann war überzeugt, daß es notwendig und heilsam sei, solche Unholde und Hexen dem Feuer zu übergeben. Angeberei und Verdächtigungen blühten. Der Wahn war so bestrickend, daß Weiber sich selbst als Hexen anzeigten, besessen von der verderblichen Einbildung, in der Gewalt des Teufels zu stehen. Wie viele unschuldige Männer, Frauen und Kinder damals dem Hexenglauben zum Opfer gefallen sind, läßt sich nicht mehr berechnen. Doch mögen einige Zahlen einen Begriff geben. Im bernischen Gebiet gab es in dem Zeitraum von 1591—95 jährlich durchschnittlich 11 Hexenverbrennungen, von 1596—1600 stiegen sie auf jährlich 51, wovon z. B. auf das einzige Amt Chillon im Jahre 1598 allein 14 entfielen; von 1601 bis 1610 durchschnittlich 24, um dann in den folgenden Jahren weiter zu steigen. Auch Deutschland wurde von diesem Wahn heimgesucht. In Bamberg und Würzburg sind von 1625—30, also während des 30jährigen Krieges, über 1500 Personen jeden Standes und Geschlechtes diesem Fanatismus zum Opfer gefallen. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts machte sich eine Abnahme bemerkbar.

Von dunklen Schatten und Volksschäden, von Streitigkeiten und schwierigen Auseinandersetzungen ist auf den vorhergegangenen Blättern viel die Rede gewesen. So notwendig sie auch waren wie die Stürme im Frühling, so bewiesen sie doch nur zu deutlich, daß es in den reformierten Kirchen noch nicht so stand, wie es hätte stehen sollen. Man darf aber nicht unbillig sein gegenüber einer Zeit, in der noch auf dem Volke und dem geistlichen Stande die katholische Vergangenheit wie ein böses Erbe lastete. Dieser Sauerteig wurde nicht in einer Generation durch Reformationsedikte und Mandate ausgefegt, sondern konnte erst durch einen langsamen Entwicklungsprozeß innerhalb einer neuen Generation ausgeschieden werden, welche den Segen der evangelischen Erziehung in Kirche, Schule und Haus an sich erfahren hatte. Daß diese Arbeit nicht ganz umsonst war, das beweisen die Früchte des Glaubens, die ergreifenden Beweise der Liebe, an denen es in diesem Jahrhundert doch nicht ganz fehlte. Der Sinn für Wohltätigkeit, edle Gastfreundschaft und Brüderlichkeit war erwacht. Das Land war zwar nicht reich, die Ver-

Digitized by Google

hältnisse waren einfach und primitiv, aber man teilte, was man besaß, mit den Armen im Lande und den flüchtigen Glaubensgenossen. Was für die Hugenotten, die Waldenser und Lokarneser, für die Glaubensgenossen in England, in Österreich und Ungarn getan wurde, ist so viel, daß wir beim Lesen dieser Berichte ein Gefühl der Beschämung nicht unterdrücken können. Wie viele einzelne Flüchtlinge, wie viele ganze Familien sind damals wochenlang beherbergt und mit offenen Armen wie Kinder des eigenen Landes aufgenommen worden! Das Schicksal der Hugenotten lag natürlich den Glaubensgenossen in Genf am meisten auf dem Herzen. Aber auch die entfernteren Städte, Bern, Basel und Zürich, unterstützten sie durch Spenden und diplomatische Verwendung. Trotzdem manche dieser fremden Gäste gelegentlich durch ihr unruhiges Wesen den Kirchen schwere Verlegenheiten bereiteten, dachte doch niemand ernstlich daran, das heilige Recht unseres Landes, den Flüchtlingen ein Asyl zu bieten, in Frage zu stellen. Da die evangelischen Städte in einem Bündnis mit Frankreich standen, glaubten sie, ein Recht zu haben, zugunsten ihrer Glaubensgenossen zu intervenieren. Allein ihre Verwendung war ohne Erfolg. Ja, der König Heinrich verlangte sogar die Auslieferung der Flüchtlinge, und als ihm dieselbe verweigert wurde, rächte er sich im Jahre 1553 durch die Gefangennahme von fünf in Lausanne studierenden Hugenotten. Dieselben wurden trotz der dringenden Bitten Berns in Lyon auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Als 1562 nach dem Blutbad von Vassy der hugenottische Prinz von Condé seine unterdrückten Glaubensgenossen zum Kriege aufrief, verlangte der König von den Eidgenossen Hülfstruppen zum Kampfe gegen die „Empörer". Umsonst suchten die Vertreter der evangelischen Städte auf der Tagsatzung die katholischen Stände davon abzubringen. In der mörderischen Schlacht bei Dreux hatten die Katholiken ihren Sieg nur der Tapferkeit schweizerischer Hülfstruppen zu verdanken, welche den Angriff der hugenottischen Reiterei abschlugen. So gestattete schließlich Bern auch, daß heimlich einige Fähnlein freiwilliger Söldner zu den Hugenotten stießen. Ein Hohn war es freilich, daß trotzdem über die Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich verhandelt wurde. Die kleinern Städte ließen sich durch Pensionen bewegen, während Zürich und Bern auf das Betreiben von Bullinger und Haller beharrlich widerstanden. Sogar Beza und Viret hatten es befürwortet, um dadurch, wie sie meinten, die Unabhängigkeit von Genf zu retten.

Fortwährend kamen Flüchtlinge in die Schweiz. Im Jahre 1569 meldete Beza von Genf an Bullinger: „alle benachbarten Städte des Bernergebietes bis Vivis sind voll von Familien von Flüchtlingen, welche von hier dorthin auswandern, und doch haben wir hier in 4 Kirchen noch eine große Menge". In Lausanne allein hielten sich in diesem Jahre 1500 Exulanten auf, darunter 15 Geistliche. Der Friede von St. Germain 1570 sicherte den Hugenotten so viele Vorteile, daß der größere Teil der

Digitized by Google

Flüchtlinge wieder zurückkehrte. Aber über die Ahnungslosen und Vertrauensseligen kam am 24. August 1572 bei Anlaß der Hochzeit Heinrichs von Navarra mit Margarethe von Valois eine fürchterliche blutige Nacht, welche nicht vergessen werden kann, so lange es Hugenotten in Frankreich gibt. In dieser Nacht fiel mit den Tausenden und Abertausenden, die sich auf die römische Treue verlassen hatten, auch der edle Admiral Coligny, der Führer der Hugenotten, von der Hand eines Schweizers aus dem Kanton St. Gallen, der im Dienst der fürstlichen Mörder stand. Was hier ein Schweizer fehlte, haben andere Schweizer an der Familie Colignys wieder gut gemacht. Die Städte Bern und Basel haben der Witwe Colignys und seinen Kindern lange Zeit Gastfreundschaft gewährt. Als sie sich dann unvorsichtigerweise auf ihre savoyischen Güter begab und vom Herzog von Savoyen ins Gefängnis geworfen wurde, verwandte sich Bern unausgesetzt zu ihren Gunsten, leider ohne Erfolg. Nach der Bartholomäusnacht ergoß sich aufs neue ein Strom von Flüchtlingen über die Westgrenze in unser Land, dessen Bevölkerung mit den Behörden in edler Teilnahme wetteiferte, um das Los der Unglücklichen erträglich zu gestalten. Freilich wurde die Last mit der Zeit so drückend, daß nicht nur die Hugenotten, sondern auch ihre Freunde und Beschützer aufatmeten, als 1598 das Edikt von Nantes der Bedrückung und dem Bürgerkrieg ein Ende bereitete.

Digitized by Google

II. Teil.

Das Jahrhundert der Orthodoxie.

15. Kapitel.

Eine trostlose Zeit.

Die dunklen und trüben Schatten, die über dem Ausgang des 16. Jahrhunderts lagen, waren die Vorboten noch schwererer Kämpfe und Versuchungen, welche das folgende Jahrhundert den reformierten Schweizer Kirchen brachte. Als die reformierten Stände das erste hundertjährige Reformationsjubiläum feierten, nahm die Feier von selbst den Charakter eines Bußtages an. Man hatte weder Ursache noch Lust zu großartigen Jubelfeiern, denn kein Einsichtiger konnte sich verhehlen, daß die großen Erwartungen Zwinglis nicht in Erfüllung gegangen waren. Weder hatte sich die ganze Schweiz dem evangelischen Glauben erschlossen, noch hatten die evangelischen Stände auch nur die Führung übernehmen können. Selbst der innere Zustand der Kirchen war nicht besonders rühmenswert. Immer noch forderte der Wahn des Hexenglaubens neue Opfer. Die Wiedertäufer traten kühner auf, so daß neue Disputationen und Mandate nötig wurden. Sogar in Zürich, wo der Antistes Breitinger beständig für eine milde Behandlung der Wiedertäufer redete, mußten zu Anfang des 17. Jahrhunderts sechs Täufer zu Galeerenstrafe verurteilt und zwei wegen Widerspenstigkeit enthauptet werden. Dazu kamen wieder Pestzeiten, von 1610—1612, und besonders schwere in den Jahren 1626 und 1628. Auch über den Zustand der Geistlichkeit gingen bei den Vorstehern der Kirche wiederholt die schwersten Klagen von seiten der Gemeinden und der Amtsleute ein. Das war es, was der Wiedertäuferei immer wieder Vorschub leistete. Trotzdem Bullinger und seine Nachfolger von Anfang an durch ihre Visitationen in der Zürcher Kirche eine strenge Zucht ausübten, so mußte doch immer wieder gegen Geistliche eingeschritten werden, die sich ganz grobe Ausschweifungen, Diebstahl, Veruntreuungen und besonders Trunksucht zuschulden kommen ließen. Dabei bewiesen die Staatsbehörden mitunter eine unbegreifliche Milde. Zu Anfang des

Digitized by Google

17. Jahrhunderts mußte Breitinger dem Rat entgegentreten, weil er einen Pfarrer wieder zum Kirchendienst zulassen wollte, der sich an Frauen und Töchtern seiner Gemeinde vergriffen hatte. Häufig kam es vor, daß Pfarrer wirteten und dadurch nicht nur selbst dem Laster der Trunksucht verfielen, sondern auch ihre Gemeindeglieder dazu verleiteten. Und doch haben, trotz aller Anstrengungen von Männern wie Breitinger, diese Übelstände im geistlichen Stande in der Folgezeit eher zu- als abgenommen. An andern Orten stand es kaum besser. Was die Berner Wiedertäufer den Prädikanten vorwarfen, daß sie selbst nicht halten, was sie predigten, das wird durch die Akten des Rates und des Kirchenkonventes vollauf bestätigt. Die Synode von 1597 hatte eine Anzahl Geistliche „unwiderruflich" abgesetzt. Allein eine unzeitgemäße Milde siegte über das Recht.

So ist es zu begreifen, daß man bei Anlaß des Reformationsjubiläums in den katholischen Ständen offen davon redete, daß „eine Sekte nicht länger währe denn hundert Jahre". Allgemein erwartete man das nahe Ende des zerrissenen Protestantismus, und das mußten die Evangelischen im Wallis und in Graubünden entgelten. Im Wallis gab es noch immer ein Häuflein von Evangelischen, zum Teil Angehörige angesehener Familien, Riedmatten von Sitten, Allet von Leuk, die bis dahin dem Druck der Gegenreformation widerstanden hatten und ihre Söhne nach Genf, Bern und Zürich schickten, um sie evangelisch erziehen zu lassen. Im Jahre 1611 trat Breitinger auf einer Schweizerreise, die ihn ins Wallis führte, mit verschiedenen evangelischen Walliser Familien in Beziehung. Aber sie fanden keinen wirksamen Schutz bei den reformierten Ständen, und schließlich gelang es dem Bischof Hildebrand Jost mit Hilfe der Jesuiten die Evangelischen zum Übertritt oder zur Auswanderung zu zwingen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war der Protestantismus im Wallis ausgerottet.

Zu alledem brach nun im Jahre 1618 im Deutschen Reiche der dreißigjährige Krieg aus, der zwar unser Vaterland direkt nicht berührte. Es hatte aber mehr als einmal den Anschein, daß die Schweiz unvermeidlich in die Kriegswirren hineingezogen werde. In Zürich war man auch zu Anfang des Krieges und in seinem späteren Verlaufe geneigt, die deutschen Protestanten tatkräftig zu unterstützen, in der Hoffnung, die Stadt Konstanz zurückerobern zu können und das Übergewicht über die katholischen Stände wieder zu gewinnen. Besonders Breitinger wirkte in diesem Sinne. Aber Bern und Basel hielten zurück. So blieben die evangelischen Stände der protestantischen Union in Deutschland fern, und auch die Katholiken widerstanden der Versuchung einer Verbindung mit der katholischen Liga. Daß man sich des Ernstes der Lage trotzdem bewußt war, beweist die Veranstaltung eines allgemeinen eidgenössischen Bettages der reformierten Stände im November 1619 auf die Initiative von Zürich und die regelmäßige Feier des Bettages vom Jahre 1639

Digitized by Google

an. Man fühlte wohl, daß jetzt in Madrid und Rom die Geschichte gemacht wurde, nicht zum Heil des Protestantismus.

Der dreißigjährige Krieg ist der letzte große Akt des weltgeschichtlichen Dramas der Gegenreformation, durch den der Protestantismus, nachdem er in Österreich und in den romanischen Ländern teils ausgerottet, teils bis zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt worden war, auch in seiner germanischen Heimat niedergerungen werden sollte. Trotz der Zurückhaltung der lutherischen Fürsten mißlang schließlich der Plan. Kein deutscher Fürst war es, sondern der Schwedenkönig Gustav Adolf, der die Freiheit des evangelischen Glaubens gerettet hat. Im westfälischen Frieden wurde diese Freiheit des protestantischen Bekenntnisses für die evangelischen Länder dank dem Einflusse von Frankreich und Schweden garantiert. Aber die Völker hatten sich fast verblutet, die Städte und Dörfer waren verwüstet und entvölkert, die Sitten verdorben. Nun suchte die Kirche ihr Heil in möglichst starrem Festhalten an der Lehre der nachreformatorischen Theologen und in der Unterdrückung jeder Abweichung von ihrem Lehrsystem. Sie ahnte nicht, daß der Glaube, welcher der Kirche Leben verleiht, nicht in der bloßen Zustimmung zu dieser Lehre lag, sondern in jenem Gottvertrauen, welches sich in der großen Trübsalszeit oft genug bewährt und in den Kirchenliedern jener Zeit, den Kindern des Leides und der Tränen, einen unvergänglichen Ausdruck gefunden hat.

Kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1617, brach in dem durch innere Zwistigkeiten zerrissenen Graubünden der Bürgerkrieg aus, und damit wurde die Ostmark unseres Landes in das allgemeine blutige Ringen hineingezogen. Kein Land war so heiß umstritten, wie dieses für die strategische Verbindung der katholischen Mächte Österreich, Spanien und Mailand so ungemein wichtige Land mit seinen Untertanengebieten Veltlin und Chiavenna und dem österreichischen, aber bereits mitverbündeten Prättigäu. Wären alle katholischen Mächte Europas einig gewesen, so hätte sich Graubünden so wenig halten können, als die übrigen reformierten Länder. Aber die alte Rivalität Frankreichs gegen den Kaiser führte dazu, daß der König von Frankreich, der in seinem Lande die Ketzer ausrottete, sie in der auswärtigen Politik tatkräftig unterstützte und besonders in Graubünden die evangelische Partei in ihrem Widerstand stärkte. Beide Parteien waren, wie wir bereits erwähnt haben, in bitterer Fehde. Als in Deutschland die Evangelischen zu den Waffen griffen, erhob sich auch in Bünden die evangelische Partei, an ihrer Spitze die Familie von Salis, gegen den unerträglich gewordenen Druck der spanischen Partei der Planta. Angefeuert von dem Pfarrer Jürg Jenatsch, holte sie zu einem furchtbaren Schlage gegen die Landesverräter aus. Auf den Strafgerichten von Thusis 1618 und Davos 1619 wurden die Häupter der spanischen

Digitized by Google

Partei verbannt und viele ihrer Anhänger mit schweren Strafen und Bußen belegt. Der Gegenschlag war der Veltlinermord von 1620, dem in vierzehntägigem Wüten über 400 Evangelische zum Opfer fielen. Die Bevölkerung des Veltlin, die in der großen Mehrheit katholisch geblieben war, hatte den Druck der bündnerischen Herrschaft nur ungern

Abb. 52. Jürg Jenatsch.

ertragen. So fand bei ihr der Mordplan gegen die ihnen aufgedrungenen evangelischen Prädikanten und die reformierte Minderheit eine willige Aufnahme. Zur Unterstützung der Aufständischen zogen österreichische und spanische Truppen ins Veltlin und besetzten das Land. Die reformierten Truppen, die das Land zurückerobern wollten, wurden bei Morbegno geschlagen. Ein größeres Heer, das Zürich und Bern den Bündnern zu

Digitized by Google

Abb. 53. Bildersturm im Veltlin durch evangelische Truppen. Aus einer katholischen Streitschrift. Bibliothek von Mülinen, Bern.

Digitized by Google

Hilfe gesandt hatte, erlitt bei Tirano eine entscheidende Niederlage und mußte sich flüchten. Inzwischen wütete der Bürgerkrieg im Lande selbst. Jürg Jenatsch, welcher als Pfarrer von Berbenn dem Veltlinermord nur mit Mühe entronnen war, sammelte eine Rotte entschlossener Anhänger um sich und überfiel 1621 die Burg Rietberg im Domleschg. Der Schloßherr Pompeius Planta, das Haupt der spanischen Partei, fiel unter den Streichen der Äxte, mit denen sich die Bande bewaffnet hatte. Als Gebannter hatte er durch seine Rückkehr allerdings das Leben verwirkt. Im folgenden Jahre verjagten die evangelischen Prätigäuer in einem blutigen Volksaufstand ihre österreichischen Bedrücker, Soldaten und Kapuziner, unter ihnen den Pater Fidelis. Aber Österreich überzog das Land aufs neue mit Übermacht, und erzwang von den Bündnern sogar die Rückgabe der Hofkirche an den Bischof von Chur und von ungefähr 75 evangelischen Landkirchen an den katholischen Kultus.

Nun nahm sich Frankreich des gedemütigten Landes an und vertrieb mit einem starken Heere die Österreicher und Spanier aus den von ihnen besetzten Gebieten. Allein die Hilfe war nur vorübergehend. Bünden erhielt 1626 das Veltlin zurück, aber der reformierte Gottesdienst durfte nicht wieder hergestellt werden. Als Frankreich seine Truppen zurückzog, zog ein neues kaiserliches Heer von Lindau herein, und die politische und kirchliche Bedrückung begann aufs neue. Da sandte ihnen der Kardinal Richelieu, der allmächtige Minister Ludwigs XIV., den edlen Herzog Rohan, einen Hugenotten, zu Hilfe, der auch wirklich gewillt war, den Bündnern zu ihrem Recht und zu ihrer Freiheit zu verhelfen. Allein alle seine Bemühungen wurden durch die arglistige Politik des französischen Hofes durchkreuzt, der die evangelischen Bündner nur so weit unterstützen wollte, als es die Interessen Frankreichs erforderten. Da faßte Jürg Jenatsch, müde all der leeren Versprechungen und des Doppelspiels der Franzosen, den schwarzen Plan, durch ein Bündnis mit Spanien-Österreich das Land von der Franzosenherrschaft zu befreien. Er gab als Preis für die erkaufte Unterstützung und seinen Verrat an dem Herzog Rohan seinen Glauben auf und trat zur katholischen Kirche über. Der Plan gelang. Der Herzog, der Jürg Jenatsch bis zuletzt blind vertraut hatte, wurde überfallen und mußte abziehen. Er schloß sich mit gebrochenem Herzen dem Heere Bernhards von Weimar an und fand bald darauf, 1638, den ersehnten Tod an einer Wunde, die er in der Schlacht bei Brücken empfangen hatte. Auch Jenatsch ereilte bald sein Schicksal. Seine Freunde, denen vor dem dämonischen Menschen zu grauen anfing, wandten sich von ihm ab. Das Volk fürchtete ihn und zürnte ihm, weil auch Spanien Miene machte, seine Versprechungen nicht zu halten. In der Fastnachtzeit des Jahres 1639 wurde er von einigen Vermummten bei einem Gelage erschlagen. Im gleichen Jahre kam endlich der Friede zustande. Graubünden erhielt das Veltlin zurück. Doch wurde

Digitized by Google

der reformierte Kultus endgültig in dieser Vogtei untersagt. Einige Gemeinden im Engadin und in der Umgebung von Chur hatten schon 1633 das Joch der ihnen aufgezwungenen papistischen Religion abschütteln können. Das Prätigäu erlangte erst 1649 seine politische und religiöse Freiheit.

Auch sonst mußten die Evangelischen in der Schweiz den unheilvollen Einfluß der Siege der katholischen Heere auf die katholischen Stände erfahren, besonders die Reformierten in den Untertanengebieten, und den paritätischen Kantonen. In Glarus errang die kleine katholische Minderheit neue Vorteile, während die Evangelischen in dem Gebiete des Abtes von St. Gallen, im Rheintal und im Toggenburgischen härter denn je bedrückt wurden. Man muß die kürzlich herausgegebene Lebensgeschichte des unerschrockenen und mutigen Pfarrers Jost Grob von Salez, später in Wädenswil, lesen, um einen Begriff zu bekommen von allen den Zurücksetzungen, unter denen die Protestanten in diesen Gebieten zu leiden hatten. Einige ließen sich auch zum Abfall verleiten, aber die große Mehrheit der evangelischen Bevölkerung blieb doch fest, so daß schließlich der Besitzstand der beiden Konfessionen unverändert blieb. Sogar die protestantische Stadt Basel schien eine Zeitlang ernstlich bedroht, indem der Bischof, durch die Siege der Katholiken ermuntert, seine alten Rechte auf die Stadt wieder geltend machte und mit Hilfe des Kaisers die Wiedereinführung der katholischen Religion ins Auge faßte. Das gelang ihm auch 1627 in dem Dorfe Allschwil. Aber das Auftreten Gustav Adolfs nötigte ihn, auf alle weiteren Pläne zu verzichten. Von diesem Zeitpunkt an gewannen die Evangelischen wieder mehr Zuversicht. Die Erfahrung aber, die Basel in diesem Kriege gemacht hatte, ließ die Eidgenossenschaft wünschen, daß beim Friedensschluß ihre völlige Lösung vom deutschen Reiche ausgesprochen werde, was durch das geschickte und gewinnende Auftreten des Baseler Bürgermeisters Rudolf Wettstein, des Vertreters der Schweiz, auch erreicht worden ist.

Während des dreißigjährigen Krieges schien der Ausbruch eines neuen Religionskrieges mehr als einmal unvermeidlich zu sein. Die Furcht vor der Gefährdung der ängstlich gehüteten schweizerischen Neutralität und damit der Existenz des Bundes ließ aber die kriegerischen Gelüste nicht aufkommen. Nach Beendigung des Krieges erfuhr das Verhältnis der beiden Konfessionen eine neue Verschärfung und drohte zu kriegerischen Verwicklungen zu führen.

Vorerst war freilich die unter den Bauern vorhandene Bewegung weit drohender, und diese Bewegung war nicht konfessioneller, sondern sozialer Art. Die Übelstände, die 1653 zum Bauernkriege führten, drückten katholische und reformierte Bauern, so daß sie gemeinsame Sache machten und sogar, was hervorgehoben zu werden verdient, ihren Bund in gemeinsamem Gebete zu Gott beschworen. Was über ein Jahrhundert

Digitized by Google

lang infolge der Glaubensspaltung nicht mehr möglich gewesen war, daß Reformierte und Katholiken auch nur die eidgenössischen Bünde hätten beschwören können, das haben diese für ihre Existenz kämpfenden Bauern zustande gebracht. Grund zu klagen hatten sie genug. Die Lasten des Staates lagen zum größten Teil auf ihren Schultern. Dazu hatte die Kriegsgefahr 1641 neue Steuern nötig gemacht, so daß sich der Unwille der Bevölkerung bereits in drohenden Aufläufen und Zusammenrottungen kund tat. Die Pfarrer hatten mit wenigen Ausnahmen nichts getan, um die immer größer werdende Kluft zwischen den regierenden Ständen und den Untertanen zu überbrücken. Das Verständnis für die soziale Not der Bauern ging ihnen ab. In den Augen der Untertanen, wie nur zu oft in den eigenen, war der Pfarrer der Landvogt „Nummer zwei", der Vertreter des herrschenden Standes, der servil gegen oben und rücksichtslos gegen unten die Rechte der Regierenden betonte, ohne sie an ihre Pflichten und Verantwortlichkeit zu mahnen. Von den Kanzeln herab donnerten sie gegen den Geist der Empörung und des Aufruhrs und predigten immer nur Gehorsam, Ruhe und Unterwerfung. Als dann der Aufstand ausbrach, entsank ihnen das Herz. Viele flohen feige, obschon sie von den Bauern nicht behelligt wurden. Nur der spätere Dekan Hummel und Professor Lüthardt in Bern zeigten Verständnis für die Lage der Bauern und bemühten sich durch Befürwortung zeitgemäßer Reformen dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorzubeugen. Aber im ganzen hat doch die Kirche in dieser inneren Krisis versagt und ihre Armut und Schwäche ans Licht gebracht. Sie besaß das Vertrauen des Volkes nicht. Kein Wunder, daß so viele sich immer wieder den Täufern anschlossen, weil sie bei ihnen etwas von lebendiger Frömmigkeit, von herzlicher Liebe und von aufrichtigem Wandel vor Gott verspürten. Damals sind auch viele Gemeinden unkirchlich geworden und es geblieben.

Der Bauernaufstand, der sich hauptsächlich über die Kantone Luzern, Bern, Solothurn und Basel ausdehnte und seinen Mittelpunkt im Entlebuch, Emmenthal und Oberaargau hatte, war zuwenig organisiert und gegenüber der Staatsgewalt zu schwach, als daß er hätte Erfolg haben können. Die bedrohten Interessen der regierenden Stände brachten eine wunderbare Einheit unter den sich sonst feindlich gegenüberstehenden Brüdern zustande. Mit vereinter Macht, zum Teil mit Truppen aus den vom Aufstand nicht berührten Gegenden der West- und Ostschweiz, wurden die Bauern niedergeworfen. Ihre Anführer, Leuenberger und Schibi, wurden hingerichtet. So berechtigt die Forderungen der Bauern nach Wiederherstellung der früheren Rechte und Freiheiten auch waren, es wurde ihnen doch nur wenig entsprochen. Die Kluft zwischen den von Gottes Gnaden herrschenden Ständen und den von Gottes Zorn als Untertanen Geborenen wurde breiter und tiefer.

Digitized by Google

Kaum war diese Gefahr beschworen, so nahm die Spaltung der Eidgenossenschaft in zwei konfessionelle Bünde eine solche Schärfe an, daß beide Konfessionen sich in unausgesprochenem Einverständnis durch Bündnisse mit auswärtigen Mächten auf den als unvermeidlich angesehenen Krieg zu stärken suchten. Unvermutet rasch lag auch die Kriegsursache vor. In Arth am Zugersee gab es schon seit Zwinglis Zeiten evangelisch Gesinnte, die sich aber nur im geheimen in ihrem Glauben erbauen konnten.

Abb. 54. General Werdmüller.

Ein Zürcher Pfarrer, Kesselring, hatte nun einem Bauer von Arth auf der Zürcher Messe eine Bibel gegeben, in welcher die Arther Evangelischen bei ihren nächtlichen Zusammenkünften lasen. Man nannte sie daher Nikodemiten. Die Sache wurde aber ruchbar. Die Regierung von Schwyz schritt ein und verurteilte vier Personen im September 1655 zum Tode. Für einige, die sich nach Zürich hatten flüchten können, verlangte der Rat von Zürich die Herausgabe ihres konfiszierten Vermögens. Die Verhandlungen der beiden Stände nahmen bald einen so gereizten Charakter

Digitized by Google

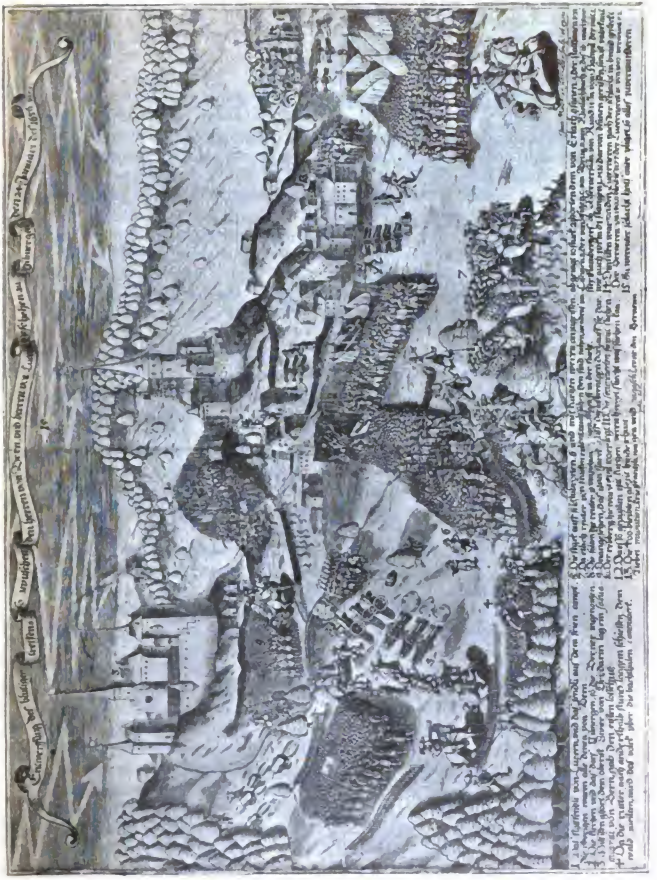


Abb. 55. Das Treffen bei Vilmergen. Stadtbibliothek Zürich.

Digitized by Google

an, daß die Vermittlung der Tagsatzung erfolglos war und Zürich zu Anfang des Jahres 1656 den Krieg erklärte. Unter dem Oberbefehl des Generals Rudolf Werdmüller belagerten die Truppen der Zürcher das Städtchen Rapperswil. Ein bernisches Heer unter Sigmund von Erlach rückte gegen das freie Amt vor. Es wurde aber am 23. Januar bei Vilmergen von den Luzernern unter Christoph Pfyffer überfallen und auf das Haupt geschlagen. Da auch die Belagerung von Rapperswil nicht Aussicht auf Sieg bot, so bequemten sich Bern und Zürich im März zu einem Frieden, in welchem der föderalistische Standpunkt, wonach jeder Stand die Religionsangelegenheit souverän ordnen könne, bestätigt wurde. Das ist der erste Vilmerger Krieg, dessen Ausgang eine neue moralische Demütigung der Reformierten bedeutete. Die Ursachen der Niederlage lagen offen zutage. Beide Stände, Bern und Zürich, operierten getrennt. Es fehlte nicht an Siegeszuversicht wohl aber an Manneszucht, Ernst und Vorsicht. Die Mannschaft war ausgelassen und die Offiziere schwelgten. Sie hatten Gott nicht auf ihrer Seite.

Das Jahrhundert schloß, wie es angefangen hatte, mit schweren Heimsuchungen und unter trüben Aussichten. Das Verhältnis der Konfessionen zueinander blieb gespannt, und im Inneren hinderte die Unterdrückung der Selbständigkeit und Freiheit des einzelnen die rechte Entfaltung des kirchlichen und religiösen Lebens. Im Gefolge der Kriegsgefahren nahm die Armut überhand und brachen immer wieder Pestepidemien aus. Noch immer seufzte das Volk unter dem Drucke des Aberglaubens und des Hexenwahns. Ein Gutes hat aber diese Zeit doch gehabt: die Kenntnis des Evangeliums und der protestantischen Grundwahrheiten ist dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen. Wurde die Kirchenlehre auch vielfach mißbraucht zur Knechtung der Gewissen, so war doch die Fürsorge der staatlichen und kirchlichen Behörden für die Reinheit der Lehre für das Volk ein Segen. Was die Lehrer der Kirche an treuer Arbeit in dieser Zeit geleistet haben, ist den folgenden Geschlechtern zu gute gekommen.

Digitized by Google

16. Kapitel.

Die Kirchenlehre und die Lehrer der Kirche.

Man muß die großen weltgeschichtlichen Ereignisse zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts, die Bedrohung des Protestantismus durch die Gegenreformation ins Auge fassen, wenn man es verstehen will, wie in dieser Zeit alle protestantischen Kirchen das Heil in der starren Aufrechterhaltung der Rechtgläubigkeit erblicken konnten. Auf dem Konzil zu Trient hatte sich die durch die Reformation erschütterte katholische Kirche ihre Einheit wiedergegeben durch eine sorgfältige Feststellung ihres Glaubensbekenntnisses. Unwillkürlich schlugen auch die Protestanten denselben Weg ein und gaben sich Glaubensbekenntnisse und Symbole; nur mit dem Unterschiede, daß der katholischen Christenheit ein Bekenntnis genügte, während in der protestantischen Welt jede Kirche ihr besonderes Bekenntnis besaß. Darin aber waren sie alle eins, daß an dem Inhalt dieser Bekenntnisse nicht gerüttelt werden durfte, und daß jede Kirche ihr Bekenntnis als den Ausdruck des rechten Glaubens und als bindendes Gesetz für alle Bürger des Landes betrachtete.

Die Lehrbildung der reformierten Kirche war eigentlich mit der II. helvetischen Konfession abgeschlossen. Es ist aber das Schicksal aller theologischen Systeme und Bekenntnisse, daß sie, oft kaum zum Leben geboren, den Keim des Todes in sich tragen. Jedenfalls können sie nicht den Anspruch erheben, auf ewige Zeiten der allen genügende Ausdruck des Glaubens zu sein. Gerade die bis in die äußersten Konsequenzen durchgeführte kalvinische Lehre von der Gnadenwahl mußte denkenden und sittlich empfindenden Menschen als ein doch ungenügender Ausdruck der evangelischen Wahrheit erscheinen und sie zum Widerspruch herausfordern. Es waren holländische Theologen, Jakob Arminius, Simon Episkopius und Franz Gomarus, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Streit über diese Lehre gerieten. Arminius wollte den Satz retten, daß Christus für alle gestorben sei, auch wenn die von ihm erworbene Sündenvergebung nur den Glaubenden zugute komme. Gomarus und seine Anhänger erblickten darin einen Abfall vom reinen Glauben und verlangten die Unterdrückung der Arminianer. Diese Streitigkeiten erregten die holländische Kirche derart, daß zu ihrer Beilegung eine Synode von Abgeordneten aller reformierten Kirchen auf den 1. November 1618 nach Dortrecht einberufen wurde, damit der einmütige Beschluß einer reformierten Generalsynode der Kirche von Holland den Frieden wiedergebe. Eine unparteiische Besprechung der Streitfragen war aber nicht vorgesehen. Vielmehr sollte nach dem Willen der Ein-

Digitized by Google

berufenden, vor allem des Statthalters Moritz von Oranien, der Einfluß der Arminianer gebrochen werden. In der Schweiz war nicht große Geneigtheit vorhanden, an der Synode teilzunehmen. Der Zürcher Antistes Breitinger erklärte offen, die Streitpunkte seien „dunkel und spitzig". „Über diese hohen Geheimnisse seien die christlichen Lehrer von jeher nicht gleicher Meinung gewesen und doch habe man in Einigkeit und Frieden miteinander auskommen können". Auf das Drängen der Generalstaaten und des Pfalzgrafen wurde die Beteiligung zugesagt, in Anbetracht, daß die Holländer „in der eidgenössischen Kirche ihre Mutterkirche erblickten, von der sie anfänglich das Licht und die Erkenntnis der evangelischen Wahrheit empfangen hätten, so daß es billig sei, daß man ihr helfe, im Glauben und in der Lehre gleichförmig zu bleiben". Auf Kosten der Generalstaaten wurden nach Dortrecht gesandt Breitinger von Zürich, Sebastian Beck und Wolfgang Meyer von Basel, Konrad Koch von Schaffhausen, Marx Rütimeyer von Bern und Johann Diodati von Genf. Die Instruktion, die ihnen mitgegeben wurde, bestimmte, daß die Abgeordneten sich in keine Zweifel und Disputationen einlassen, auch keine Revision der eidgenössischen Konfession gestatten, sondern sich einfältig zu ihr bekennen sollten. Sie haben sich in der Tat auch wenig beteiligt und lediglich ihre Zustimmung zu den Beschlüssen gegeben. Die Synode lehnte alle Neuerungen ab. Dadurch wurden die Arminianer als Irrlehrer aus der Kirche ausgeschlossen. Ihre Prediger wurden abgesetzt und ihre Führer empfindlich gestraft. Der Jurist Hugo Grotius wurde gefangen gesetzt, konnte aber entfliehen. Das Haupt der Partei, der Ratspensionär Oldenbarneveldt, wurde 1619 hingerichtet. So zog der Geist der Unduldsamkeit immer mehr auch in die reformierte Kirche ein.

Man sieht aus den Verhandlungen über die Beteiligung und aus der Instruktion der schweizerischen Abgeordneten, daß man in der Schweiz nicht die Absicht hatte, zu Gewaltmaßregeln gegen die Arminianer zu raten. Auch die Männer, die an der Synode teilnahmen, waren keineswegs Vertreter einer unduldsamen und herrschsüchtigen Rechtgläubigkeit, wie sie gegen das Ende des Jahrhunderts mehr und mehr aufkam. Der Antistes Johann Jakob Breitinger von Zürich, geboren 1575 und gestorben 1645, hat die Zürcher Kirche mit fester Hand, im ganzen aber doch in einem milden und versöhnlichen Geiste geleitet. Es war auch nicht persönliche Herrschsucht, daß er dem Rate gegenüber fest auftrat und in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges angesichts des herausfordernden Benehmens der katholischen Stände eine entschiedenere und kräftigere Politik befürwortete. Er nahm einfach die Stellung ein, die schon Zwingli und Bullinger eingenommen hatten, daß in einem christlichen Staate der Kirche Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt werden müsse. Dieser Einfluß wurde ihm auch bereitwillig zuerkannt. Er hatte sich nach Vollendung seiner gründlichen Studien in Zürich, Herborn, Marburg und

Digitized by Google

Franeker in Holland, durch seine unermüdliche Tätigkeit in Schule und Kirche wie durch seine unerschrockene Haltung in Pestzeiten als einen in jeder Hinsicht hervorragenden Mann ausgewiesen. Besonders als Prediger zeichnete er sich aus, obschon er mit manchen Hindernissen seiner Stimme und seines Gedächtnisses zu kämpfen hatte. Er überwand sie durch eine sorgfältige Vorbereitung, mit der er schon am Sonntagabend begann, und durch anhaltendes Gebet. Die Wochenfrühpredigt im Großmünster, die er als Vertreter des erkrankten Antistes Leemann zu halten hatte, war so zahlreich besucht, sogar aus katholischen Gegenden, daß 80 neue Stühle nötig waren und die Polizei für Ordnung sorgen mußte. In seinem achtunddreißigsten Lebensjahre wurde er unter sieben Bewerbern zum Antistes erwählt. Nun griff er kräftig ein, um die vielen Mißstände in der Kirche, im Schulwesen, im Armenwesen und in der öffentlichen Verwaltung abzustellen. Unter der Geistlichkeit sah es, wie bereits erwähnt worden ist, noch vielfach schlimm aus, so daß die Wiedertäufer aus diesen mißlichen Zuständen Gewinn zogen. Schwer lag auf Breitinger auch der Geist der Ausgelassenheit, der das ganze Volk ergriffen hatte und bei den vielen Kilbinen, den Hochzeitsgelagen an Sonntagen und bei den Jahrmärkten zutage trat. Er bestimmte den Rat, dem Unwesen durch strenge Mandate gegen den Luxus und die Lustbarkeiten zu steuern. Deshalb und im Blick auf die drohende Kriegsgefahr führte er in Verbindung mit Diodati in Genf 1619 Fasttage und außerordentliche Bettage ein. Er konnte aber nicht rühmen, daß diese Einrichtung einen nachhaltigen Erfolg gehabt hätte. Immerhin hat sich unter seiner Leitung der Zustand der Kirche gehoben. Die gleichgültigen Pfarrer lernten ihn fürchten, die aufrichtigen fühlten sich durch sein Vorbild gestärkt. Den Wiedertäufern trat er mit überlegenem Wissen und mit Kraft entgegen, so daß die Sekte nicht die Ausbreitung fand wie in Bern. Von strafrechtlicher Verfolgung aber wollte er nichts wissen. Durch alle diese seltenen Eigenschaften erwarb er sich die Achtung der reformierten Kirchen der Schweiz, die ihn als ihren bedeutendsten Theologen anerkannten.

Ähnliche Zustände zeigten sich auch in den andern Kirchen. Nur fehlte es hier an hervorragenden Persönlichkeiten. Bern hatte zwar an dem Dekan Stephan Fabricius einen tüchtigen Geistlichen, an Dr. Marx Rütimeyer einen begabten Schulmann und Pfarrer, die beide unter schwierigen Verhältnissen treulich ihres Amtes walteten. Aber an Breitinger reichten sie nicht entfernt heran. Einzig Giovanni Diodati in Genf kann nach der Bedeutung, die er für die französischen Kirchen der Westschweiz besaß, mit Breitinger verglichen werden. Er war ein gebürtiger Italiener aus Lucca, der durch die Verfolgung der Evangelischen in Italien zur Niederlassung in Genf genötigt worden war. Beza erkannte seine Begabung und schlug ihn als Professor für die Akademie vor. Er war ein entschiedener Vertreter der kalvinischen Orthodoxie, der

Digitized by Google

seinen Standpunkt gegen die Arminianer mit Wärme und Geschick verteidigte. Noch mehr wirkte er durch seine feurigen Predigten, in denen seine tiefe persönliche Frömmigkeit einen lebendigen Ausdruck fand. Die Evangelisation in Italien lag ihm besonders am Herzen, und seine vortreffliche Bibelübersetzung ins Italienische sichert ihm noch heute das dankbare Andenken seiner Landsleute.

Die Gedanken, welche Arminius zuerst ausgesprochen hatte, konnten nicht einfach durch Synodalbeschlüsse und staatliche Gewaltmaßregeln unterdrückt werden. Im Jahre 1634 trat der gelehrte Professor der reformierten Akademie von Saumur, Moses Amyraut (Amyraldus), mit einer Schrift auf, die ähnliche Gedanken vertrat und neue Streitigkeiten zur Folge hatte. Zu gleicher Zeit entdeckte ein andrer französischer Theologe, Capellus, daß der hebräische Text des Alten Testamentes ursprünglich ohne Vokalzeichen geschrieben gewesen sei. Dadurch schien die Zuverlässigkeit des Sinnes der heil. Schrift in Frage gestellt und die Grundlage der protestantischen Kirchenlehre erschüttert zu sein. Während man in Frankreich diese Abweichungen von der Kirchenlehre milde beurteilte, fühlte man sich in der Schweiz durch dieselben sehr beunruhigt. Der Genfer Theologe Franz Turretin trat den Theologen von Saumur entschieden entgegen. Auch die Vorsteher der deutsch-schweizerischen Kirchen, Dekan Hummel in Bern, Antistes Lucas Gernler und die Theologen Buxtorf, Theodor und Johann Zwinger in Basel und Prof. Joh. Heinrich Heidegger in Zürich, hielten sich für verpflichtet, dem Eindringen dieser gefährlichen Neuerungen zu wehren. Dies um so mehr, als noch von einer andern Seite Gefahr drohte, von der Philosophie des Holländers Cartesius, der auf neuen Wegen durch Vernunftschlüsse die Wahrheit ergründen und beweisen wollte. Was eigentlich geschehen sollte, darüber war man freilich lange im Unklaren. Vorderhand suchte man durch Zuschriften die französische Kirche zu warnen und sie zu bestimmen, die Lehre des Amyraldus zu unterdrücken. Auch verbot man in Bern und Zürich den Studenten den Besuch der Akademie von Saumur. Besonders energisch traten Schaffhausen und Basel auf. Buxtorf schrieb ein gelehrtes Werk gegen Capellus, in welchem er beweisen wollte, daß auch die Vokalzeichen des hebräischen Textes von Gott eingegeben seien. Ein zweites veröffentlichte er in Verbindung mit Gernler und Rudolf Wettstein gegen die andern verderblichen Lehren.

Abb. 56. Giovanni Diodati.

Digitized by Google

Schließlich verständigten sich Turretin, Heidegger, Gernler und Hummel im Namen der Geistlichkeit ihrer Kirchen dahin, in einer neuen Glaubensformel die Irrlehren des Capellus und des Amyraldus zu verurteilen. Heidegger suchte immerhin dahin zu wirken, daß die Formel nicht zu schroff lauten, noch daß andere theologische Richtungen von dem Verdammungsurteil betroffen würden. Mit der Abfassung der neuen Formel ging es aber nicht so rasch. Hummel starb 1674, Gernler folgte ihm 1675, und da nun in diesem Jahre die Tagsatzungsgesandten der vier evangelischen Orte die Formel verlangten, „damit dem Amyraldismus gesteuert werde", so mußte sich Heidegger der Aufgabe unterziehen. Sein Entwurf wurde von dem Professor Joh. Müller verschärft, und in dieser Form von den vier Ständen als formula Consensus, Consensusformel, angenommen. Nach dem ausdrücklichen Beschluß der vier Orte sollte sie „als Gesetz und Regel" gelten und den älteren Glaubensbekenntnissen gleich geachtet werden. Alle Geistlichen und Lehrer der Theologie mußten sie unterzeichnen. Die Formel wurde auch von den verbündeten Städten gutgeheißen, mit Ausnahme von Neuenburg. Es waren die besten Absichten, welche die Urheber und Verfasser dieser Formel geleitet hatten. Sie ahnten aber nicht, welche gefährliche Waffe sie denen in die Hand drückten, die weder ein weites Herz noch einen weiten Blick besaßen.

Abb. 57. Joh. Heinrich Heidegger.

Je länger je mehr zog der Geist der Unduldsamkeit und der dogmatischen Ausschließlichkeit in die Kirche ein. Er richtete sich auch nicht mehr nur gegen die von der Kirche sich absondernden Wiedertäufer, sondern er traf durch empfindliche Maßregelungen aufrichtige und treue Geistliche, verdiente Gelehrte und Staatsmänner, die sich nach einem Erwachen des

Digitized by Google

religiösen Geistes sehnten. Jede Regung der Selbständigkeit wurde unterdrückt. Die Nachfolger Breitingers, der Antistes Johann Jakob Ulrich, gest. 1668, und Dr. Antonius Klingler, gest. 1713, vertraten den Standpunkt der Orthodoxie in der schroffsten Weise. Aufsehen erregte auch die Maßregelung des Generals Rudolf Werthmüller, dessen ungeschickte Kriegsführung im ersten Vilmergerkriege bereits Anlaß zu Verdächtigungen gegeben hatte. Er mußte sich 1659 wegen verschiedener spöttischer und wegwerfender Äußerungen über die Auferstehung, die heil. Schrift und die Dreieinigkeitslehre vor der Geistlichkeit und den Räten verantworten und wurde zu einer Buße von 1200 Pfund verurteilt. Der General hatte es sich allerdings in seinem unsteten Leben in fremden Kriegsdiensten angewöhnt, über religiöse Dinge leichtfertig und lästerlich zu reden und Andersdenkende durch vielleicht nicht immer ernst gemeinte „atheistische, gottlose und lästerliche Reden" zu ärgern. Daß die Behörden, die nach der damaligen Auffassung über der reinen Lehre zu wachen hatten, eingeschritten sind, ist nicht verwunderlich. Aber das Urteil war streng. Werthmüller verließ verbittert seine Heimat und trat in fremde katholische Kriegsdienste.

Noch ungerechtfertigter war die Verurteilung des Pfarrers Michael Zingg von St. Jakob an der Sihl 1661. Dieser gelehrte und verdiente Geistliche hatte sich durch seine Studien in Theologie, Mathematik und Astronomie und durch seine Wirksamkeit als Pfarrer und Lehrer in St. Gallen und Fischenthal ein solches Ansehen erworben, daß er als Professor der Mathematik und Hilfsprediger für Altstetten nach Zürich berufen worden war. Sogar das Bürgerrecht wurde ihm geschenkt. Aus Neid wurde er von seinen persönlichen Gegnern der Irrlehre angeklagt, da er sich zu den Ansichten der Schule von Saumur bekannte. Trotz der Fürsprache des Professors Zeller wurde er zum Widerruf gezwungen. Später klagten ihn seine Feinde nochmals an, weil sein Widerruf nicht ernst gemeint gewesen sei. Er wurde jetzt gefangen gesetzt und mit „Einmauerung und Feuertod" bedroht, so daß er sein Leben nur durch schleunige Flucht retten konnte. Weib und Kinder mußte er zurücklassen. Bei einer Wittwe Effinger von Wildeck zu Mörikon fand er endlich als Hauslehrer ein Asyl.

Auch die Anhänger der cartesianischen Philosophie wurden der Irrlehre verdächtigt. In Bern wurde der Professor David Wyß deshalb von Hummel scharf angegriffen und die von ihm vertretene Philosophie 1668 ausdrücklich verboten. Auch Professor Schweizer in Zürich hatte wegen seiner Hinneigung zu Cartesius viel zu leiden. Er und Heidegger wurden von ihrem Kollegen Müller und den Stadtgeistlichen beständig angegriffen, sowohl auf der Kanzel als auch durch Denunziationen beim Rate. Der Pfarrer Füßli zu St. Peter rühmte in einer Predigt, wie man im alten Testament die Ungläubigen niedergemacht

Digitized by Google

habe, worauf er versuchte die Frauen der Ratsherren und Examinatoren gegen die Cartesianer mit den Worten aufzuhetzen: „Ihr Huldinnen und Regentinnen, reizet doch eure Männer, daß sie den guten alten Glauben beschirmen.“ Schweizer, der übrigens gegen die Pietisten nicht weniger unduldsam war, nahm schließlich, all der Angriffe und Hetzereien müde, im Jahre 1705 einen Ruf nach Heidelberg an.

Und doch würde man der Orthodoxie Unrecht tun, wenn man sie nur nach dem unduldsamen Verhalten ihrer Vertreter beurteilen würde. Es war diesen Männern eine Gewissenssache, Lehren und Anschauungen, die nach ihrer Überzeugung falsch und gefährlich waren, zu unterdrücken. Sie fühlten sich „als Wächter der reinen Lehre und als solche vor Gott verantwortlich“. Daneben bewiesen die Meisten durch eine seltene Opferfreudigkeit gegenüber den verfolgten Glaubensgenossen, durch unermüdliche Tätigkeit und durch einen persönlich ehrenhaften Wandel, daß ihre Absichten lauter waren. Endlich sind auch die wissenschaftlichen Leistungen dieser Zeit nicht gering anzuschlagen. Der bedeutendste Theologe und Gelehrte dieses Jahrhunderts, eine Zierde der reformierten Gelehrtenwelt, war der Zürcher Johann Heinrich Hottinger, geboren 1620. Er hatte in Holland die orientalischen Sprachen studiert, sogar Türkisch und Arabisch, was damals eine große Seltenheit war. Nach Beendigung seiner Studien wurde er in seiner Vaterstadt zum Professor der orientalischen Wissenschaften und der Kirchengeschichte ernannt. Leider verlor Zürich den ausgezeichneten Gelehrten schon bald, indem er 1651 einem Ruf nach Heidelberg folgte. Die Universität war in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges beinahe eingegangen. Nun vermochte Hottingers Tätigkeit in der kurzen Zeit seines Wirkens ihr einen neuen Aufschwung zu geben. Schon 1661 mußte er Heidelberg verlassen, da Zürich ihn als Rektor seines Gymnasiums zurückrief. Fortwährend gelangten ehrenvolle Berufungen an ihn, die er aber ausschlug, um seiner Heimat treu zu bleiben. Als nun 1667 Leyden ihn berief und die Regierung der Generalstaaten von Holland die Berufung dringend unterstützte, konnte er nicht widerstehen. Aber bei der Ordnung seiner Angelegenheiten vor seiner Abreise traf ihn ein Unglücksfall. Als er mit seiner Frau, drei Kindern und zwei Freunden bei seinem Landgut Sparenberg unterhalb Zürich über die Limmat setzen wollte, schlug das Boot um. Hottinger und der eine der beiden Freunde ertranken bei den Rettungsversuchen, mit ihnen zwei seiner Töchter. Hatte sich Hottinger mehr in der Gelehrtenwelt einen Namen gemacht, so diente sein Schüler und Nachfolger, Johann Heinrich Heidegger, geboren 1633, der Verfasser der Consensusformel, mit seiner wissenschaftlichen Arbeit vor allem der Kirche. Er hatte in Zürich, Marburg und Heidelberg studiert, wo er sich unter Hottinger die theologische Doktorwürde erwarb. Er wurde auch sein Nachfolger in Zürich und blieb bis zu seinem Ende 1698 seiner Vaterstadt treu, obschon er verschiedene

Digitized by Google

ehrenvolle Berufungen auf ausländische Lehrstühle erhielt. Heidegger war ein Theologe, der nicht nach dem Ruhm der Gelehrsamkeit, noch nach Herrschaft und Macht über die Seelen und Gemüter strebte, sondern nur nach der Erkenntnis der Wahrheit. Seine Wissenschaft wurzelte in gründlichem Schriftstudium und in der persönlichen Erfahrung des Heils. Wie er über die Theologie dachte, spricht er in der Einleitung zu seinem Hauptwerke, einer Darstellung der christlichen Religion, in den Worten aus: „Die ganze Theologie ist praktisch, alle ihre Wahrheiten zielen nur darauf, Gott zu suchen, zu lieben und zu verherrlichen, und nur bei treuer Befolgung derselben kann ihre Kenntnis heilsam sein." Diese innere Gehorsamsstellung gegen Gott hat ihn vor Unduldsamkeit und harter Ausschließlichkeit bewahrt und ihm die Kraft gegeben, die mannigfachen Anfeindungen seiner Neider zu ertragen, die ihn als zu wenig entschieden bei den Behörden verdächtigten. Ebenso versöhnlich war er gegen die lutherischen Mitchristen und mit warmem Interesse förderte er die Unionsbestrebungen des Schotten Duraeus.

Dieser schottische Theologe, Pfarrer in Elbing in Friesland, war durch persönliche Erfahrungen und durch Studien zu der damals so seltenen Einsicht gelangt, daß die trennenden Unterschiede der einzelnen Konfessionen doch nebensächlich seien, und daß die wahre Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit hoch über den theologischen Begriffen und Lehren stehe. In allen Konfessionen und Kirchen gebe es wahre Christen, wie es auch überall unwürdige Glieder gebe. Durch eine persönliche Verbindung aller wahren Christen hoffte er eine Einigung der getrennten Christenheit herbeizuführen. Seit 1630 war das sein Lebenswerk. Er wandte sich an Gustav Adolf, der seinen Plan mit Begeisterung aufnahm. Er konnte aber nichts mehr dafür tun. Unausgesetzt wirkte Duraeus durch Reisen und Besprechungen, durch Briefe und Schriften für diesen edlen Plan, ungeachtet so vieler unangenehmer Erfahrungen und schwerer Verdächtigungen. Er erntete wohl da und dort freundliche Worte und wohlwollende Äußerungen, aber eigentlich nirgends tatkräftige Unterstützung.

Die Angelegenheit hat während drei Jahrzehnten auch die Schweizer stark beschäftigt. Verschiedene Theologen und Geistliche begrüßten sein Programm mit aufrichtiger Freude. Duraeus war schon 1633 mit Breitinger in Verbindung getreten und Breitinger befürwortete seinen Plan so nachdrücklich, daß die schweizerischen reformierten Kirchen grundsätzlich ihre Zustimmung gaben. Inzwischen häuften sich aber die Schwierigkeiten. Keine der ausländischen Kirchen war bereit, ihre Lehreigentümlichkeiten aufzugeben und auch die schweizerischen Kirchen begehrten nicht, die Verfassung und Lehren anderer Kirchen anzunehmen. So hat sich Bern entschieden geweigert, mit der englischen Hochkirche in Gemeinschaft zu treten wegen ihrer bischöflichen Verfassung und ihres halbkatholischen Zeremonienwesens. Als dann in England der Puritaner

Digitized by Google

Cromwell Protektor der englischen Republik wurde, machte Duraeus den Vorschlag, daß sein Freund Dekan Hummel im Namen Berns nach England reise, um mit Cromwell über die Vereinigung zu unterhandeln. Der Rat ließ ihn aber nicht ziehen, da seine Anwesenheit in Bern notwendig sei. Doch konnte Hummel seinen Freund nach Aarau, Basel und Zürich begleiten und dort seine Pläne empfehlen. In Basel war man nicht recht geneigt, darauf einzugehen. Der Antistes Zwinger erklärte, alle diese Unionsbestrebungen hätten bisher den Reformierten nur geschadet. Auch sein Nachfolger Gernler verhielt sich bis zuletzt immer ablehnender. Nur Heidegger und Hummel blieben den Bestrebungen des Duraeus gewogen. Bei den Verhandlungen, die Duraeus 1654 und 1655 im Auftrage Cromwells mit der Evangelischen Konferenz in dieser Angelegenheit führte, erhielt er von Zürich und Bern einen wohlwollenden und günstigen Bescheid. Als aber Cromwell 1658 starb, mußte Duraeus erfahren, daß er in ihm den mächtigsten Förderer seiner hochstrebenden Ziele verloren hatte. Er setzte zwar seine Bemühungen fort, aber der Eifer war auch bei denen erloschen, welche dem Plan wohlwollend gegenübergestanden hatten. Immerhin beweist das Eintreten Heideggers und Hummels für die Union, daß diese beiden Männer sich trotz der konfessionellen Ausschließlichkeit, die in allen Kirchen herrschte, einen weiten Blick bewahrt hatten. Heidegger starb 1698, nachdem er noch vom Sterbebette aus seine Kollegen zur Einigkeit ermahnt hatte. Sein Schüler Johann Jakob Hottinger, der Sohn des Orientalisten, hat als Professor der Kirchengeschichte, durch seine wertvolle „helvetische Kirchengeschichte" den guten Ruf der theologischen Lehranstalt aufrecht erhalten.

Abb. 58. Lucas Gernler.

Auch Heideggers Zeitgenosse und Freund, Dekan Hummel in Bern, geboren 1611, mußte sich während seines ersten Pfarramtes in Brugg Anfechtungen wegen Irrlehre gefallen lassen. Er konnte sich aber glänzend rechtfertigen, und das Vertrauen des Rates berief ihn im Jahre 1645 zum Helfer an der Hauptkirche in Bern. Bald darauf wurde er Pfarrer am Münster und 1662 Dekan. Er hätte zwar lieber eine kleine Landpfarrei angenommen, da er kränklich war, aber die Regierung wollte ihn nicht entlassen. Er hatte sich während seiner Amtsführung als mutiger und selbständiger Mann bewiesen, in den Wirren des Bauernkrieges sich nicht gescheut, zugunsten der Bauern einzutreten und dem Adel seinen

Digitized by Google

Stolz und seine Härte vorzuhalten, so daß er die allgemeine Achtung der Bürgerschaft besaß. Die Erwartungen, welche die Regierung auf ihn setzte, wurden nicht getäuscht. Hummel hat trotz seiner anhaltenden Kränklichkeit die Kirche mit Umsicht und fester Hand geleitet und sich auch der hohen und niederen Schulen angenommen. Er war, wie ein Nachruf bei seiner Leichenfeier sagt, „ein Mann von seltenen Vorzügen des Geistes und des Herzens, ausgezeichnet durch Reinheit der Sitten, in Wissenschaft und Kunst, in Beredtsamkeit, in Vereinigung großer Geduld mit frommem Eifer, von Seelengröße mit Bescheidenheit, von Bedachtsamkeit mit Standhaftigkeit, von Liebe mit Klugheit und von Würde mit Milde".

Ein ähnlicher Charakter war der Theologieprofessor Rudolf, für den im Jahr 1696 eine eigene Professur, das sog. elenchthische Katheder, errichtet wurde. Er fühlte sich in seiner Stellung als theologischer Lehrer allerdings verantwortlich für die Aufrechterhaltung der reinen Lehre gegen alle Trübungen von seiten der Schwärmer und Pietisten. Aber er stand durch seine persönliche warme Frömmigkeit und die Aufrichtigkeit seines Strebens den neuen Bewegungen in der Kirche doch näher als die übrigen Vertreter der Orthodoxie in Bern.

Abb. 59. Dekan Hummel.

Digitized by Google

17. Kapitel.

Licht und Schatten in dem innern Leben der Kirche.

Die Unkenntnis der Geschichte und die Parteikämpfe späterer Zeiten sind schuld, daß keine Zeit mit so viel Vorurteilen betrachtet wird wie die Zeit der Orthodoxie. Gewiß führt ein System, welches den Anspruch erhebt, in ausschließlichem Maße die reine Lehre und den rechten Glauben zu enthalten, zu harter Unduldsamkeit und Schroffheit. Aber schließlich haftet die Ausschließlichkeit nicht an dem System, sondern an den Menschen. Wir lernen in der Zeit der Orthodoxie neben kleinen Geistern auch große und edle Männer kennen, und in dem inneren Leben der Kirche finden wir nicht nur Schatten sondern auch Licht. Aber beides, Licht und Schatten, oft unvermittelt und unausgeglichen nebeneinander. Härte und mitunter grausame Strenge gegen Andersdenkende, Theologen und Laien, die sich um ihres Gewissens willen von der Kirche abgesondert hatten, und daneben eine rührende Aufopferung für die unglücklichen Glaubensgenossen, die der größten Taten der Liebe fähig war. Bei der Obrigkeit ein Eifer, das Wohl der Kirche und das Seelenheil der Untertanen zu fördern, und daneben so viel Verständnislosigkeit für das wahre Wohl des Volkes, so viel Mißbrauch der Religion als Mittel zur Erhaltung und Mehrung der Macht. Im Volke Interesse für religiöse Fragen, Begeisterung und innerliche Anteilnahme am Wohl und Wehe des Protestantismus, und daneben noch so viel Gleichgültigkeit, äußerlicher Gottesdienst, Aberglaube, Gesetzlichkeit und Sittenroheit. Es ist eine Zeit, in der nach dem Bild des Propheten Daniel Eisen und Ton miteinander vermenget war.

Das Festhalten an dem überlieferten Lehrsystem, wie es das ausgebildete Staatskirchentum mit sich brachte, schien den Staatsmännern und Lehrern der Kirche durch die Zeitumstände geboten zu sein. Daß auch Geistliche von dieser unnachsichtlichen Unterdrückung aller abweichenden Anschauungen betroffen wurden, ist schon im vorhergehenden Kapitel bemerkt worden. Noch mehr war das gegen das Ende des Jahrhunderts und im folgenden der Fall, zu einer Zeit, in der die neueren religiösen und geistigen Bewegungen des Pietismus und der Aufklärung den festen Bestand der Orthodoxie bereits erschüttert hatten. Am meisten aber hatten während dieser ganzen Zeit die Wiedertäufer zu leiden.

Alle angewandten Mittel der Güte und Strenge hatten gegenüber diesen unbelehrbaren, aber sonst rechtschaffenen und frommen Christen versagt, so daß die Staatskirche am Anfang des 17. Jahrhunderts noch genau so weit war als zu Ende der Reformationszeit. Es war ein Akt der Verzweiflung, daß Zürich jetzt anfing, die hartnäckigen Täufer auf die Galeeren zu schicken. Bern vertrat dagegen auf der evangelischen Kon-

Digitized by Google

Abb. 60. Predigt eines Wiedertäufers auf dem Lande.

ferenz von Aarau im Jahre 1616 noch den Standpunkt der Milde und äußerte Bedenken gegen die Deportation auf die Galeeren, da es aus erzieherischen Gründen nicht angehe, die Täufer „unter so viel gottloses Gesindel zu stecken". Sein Abgeordneter, Franz Ludwig von Erlach, erklärte damals mit Recht, es sei dem Übelstande nur durch eine allgemeine Reformation abzuhelfen. Auch Basel und Schaffhausen, die, wenn auch nicht in dem Maße, unter der Absonderung der Täufer litten, wollten von strengeren Maßregeln nichts wissen. In Bern versuchte man es daher zuerst wieder mit Güte, die Täufer von ihrem kirchenfeindlichen Standpunkte abzubringen. Der Pfarrer von Langnau, Rudolf Philipp Forrer, trat in dieser Zeit in freundschaftlichen Verkehr mit ihnen. Die tüchtigsten Geistlichen, Georg Langhans, Jakob Venner, Dr. Marx Rütimeyer und Dekan Hummel wurden beauftragt, aufs neue mit ihnen zu disputieren. Die Täuferlehrer erklärten sich auch verschiedene Male bereit, „um ihres Glaubens- und Lebewesens" Rechenschaft zu geben, und die Obrigkeit sicherte ihnen dazu freies Geleite und Sistierung der Mandate zu. Es kam aber bei diesen Unterredungen nicht viel heraus. Die Täufer blieben bei ihren Anklagen, daß man in der Kirche „nit folge dem, was gelehrt wird, sonder in aller Gottlosigkeit immerzu fortfahre" und die Gottlosen nicht vom Abendmahl ausschließe. Später kehrte die Regierung doch wieder zu der Anwendung von Gewaltmaßregeln, Bußen, Folter und Gefängnis gegen die hartnäckig Widerstrebenden zurück. Um die Mitte des Jahrhunderts brach eine allgemeine Verfolgung der Täufer aus. Zürich

Digitized by Google

setzte ihrer 20 Täufer ins Gefängnis im Ötenbach und rechtfertigte 1639 diese Zwangsmaßregel in einer eigenen Schrift. Bern ging in den vierziger Jahren in ähnlicher Weise vor, so daß sich die niederländischen Täufer veranlaßt fühlten, für ihre Glaubensgenossen in Zürich und Bern Fürsprache einzulegen. Darin wurden sie von den Generalstaaten, den Behörden der Städte Amsterdam und Rotterdam und dem elsässischen Adel unterstützt. Die Verhandlungen mit den Niederländern zogen sich bis zum Ende des Jahrhunderts hin. In beredten Worten traten die Fürsprecher der Täufer für eine humanere Behandlung der Verfolgten und gegen die dem Evangelium widersprechende Maßregelung frommer Leute ein. Die Schweizer versuchten in längeren Ausführungen darzutun, daß diese Sekte allein das Wachstum der Kirche hindere, daß ihre Anhänger allen freundlichen Belehrungen Widerstand entgegensetzen, und daß es doch die Pflicht der Obrigkeit sei, die Untertanen „von irrigen Meinungen zu bekehren und zu rechter Erkenntnis Gottes zu führen". Man muß auch zugeben, daß es für die Obrigkeit wirklich schwer war, nachdem alle freundlichen Bemühungen versagt hatten, einen andern Weg einzuschlagen, so lange sie sich verpflichtet glaubte, für die reine Lehre und das Heil der Untertanen zu sorgen. In den vielen Täuferverhören, über die uns Dr. E. Müller in seinem schönen Buche über die bernischen Täufer ausführlich unterrichtet, kehren neben ergreifenden Zeugnissen einer edlen aufrichtigen Frömmigkeit auch immer dieselben nutzlosen Anklagen der Täufer gegen den verderbten Zustand der Kirche und die alten öden und törichten Vorurteile wieder, zu denen sich noch gelegentlich Beschränktheit und blinder Fanatismus gesellen. Von der Kirche rief ein Täufer aus: „Was soll ich in dem Steinhaufen tun?" Noch törichter ist, was eine alte Täuferin der Kirche vorwarf, daß sie das Wort übertrete: „Ihr sollt euch nicht Vater nennen lassen". Auf die erstaunte Frage des Richters, wie Kinder zu ihren Eltern sagen sollten, erwiderte sie ganz naiv: „Ätti und Müetti". So darf man sich nicht wundern, daß die Täufer den Behörden einfach als Halsstarrige und „Lätzköpfe" erschienen, die keine bessere Behandlung verdienten. Selbst ein so frommer Mann, wie der Pfarrer Thormann von Lützelflüh, gest. 1708, der für eine Vertiefung des kirchlichen Lebens und eine Verinnerlichung des Glaubens viel Verständnis zeigte, fühlte sich gedrungen, in einer Schrift „Probierstein des Täufertums" der Sekte entgegenzutreten.

Damit sollen freilich die harten Maßregeln nicht gerechtfertigt werden, mit denen man gegen „die ungehorsamen, verführerischen und widerspenstigen Leute" vorging. Der Bauernkrieg hatte dem Unwillen gegen die Täufer neue Nahrung verliehen, obschon sie sich nachgewiesenermaßen nicht hatten verleiten lassen, sich durch Unterstützung der aufrührerischen Bauern an ihren Verfolgern zu rächen. Im Jahre 1659 setzte Bern eine „Kommission zum Täufergeschäft" ein, später Täuferkammer genannt, welche die

Digitized by Google

Unterdrückung der Sekte planmäßig betreiben sollte. Die früheren strengen Mandate wurden erneuert und die Widerspenstigen ohne Gnade und Barmherzigkeit verurteilt. Die Gefängnisse füllten sich mit Täufern. Wenn sie im Verhör standhaft blieben, wurden sie mit Entzug ihres Vermögens, mit Verbannung und Verschickung auf die Galeeren nach Sardinien und Neapel bestraft. Die Verbannten wurden durch den Schwellenmeister auf ein Schiff verladen und nach Brugg an die Grenze gebracht, wo sie Urfehde schwören mußten, das Land nicht wieder zu betreten. Zeigten sie sich wieder in ihrer Heimat, so wartete ihnen der Tod. Bedenklich war, daß sich die reformierten Stände durch diese harten Maßregeln gegen die Täufer auf die gleiche Stufe mit König Ludwig XIV. stellten, bei dem sie zugunsten der verfolgten Hugenotten Fürsprache einlegten. Noch bedenklicher aber war, daß das Land dadurch zahlreiche brave und ehrbare Familien verlor, die trotz ihrer kirchlichen Absonderung zu den besseren Elementen gehörten.

Mit dieser Strenge gegen die eigenen Landeskinder steht die rührende Fürsorge für die bedrängten Glaubensgenossen in einem seltsamen Gegensatz. Die Hugenotten in Frankreich hatten durch das Edikt von Nantes freie Religionsübung und eine gewisse Duldung erlangt. Allein unter Ludwig XIV. setzten um das Jahr 1660 die Verfolgungen wieder ein, und aufs neue mußten sich Scharen von Flüchtlingen über die Schweizer Grenze retten. Das nächste Ziel waren Genf, die Waadt und Neuenburg. Aber auch die übrigen Städte der reformierten Schweiz, Bern, Basel, Aarau, Schaffhausen und Zürich, taten ihr möglichstes, um den heimatlosen Flüchtlingen ein Asyl zu bieten. In Genf mußte man freilich bei der Aufnahme der Hugenotten vorsichtig vorgehen, um nicht den Zorn des mächtigen Nachbarn zu erregen. So nahm Bern 1683 über 1000 Flüchtlinge auf, die in Genf zu wenig Sicherheit gefunden hatten. Der Rat wollte auch in Paris zugunsten der Verfolgten intervenieren, erhielt aber den Bescheid, daß eine Fürsprache der reformierten Stände ihnen eher schaden als nützen würde. Sie einigten sich nun über die Verteilung der Flüchtlinge und der dadurch erwachsenen Ausgaben. Viele Jahre hindurch wurden regelmäßig besondere Liebessteuern erhoben, die um der Glaubensgenossen willen ohne Murren getragen wurden, fast bis zur Erschöpfung der verfügbaren Mittel. Der größere Teil der Exulanten wurden mit einem Reisepaß und hinreichenden Geldmitteln versehen nach den evangelischen Ländern Brandenburg, Württemberg, England u. a. weitergeleitet, die ihnen eine neue Heimat anboten. Eine ansehnliche Zahl ließ sich dauernd in unserm Lande nieder. Im Jahre 1683 beherbergte Bern in den verschiedenen Städten der Waadt 60 hugenottische Geistliche und viele hundert Laien. Schon 1663 hatte sich eine große Zahl von Reformierten aus dem Lande Gex in die Waadt geflüchtet, als der französische König allen Verträgen zum Trotz die reformierte Religion in dieser Landschaft

Digitized by Google

aufhob und 23 Kirchen durch Soldaten und Sträflinge zerstören ließ. Im Jahr der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685, wodurch die reformierte Konfession in Frankreich offiziell unterdrückt wurde, zählte man an einem Tage in Lausanne über 2000 Flüchtlinge. Der Rat von Lausanne beschloß die Entlassung aller katholischen Mägde und Knechte aus dem benachbarten Savoyischen, um für die Exulanten Arbeit und Beschäftigung zu schaffen. Auch erleichterte man den fremden Handwerkern und Industriellen die Niederlassung. Der Zuwachs an Bevölkerung war Bern willkommen. Die neuen Einwohner waren der bernischen Regierung ergeben und dankbar. Sie übten auf die übrige Bevölkerung einen versöhnenden Einfluß aus und trugen viel zur Hebung des geistigen und

Abb. 61. Hugenottenteppich im Museum von Bern, gewoben von hugenottischen Exulanten.

kirchlichen Lebens bei. Im ganzen haben sich in diesem Jahre ungefähr 60 000 Flüchtlinge auf kürzere oder längere Zeit in der romanischen Schweiz aufgehalten, von denen 22 000 direkt hilfsbedürftig waren.

Bern errichtete 1683 eine eigene Exulantenkammer, der die Fürsorge für die Flüchtlinge übertragen war. Ihre Akten geben uns ein genaues Bild von der wahrhaft staunenswerten Aufopferung der Behörden und der ganzen Bevölkerung für die Unglücklichen. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man erfährt, daß die Liebessteuer am Sonntag nach dem Bettag 1683 in der Stadt Bern allein 4290 Pfund in Geld betrug, die Kleidungsstücke und Naturalgaben nicht gerechnet. Die andern Schweizer Städte halfen tüchtig mit, indem sie zum Unterhalt der ihnen zugewiesenen Fremdlinge noch den sechsten Teil ihrer Kollekten und Steuern an das am meisten belastete Bern ablieferten. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes nahm die Zahl der Flüchtlinge erst recht zu. Die Auslagen der Kammer betrugen im Jahr 1691 „nach ungefährem

Digitized by Google

Calcul" 50 000 Pfund, und diese Summe mußte während sechs Jahren aufgebracht werden. Eine Zeitlang gab es kein Haus, das nicht an fremden Glaubensgenossen christliche Gastfreundschaft geübt hätte, vom Schultheiß herab bis zu dem geringsten Handwerker.

Zu den Hugenotten kamen im Winter 1686 mehrere tausend Waldenser, die der Herzog Viktor Amadeus auf das Drängen Ludwigs aus ihrer Heimat vertrieb, nachdem er sie mit französischer Hilfe besiegt hatte. Mitten im Winter zogen diese Bedauernswerten über den verschneiten St. Bernhardpaß. Unzählige erlagen den Unbilden des Weges und der Witterung oder den Nachstellungen ihrer erbarmungslosen Verfolger. Ein großer Teil war in den Kämpfen gegen ihre Peiniger, die sie aus ihrem Frieden aufgestört hatten, gefallen. Viele waren auf die Galeeren geschickt worden. Der Rest rettete sich in unser Land. Von diesen sollten etwa tausend in dem brandenburgischen Städtchen Stendal ein Asyl finden, wozu der in preußischen Diensten stehende Berner Samuel Bondeli eigens in die Schweiz gekommen war. Allein das Heimweh nach ihren Tälern war zu übermächtig. Ihr Anführer, der feurige Pfarrer Arnaud, hielt sie zurück und betrieb unablässig die Rückkehr in die Heimat. Nach einem vergeblichen Versuche im Jahr 1688 gelang es im Sommer 1689 einem Trupp Waldenser trotz der Wachsamkeit der Schweizer über die Grenze zu entkommen und die Heimkehr mit Waffengewalt zu erzwingen. Die politischen Verhältnisse waren ihnen günstig, und der Herzog sicherte ihnen Duldung zu. Allein 1694 brach aufs neue eine Verfolgung aus, und 1698 mußte die Schweiz wieder 2800 Waldenser aufnehmen. Die Ankunft dieser Flüchtlinge verursachte die bitterste Verlegenheit. Der Schultheiß Sinner erklärte, Bern könne in seinen welschen Landen keinen einzigen Mann mehr überwintern, so sehr sei das Land von französischen Flüchtlingen überfüllt. Dazu seien die Lebensmittel teurer geworden, die Bevölkerung unwillig und ein Aufstand zu befürchten. Dennoch wurden sie aufgenommen, „um ihres erbärmlichen Zustandes willen", und weil „wir, die wir den wahren christlichen Glauben bekennen, selbige nicht anders denn als wahre Glieder und Gäste unsres Herrn Jesu Christi anschauen können, die derselbe uns zu speisen, zu bekleiden und zu beherbergen zur Probe unsres Glaubens geschickt". Die Räte gingen auch mit gutem Beispiel voran. Einzelne nahmen bis 10 Personen in ihre Häuser auf und übten an ihnen den ganzen Winter hindurch christliche Barmherzigkeit, bis sie im Frühling 1699 nach Brandenburg, Württemberg und England weiter ziehen konnten.

Mit Bern eiferte Zürich, das seit Bullingers Zeiten eine offene Freistätte für flüchtige Glaubensgenossen gewesen war, in der Aufnahme der Heimatlosen. Schon im Mai des Jahres 1676 hatte man 25 ungarische Geistliche aufgenommen, welche der Kaiser Leopold I. um ihres Glaubens willen nach Neapel als Rudersklaven auf die Galeeren verkauft

Digitized by Google

Abb. 62. Die Vorsteher der Zürcher Kirche, von Joh. Ammann.

hatte. Ihr Schicksal erweckte die Teilnahme der Zürcher. Sie suchten ihnen ihr Los durch Spenden zu erleichtern und betrieben bei den reformierten Mitständen und den evangelischen Ländern eine gemeinsame Fürsprache, die nach 9 Monaten zur Freilassung der Gefangenen führte.

Digitized by Google

Zürich bot ihnen ein Asyl, bis sie eine neue Heimat gefunden haben würden. Heidegger war unermüdlich, für sie zu sorgen. Als sie ankamen, wurden sie auf der Chorherrenstube feierlich empfangen und zu ihren Gastfreunden geleitet. Dankbar hebt es der Pfarrer Sellyei in seiner Abschiedsrede an Zürich im Herbst hervor: „ihr habt euch nicht geschämt, uns vom Wust der Gefangenschaft zu säubern und unsre Wunden und Streiche zu waschen: ihr habt die Kranken mit Ärzten versorgt und es an Vorschuß nicht mangeln lassen". Einige blieben fast anderthalb Jahre in Zürich. Von 1685 bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts hat Zürich für längere oder kürzere Zeit gegen 50000 hugenottische und waldensische Flüchtlinge beherbergt und dafür bei 300000 Gulden ausgelegt, das nicht gerechnet, was die einzelnen für ihre Gäste taten. In diesem Zusammenhang sei auch der Name des edlen Stadtschreibers Johann Speisegger von Schaffhausen erwähnt, der sich während 30 Jahren der Exulanten annahm. Er setzte die Aufnahme der Waldenser in Zürich und Bern durch, als diese Städte auf eine Einsprache der katholischen Stände zauderten. Das alles ist geschehen im Zeitalter der Orthodoxie. Wahrlich, ein Glaube, der solche Früchte der Liebe zeitigt, kann nicht bloß tote Rechtgläubigkeit gewesen sein! Es war nicht nur Schatten da, sondern auch Licht.

Aber eben beides, auch im innern Leben der Kirche, im Kirchenregiment und im Volke. Immer noch kamen Hexenverbrennungen vor, und selbst die leitenden Männer, wie der Antistes Klingler in Zürich, konnten sich von diesem Aberglauben nicht frei machen. Aber eine andere Anschauung brach sich doch Bahn. Man erschrak allmählich vor den Verheerungen, die dieser Irrwahn in einzelnen Bezirken anrichtete, wurden doch in dem einzigen Dorf Tessenberg im Jura noch im Zeitraum von 1611—1667 nicht weniger als 60 Personen verbrannt „pour cause de sorcellerie". Um die Mitte des Jahrhunderts hat sich der bernische Kirchenkonvent eingehend mit der Frage beschäftigt, „warum sich heutigen Tages so viele Hexen in unserm Gebiet vorfinden", und von den übrigen Kirchenbehörden und medizinischen Fakultäten Gutachten erbeten. An der Tatsache, daß es Hexen gebe, wagte zwar noch niemand zu zweifeln. Aber man trat doch gegen die leichtfertigen Anschuldigungen und gegen die summarische Verurteilung auf. Man beschloß, einen erfahrenen frommen Arzt, den Doktor Wilhelm Fabricius Hildanus, zu Rate zu ziehen, da möglicherweise auch physische Krankheitszustände vorlägen. Auch sah man ein, daß die Ursache in dem Mangel an richtiger Belehrung liege, weshalb der Doktor Marx Rütimeyer bessere Schulen und eine Reformation des „schadhaften Zustandes der Kirche" vorschlug. Denn „die frommen Prediger sollen nicht predigen, weil man ihre Lehre ungern hört, die Ungeschickten können nicht, weil sie eben untüchtig sind; die Geizigen, Heuchler und Weinsäufer wollen nicht, weil ihnen nicht daran gelegen ist, und die Lasterhaften dürfen nicht, weil sie ab-

Digitized by Google

gesetzt werden, damit stehet dem Satan die Türe offen", klagt der Dekan Hummel. Die Obrigkeit, man muß ihr dieses Zeugnis geben, tat zwar, was ihr möglich war, zur Hebung der Kirche. Es wurden in allen Ständen in diesem Zeitraum neue Kirchen erbaut, Pfarrstellen und Schulen errichtet. Durch zahlreiche Sittenmandate trat man der Sittenroheit, dem Luxus, der Verschwendung, dem Spielen, Schwören und Fluchen, dem Tanzen und Trinken, den Kilbinen und Hochzeitsgelagen entgegen. Aber damit wurde noch kein neues Leben geweckt. Das Volk setzte diesen löblichen Bestrebungen einen passiven Widerstand entgegen. Auch die Chorgerichte und Stillstände — so nannte man in Zürich die Kirchenpflegen, weil ihre Mitglieder nach dem Gottesdienst an ihren Plätzen zu stehen pflegten, bis der Pfarrer die Kanzel verlassen hatte — waren im allgemeinen lässig in der Erfüllung ihrer Pflichten. Der gute Wille war nicht da und mit Gesetzen und Verordnungen konnte er nicht erzwungen werden. Ein Hausvater, der sich vor einem bernischen Chorgericht verantworten mußte, weil er seine Kinder nicht zur Schule schickte, rechtfertigte sich mit dem Bibelspruch: „ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn!" Die Verordnungen der Räte weisen oft einen kleinlichen und ängstlichen Zug auf. In Zürich wurde 1651 das Kegeln am Sonntag verboten, weil „die leibliche Ruhe" dadurch beeinträchtigt werde. Den Geistlichen warf der Antistes Johann Jakob Ulrich vor, daß sie zu lange Haare trügen und mit „altmodischen" Perüken erschienen. Warum? „Meine Herren sehen's nicht gern". Berechtigte Neuerungen stießen auf unbegreiflichen Widerstand. Als der Pfarrer Schrämli in Zweistimmen den vierstimmigen Kirchengesang einführte, erregte er Anstoß. Auch die Täufer machten der Kirche einen Vorwurf daraus und sagten: „zu vier Stimmen zu singen, sei ein Geplärr und vor Gott sündhaft und mißfällig". Über Nebensachen wurde eingehend verhandelt, als ob es Lebensfragen der Kirche wären. Im Jahre 1646 beschäftigten sich die Kirchenbehörden von Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen eingehend mit der Frage, ob man Zigeunerkinder taufen dürfe oder nicht. Basel war dafür, die andern dagegen, da es doch Heidenkinder seien, also „nicht fähig, die Taufe anzunehmen"; es sei auch bei diesen Kindern „nicht auf Buße und Besserung des Lebens zu hoffen". Allgemein war im Grunde nur die dunkle Empfindung, daß es um die Kirche nicht stehe, wie es sein sollte, und daß eine Besserung vonnöten sei. Aber welches der Weg zur Hilfe war, das wußte man nicht.

Digitized by Google

III. Teil.

Die Zeit des Pietismus und der Aufklärung.

18. Kapitel.

Vorboten besserer Zeiten.

Politisch erhob sich das folgende 18. Jahrhundert nicht über seinen Vorgänger. Es brachte vielmehr als die notwendige Folge schlimmer Taten und Zustände den Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft. Das war das Ende des oligarchischen Regimentes, welches je länger je mehr der staatsmännischen Weisheit und heilsamer Maßregeln zum Wohl des Volkes entbehrte und sich nur noch durch Gewalt behaupten konnte.

In den meisten Ständen lag die Macht in den Händen von einigen wenigen „regimentsfähigen" Geschlechtern. Die „Untertanen", die Bürger in den Städten und das Landvolk, hatten sozusagen keinen Anteil an der Leitung und Verwaltung der Gemeinwesen. In einigen Herrschaften, welche das Eigentum adeliger Familien waren, bestand sogar noch die Leibeigenschaft fort. Dementsprechend war auch die soziale Lage der Bevölkerung eine bedenklich dürftige. Die gesunde Entwicklung des sozialen Lebens war durch die politische Unterdrückung der Bürger unterbunden, und schwer lasteten die Abgaben, Steuern, Zehnten und Bodenzinse auf dem gemeinen Manne. Die Zahl der Armen war groß. Die Landwirtschaft und das Handwerk hatten Mühe sich zu behaupten. Allgemein war die Klage, daß die Landvögte, besonders in den gemeinsamen Untertanengebieten ihre Stellung als eine Gelegenheit zu ihrer Bereicherung betrachteten. Der Geschichtsschreiber Johannes von Müller erzählt von einem Landvogt im Tessin, der im Jahr 1777 aus seiner Vogtei bei 36 000 Pfund davontrug, während unter seiner Regierung das Land verarmte und verödete. Durch Bestechung der Gesandten der kleineren Orte hatte er es erreicht, daß diese Zustände bei den regierenden Orten nicht bekannt wurden. Dunkle Flecken bedeuten die häßlichen und rücksichtslosen Gewaltakte, mit denen alle Regungen des erwachenden Selbständigkeitsbewußtseins der Bürger erdrückt wurden, die Niederwerfung des Auf-

Digitized by Google

standsversuches des waadtländischen Majors Davel, der Henziverschwörung in Bern und der demokratischen Bewegung in Genf im Jahr 1707, die Hinrichtung des Gerichtsschreibers Schumacher in Luzern 1764, und endlich 1780 kurz vor dem Ausbruch der Revolution der Waserhandel in Zürich. Diesen Zuständen im Innern, die wir nur kurz andeuten können, entsprach die vollständige Bedeutungslosigkeit der Eidgenossenschaft in der auswärtigen Politik. Da sie durch den konfessionellen Gegensatz gespalten war und dieser Gegensatz seit dem zweiten Vilmergerkriege an Schärfe zugenommen hatte, so konnte von einer einheitlichen und zielbewußten Politik nach außen nicht mehr die Rede sein.

Und doch war dieses Jahrhundert, welches uns politisch als so trostlos erscheint, eine Zeit voll Saat auf Hoffnung, deren reiche und gute Früchte die Gegenwart genießt, eine Zeit des Umschwunges zu einem Bessern auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Kunst und Literatur, Wissenschaft und Religion erlebten ein Erwachen, das einem Frühling glich. War es auch Sturm und Drang, mehr Niederreißen als Aufbauen, mehr Zerstörung als Auferstehung, es war doch Leben da, und manches notwendig, heilsam und gut. Diese Aufklärungsarbeit mußte einmal getan werden. Sie hat die Bahn geebnet für eine herrliche Blüte des gesamten geistigen Lebens. Der politischen Befreiung des Volkes, welche das 19. Jahrhundert mit sich brachte, mußte die geistige Befreiung vorangehen, die Befreiung von den drückenden Fesseln des Autoritätsglaubens. Da diese Tat aber auf dem Boden der protestantischen Kirche geschehen mußte, weil nur im Evangelium die Kraft der Freiheit liegt, so war vor allem eine Stärkung des protestantischen Bewußtseins und die Wiederherstellung der Hegemonie der reformierten Stände notwendig, die sie auf dem Schlachtfelde von Kappel verloren hatten. So schmerzlich diese Einbuße für die seit der Gegenreformation führenden katholischen Stände war, der Segen dieser Befreiung ist auch ihnen zuteil geworden.

Man kann es vom politischen Standpunkte aus bedauern, daß der Zusammenhang zwischen den beiden konfessionell getrennten Teilen der Eidgenossenschaft so locker war. Allein die Spaltung brachte es doch mit sich, daß die reformierten Orte Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, Appenzell-Außerrhoden und reformiert Glarus unter sich und mit ihren verbündeten und zugewandten Orten Biel, Genf, Mülhausen und Graubünden in enger Fühlung blieben. Dieses Band wurde durch die gemeinsame Feier des eidgenössischen Bettages der reformierten Stände und durch die Fürsorge für bedrängte auswärtige Glaubensgenossen gestärkt. Der Bettag hatte sich bereits im 17. Jahrhundert eingebürgert. Aber solange die katholischen Stände die Übermacht hatten, mußte bei dieser ausgesprochenermaßen reformierten Feier beständig auf die argwöhnische Empfindlichkeit der Katholiken Rücksicht genommen werden. So hatten sich im Jahre 1686 die katholischen Orte über das Bettags-

Digitized by Google

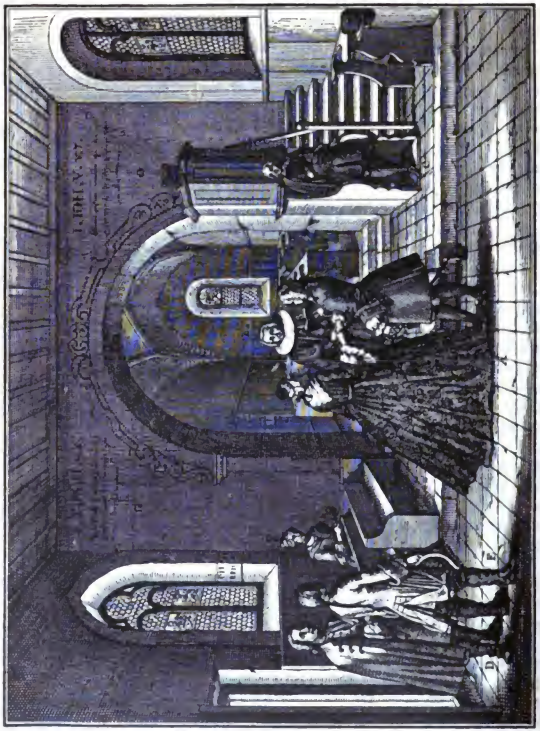


Abb. 63. Trauung auf Herrlibergen, Kirchliche Ceremonien).

mandat von Schaffhausen bitter beklagt, weil in demselben „die katholische Religion unchristlich und spöttisch geschändet und geschmäht ward," was auch den päpstlichen Nuntius zu einer besonderen Klageschrift veranlaßte. Die Beleidigten verlangten in dem Gefühl ihrer Macht die „exemplarische Bestrafung und Mortifikation des leichtfertigen Verfassers dieser

faulen und vermessenen Schrift" und beschlossen, eine Abschrift des Mandates, „jedoch dem Stande Schaffhausen zu Ehren mit Auslassung des dortigen Namens, auf öffentlichem Platz in Anwesenheit aller Gesandten durch Henkershand" zu verbrennen, und von Schaffhausen Satisfaktion zu verlangen. Die beiden reformierten Stände Zürich und Bern taten ihr möglichstes, damit „die Angelegenheit nicht zu einem eidgenössischen Geschäft erwachse". Schaffhausen habe ihnen bereits erklärt, daß der Ausfall gegen die katholische Religion ohne Wissen und Willen der Obrigkeit erfolgt sei. Es habe auch schon Schritte zur Bestrafung des fehlbaren Stadtschreibers Speisegger getan. „Da die gegenwärtig im Vorteil stehenden katholischen Stände so sehr laut reden, hingegen das evangelische Häuflein den Atem leis ziehen muß", so rieten Zürich und Bern dem befreundeten Stande an, „den Stadtschreiber, der den Fehler geschossen, auf unbestimmte Zeit des Landes zu verweisen und ihm die Rückkehr auf baldige Bitte nicht so schnell zu gestatten". Doch solle sich Schaffhausen auch beschweren bei den katholischen Ständen wegen des beleidigenden Verfahrens. Schaffhausen schritt notgedrungen ein. Speisegger mußte trotz seiner Verdienste vor dem kleinen und großen Rate mit Weib, Kindern und Verwandtschaft „den Stand tun, wie noch keinem Burger widerfahren sei". Diese kleine Episode zeigt uns deutlich, wie weit es mit der Demütigung der Evangelischen gekommen war. Es war nicht zu verwundern, daß sie sich allmählich auf ihre Kraft besannen und sich mit dem Schwerte ihr Recht verschafften.

Zunächst erheischte die Bedrückung der evangelischen Toggenburger durch ihren Oberherrn, den Abt Leodegar Bürgisser von St. Gallen, ein energisches Eingreifen der evangelischen Stände. Nicht als ob die Evangelischen erst jetzt über Bedrückung und Benachteiligung von seiten des Abtes zu klagen gehabt hätten, waren doch die reformierten Untertanen des Abtes im Rheintal, Thurgau und Toggenburg seit dem zweiten Kappelerkrieg immer mehr oder weniger den Schikanen und Plackereien des Abtes und seiner Beamten, der katholischen Priester und Mitbürger ausgesetzt. Sie mußten es bei jedem Anlaß erfahren, daß sie Leute minderen Rechtes seien, aller Willkür preisgegeben. Aber wie gegen das Ende des 17. Jahrhunderts das Verhältnis zwischen den beiden Konfessionen in der Eidgenossenschaft überhaupt gespannter wurde, das Mißtrauen größer und allgemeiner, wie sich namentlich in den paritätischen Kantonen Zündstoff ansammelte zu einer neuen gewaltsamen Explosion, so wurde auch in dem Gebiete des Abtes von St. Gallen der Übermut der herrschenden Partei gegenüber den Evangelischen immer unerträglicher. Der Toggenburger Handel allein hätte wohl kaum zu einem Kriege geführt, wenn nicht die Lage schon längst unhaltbar geworden wäre. So war es in Glarus, wo die katholische Minderheit unterstützt von Schwyz mit Rücksichtslosigkeit sich in den Jahren 1682 und 1683 allen billigen

Digitized by Google

Vergleichen widersetzte. Im Thurgau verfügten die eidgenössischen Boten, daß man bei der Fronleichnamsprozession auf dem Schloß von Frauenfeld schießen müsse, auch wenn ein evangelischer Landvogt dort residiere. In St. Gallen wollte der Abt, entgegen den alten Freiheiten der Stadt und der von Vadian getroffenen Verfügungen, 1697 die Prozessionen durch die Stadt ziehen lassen, so daß diese evangelische Stadt die Tore sperren und Geschütze auffahren lassen mußte. Gegen Ende des Jahrhunderts erneuerten die katholischen Stände ihr Bündnis mit dem in Pruntrut regierenden Bischof von Basel, welches keinen andern Zweck hatte, als die Wiederherstellung der katholischen Religion in den zum Bistum gehörenden, aber mit Bern befreundeten Tälern des Jura. Schon redete man vom Kriege, und 1695 wurde ein regelrechter Kriegsplan gegen Bern entworfen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts setzte der Bischof den Pannerherrn des Münstertales ab, weil er sich bei der Huldigung wie recht und billig auf die Berner als die Schirmherren des Tales berufen hatte. Es drohten kriegerische Verwicklungen. Aber für diesmal konnten die Schwierigkeiten durch eine friedliche Übereinkunft beigelegt werden. Es wurde 1711 eine gewisse Teilung der Gebiete beschlossen in dem Sinne, daß die Felsen unterhalb Moutier die konfessionelle Grenze bilden sollten. Wer reformiert sei, solle im obern Teil des Birstales wohnen, die Katholiken im untern Teil. Daß die Reformierten auch ihrerseits da, wo sie die Mehrheit hatten, rücksichtslos ihre Macht zur Geltung brachten, ist selbstverständlich. Im ganzen aber standen sie doch in der Defensive und mußten sich für ihre Existenz wehren, um so mehr, als der Nuntius beständig die katholischen Stände aufhetzte und auch nach der eben erwähnten Übereinkunft ein „gottloses, feuerblasendes, auf die Zerrüttung der Eidgenossenschaft abzielendes Memorial" einreichte.

So war im Grunde mehr als genügend Ursache vorhanden zu einer Entscheidung mit den Waffen, als der Toggenburgerhandel ausbrach. Zuerst schien es eine rein politische Angelegenheit zu sein, indem sich die Untertanen des Abtes gegen die ihnen auferlegten Frondienste bei Straßenbauten auflehnten. Sogar Schwyz nahm sich ihrer an und erklärte: „Wenn auch die Toggenburger Türken und Heiden wären, so seien sie doch ihre Bundesgenossen und Landsleute; denen wollten sie zum Rechte helfen!" Allein bald kam es auch zu konfessionellen Streitigkeiten. Die Katholiken von Hennau schlossen am Palmsonntag 1709 den Evangelischen, die eben ihre „Katechisation" halten wollten, die bisher gemeinsam benützte Kirche zu. Es entstand auf Anstiften des katholischen Priesters ein Tumult, bei welchem, wie Hottinger erzählt, der evangelische Schulmeister, ein 70jähriger Mann, von dem katholischen Meßner so übel traktiert wurde, daß man ihn für tot nach Hause trug. Am Ostersonntagnachmittag wollten sich die Evangelischen, verstärkt durch junge Leute von Oberglatt, den Eintritt in die Kirche erzwingen. Ehrerbietig baten sie

Digitized by Google

den Priester um die Schlüssel, die er ihnen mit den Worten aushändigte: „Ihr lutherische Böcke, ich sehe wohl, ihr habt heut den Gewalt“, und zu den rasch herbeigeeilten Katholiken sich wendend, fügte er bei: „Ihr, meine Schäflein, heut müssen wir den Lutherischen weichen, aber über acht Tage wollen wir sie überreiten wie die Güggel.“ Dies Wort zündete. Ein Katholik hob einen Stein auf und warf ihn gegen den evangelischen Prädikanten, daß er zu Boden fiel. Damit war das Zeichen zum Kampf gegeben. Der Priester wurde gefangen genommen und nach Lichtensteig geführt, wo ihn der Landrat aber befreite. Der Meßner wurde mißhandelt und getötet. Unter dem Schutz der Knechte des Abtes zog der Priester wieder in Hennau ein, nachdem er in Wyl als Märtyrer gefeiert worden war. Der evangelische Pfarrer mußte weichen, und sein Nachfolger konnte nur verkleidet und im Verborgenen seines Amtes walten.

Nun stellte sich Schwyz auf die Seite des Abtes, während Zürich und Bern sich der Toggenburger annahmen. Die Erregung stieg auf beiden Seiten aufs höchste. Der Nuntius und der Schultheiß Dürler von Luzern ermunterten den Abt zum Festhalten. In Bern und Zürich vertraten einflußreiche Männer, wie der Schultheiß Willading und der Antistes Klingler ebenfalls den Standpunkt, daß jetzt die Waffen entscheiden müßten. Die Tagsatzung wollte zwar vermitteln, aber im Frühjahr 1712 brachen aufs neue Streitigkeiten aus. Die evangelischen Toggenburger, unterstützt von dem Zürcher Rahholz, nahmen das Städtchen Wyl ein, während die katholischen Truppen ungeachtet der bernischen Friedensverhandlungen, die freien Ämter besetzten. Jetzt überschritten auch die Berner die Grenze und vereinigten sich mit den Zürchern. Die Katholiken, die auf die Hilfe von Frankreich und Österreich vertraut hatten, aber im Stiche gelassen wurden, verloren zu Anfang des Krieges verschiedene Gefechte gegen die Zürcher und Berner. Dafür siegten sie in dem blutigen Gefecht bei Sins am 21. Juli, in welchem sich die waadtländischen Truppen unter Oberst Monnier durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Monnier fiel nach heldenmütiger Gegenwehr. Schuld an dieser Niederlage war wieder einmal, daß Berner und Zürcher nicht vereint operierten. Die Scharte wurde bald darauf, am Jakobstage, 25. Juli, durch einen glänzenden Sieg der Berner über die Katholischen bei Vilmergen ausgewetzt. Hier standen sich 8000 Berner und 10 000 Luzerner, Unterwaldner, Schwyzer und Zuger gegenüber. Mit dem Feldgeschrei: „Gott mit uns“ griffen die Berner an, die Feinde antworteten: „Jesus Maria“. Sechs Stunden wogte die Schlacht hin und her, und ganze Teile des bernischen Heeres wurden zurückgedrängt und zersprengt. Die Feldherren Niklaus von Diesbach und Johann von Sacconey wurden verwundet, der Generalquartiermeister von Tscharner fiel. Der linke Flügel unter Hans Rudolf Manuel, der seinen Gegner besiegt hatte, war zu schwach, um Widerstand zu leisten. Da sammelte

Digitized by Google

der greise Venner Samuel Frisching die Reste des Heeres mit den Worten: „Kinder, ich will euer Vater sein und mit euch sterben, weichet nicht von mir.“ Unterstützt durch frische, von Lenzburg her anrückende Truppen, machte er einen letzten Vorstoß, der die siegesgewissen Feinde der blutigen Frucht dieses Tages beraubte und den Sieg zugunsten der Berner entschied. Der katholische Feldherr Pfyffer wurde getötet. Mit ihm bedeckten bei 3000 Katholiken das Schlachtfeld. Die Berner hatten 200 Mann verloren, über 400 waren verwundet.

Da auch die Zürcher unter Oberst Werthmüller und Hauptmann Keller die Angriffe der Schwyzer und Zuger in blutigen Gefechten bei Hütten und bei der Bellenschanze abgeschlagen und Rapperswil eingenommen hatten, gaben die katholischen Stände den Widerstand auf und bequemten sich im August 1712 zum Frieden. Derselbe sicherte den reformierten Ständen für die Zukunft das Übergewicht und verschaffte ihnen auch einen Gebietszuwachs. Baden und ein Teil der freien Ämter kam unter Zürich und Bern, ebenso Rapperswil. Doch wurden die neuen Gebiete in ihrer Religion belassen. Im Thurgau und Rheintal wurde der Grundsatz der Parität strikte durchgeführt. Als sich 1718 die Toggenburger dem Abte unterwerfen mußten, wurde auch ihnen die Religionsfreiheit und ein gewisser Anteil an der Verwaltung gewährleistet. In Bern war der Jubel über diesen Sieg besonders groß. Die Feldherren wurden reich belohnt und ihre Bildnisse in der Stadtbibliothek aufgehängt. Hatte bisher Freiburg den Jahrestag der ersten Vilmergerschlacht durch einen jährlichen Siegestag gefeiert, so wurden nun alljährlich am Jakobstag die Höhenfeuer angezündet, zum geheimen Ärger der Unterlegenen.

Eine Versöhnung war dieser Aarauer Friede von 1712 nicht. In den Herzen der katholischen Miteidgenossen wurzelte sich der Groll und das Verlangen nach Rache fest. Die Hoffnung auf Wiederherstellung der früheren Übermacht mit Hülfe Frankreichs war fortan der leitende Gedanke ihrer Politik. In Wirklichkeit war es nicht mehr ein Bund der Eidgenossen, sondern zwei konfessionell getrennte Bünde. Aber für die gesunde Entwicklung der Eidgenossenschaft war es nötig, daß die Übermacht der katholischen Stände gebrochen wurde. So schmerzlich auch die konfessionelle Spaltung und die gegenseitige Verbitterung war, der Sieg von Vilmergen war doch ein Vorbote besserer Zeiten.

Auch auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens kann von Vorboten besserer Zeiten gesprochen werden. Zwar galt der Glaubenszwang noch unvermindert, und die Regierungen der reformierten Stände duldeten keine Abweichung von der Kirchenlehre. Das mußten die verschiedenen Gruppen von Pietisten erfahren, mit denen wir uns im nächsten Kapitel beschäftigen werden. Allein es brach sich doch unter den Vertretern der reformierten Theologie, zum Teil unter dem Einfluß des Pietismus und

Digitized by Google

der beginnenden Aufklärung, eine freiere Anschauung Bahn, die auf das Praktische und Religiöse mehr Wert legte, als auf die gelehrten Spitzfindigkeiten und Grübeleien der älteren reformierten Kirchenlehrer. Drei Männer sind es, welche jetzt einen milderen Standpunkt vertraten, der Basler Samuel Werenfels, der Neuenburger Friedrich Osterwald und der Genfer Alphons Turretin. Ihr Bestreben ging darauf aus, die Consensusformel, in welcher die extreme calvinische Theologie ihren Ausdruck gefunden hatte, zu beseitigen und damit den Anstoß aus dem Wege zu räumen, welcher das herzliche Einvernehmen der reformierten Kirchen untereinander gestört und das Gewissen so mancher aufrichtiger und redlicher Glieder der Kirche bedrückt hatte. Auch in den reformierten Kirchen von England und Preußen, dessen hohenzollersches Herrscherhaus sich der reformierten Konfession angeschlossen hatte, war diese Formel auf Widerstand gestoßen. Dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen lag es sehr daran, daß sie fallen gelassen werde. Unter dem Einfluß von Samuel Werenfels hat sich auch die Basler Geistlichkeit bei der Regierung im Jahr 1723 in diesem Sinne verwendet. Werenfels, der Sohn des Antistes Peter Werenfels, geboren 1675 und gestorben 1740, war Professor der Rhetorik und später der Theologie in Basel. Er war ein Mann von durchaus versöhnlichem Geiste und beseelt von dem edlen Drange, eine Vereinigung aller aufrichtig gläubigen Protestanten herbeizuführen, ja wenn es möglich gewesen wäre, selbst mit den Katholiken. Er lehnte entschieden alle unfruchtbaren Wortstreitigkeiten der Theologen ab, weil sie doch nur Zertrennung anrichten, und mahnte „alles auf den Kern und die Wahrheit des Christentums zu bauen, in welchem alle Christen und alle Zeitalter übereinstimmen". In seinen Predigten gab er selbst das gute Beispiel, indem er, statt die Lehren und Anschauungen anderer zu kritisieren und mit überflüssiger Gelehrsamkeit und falschem Pathos die theologischen Glaubens-

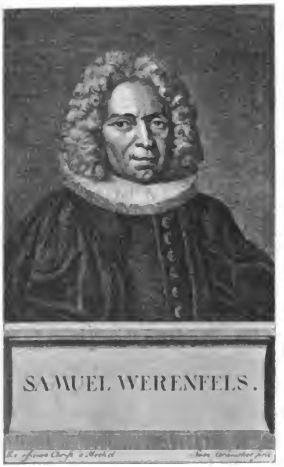


Abb. 64. Samuel Werenfels.

Digitized by Google

sätze zu verteidigen, mit seiner innerlichen warmen Frömmigkeit die einfachen großen Wahrheiten des Evangeliums verkündigte. So erfüllte er selbst, was die Basler Geistlichkeit in jenem Gutachten forderte: „die besten Mittel zu Erhaltung brüderlicher Einigkeit sind nach unserm Urteil, wenn Prediger und Lehrer mehr auf Gottes, als auf ihre eigene Ehre sehen, alles, was nicht zur Erbauung dient, auf die Seite setzen, in unnützen Spekulationen und Subtilitäten keinen eitlen Ruhm suchen, alles in ihren Lehren und Predigten sorgfältig vermeiden, was andere Brüder stoßen könnte, endlich, vor allen Dingen das Hauptwerk des Christentums immer treiben, und von Nebensachen kein großes Werk machen."

Abb. 65. Friedrich Osterwald.

Im gleichen Sinne wirkte der mit ihm befreundete Friedrich Osterwald von Neuenburg, geboren 1663 und gestorben 1747. Er hatte in Zürich, Saumur, Paris und Orléans studiert und vertrat in der Folgezeit auch die milderen Anschauungen der Schule von Saumur. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt Neuenburg wurde er zum Helfer und bald darauf zum Pfarrer in Neuenburg berufen, und zwar an die neue Kirche, den Temple du Bas, den man für den beliebten Prediger erbaut hatte. Neben seinem Pfarramte hielt er Vereinigungen mit Studenten, ähnlich den pietistischen Bibelkränzchen, durch die er einen solchen Einfluß auf die jüngere heranwachsende Geistlichkeit errang, daß er der zweite Reformator von Neuenburg genannt wurde. Durch seine zahlreichen gelehrten Abhandlungen erwarb er sich im In- und Ausland Ansehen. Selbst überzeugungstreue Katholiken, wie der Bischof Fénélon, redeten mit Achtung von ihm. Er war kein schöpferischer Theologe. Seine Bedeutung lag vielmehr darin, daß er mit tiefer Religiosität den Sinn für das in jener Zeit Notwendige und Heilsame verband. Er überging die nach seiner Meinung überlebten Lehrsätze der strengeren Calvinisten einfach mit Stillschweigen und stellte dafür die klaren Wahrheiten des Evangeliums in

Digitized by Google

den Vordergrund. Darum fanden seine Gegner und die bernische Zensur keine rechte Handhabe, um ihn zu verdammen. Aber sie behandelten ihn doch mit höchstem Mißtrauen, weil sich die wegen ihres Widerstandes gegen die Consensusformel gemaßregelten waadländischen Pfarrer auf ihn beriefen, und weil er seiner neuenburgischen Kirche, welche diese Formel nie anerkannt hatte, ihre Freiheit wahrte. Sein Grundsatz gegenüber diesen Lehren war: „alles, was notwendig ist, ist auch klar, und was dunkel ist, ist nicht notwendig". Darum hat er die calvinischen Lehren von der Prädestination, der Verdammung der Heiden und der Unfähigkeit des Menschen zum Guten abgelehnt. Sein Wirken war durchaus auf das Praktische gerichtet, auf die Weckung des lebendigen Glaubens und die Pflege des sittlichen Lebens. Diese Grundsätze hat er in einem ausgezeichneten Katechismus niedergelegt, der bald an der Stelle des calvinischen in der Neuenburger und in der Genfer Kirche eingeführt wurde. Bern untersagte seine Einführung in der Waadt, so daß er in dieser Kirche erst nach der Trennung von Bern Aufnahme finden konnte. Dafür fand er in England, Deutschland und Holland Verbreitung. Die beste Gabe aber, die er den reformierten Kirchen welscher Zunge hinterließ, waren nicht seine theologischen Abhandlungen, sondern seine Bibelübersetzung, die ihm ein bleibendes und dankbares Andenken sichert. Um der geistlichen Verwahrlosung und Unwissenheit des Volkes abzuhelfen, gab er von 1709—1715 eine populäre Bibelerklärung mit einem verbesserten Bibeltext heraus. Der letztere ist die berühmte „Version Osterwald", die noch heute weitverbreitete französische Bibelübersetzung.

Der bedeutendste Theologe dieses „helvetischen Triumvirates" war Alphons Turretin oder Turretini, der Sohn des bereits genannten Franz Turretin, geboren 1671 und gestorben 1737. Durch seine umfassenden Studien an holländischen und englischen Hochschulen und durch seinen Verkehr mit hervorragenden Zeitgenossen hat er sich einen weiten und freien Blick erworben. Er wurde bald nach seiner Rückkehr nach Genf zum Professor ernannt und trat nun entschieden für die Abschaffung der Consensusformel ein. In einem großangelegten Werke, betitelt „die Wolke von Zeugen", suchte er mit den Zeugnissen der heil. Schrift und der Kirchenlehrer darzutun, daß sich der Glaubenszwang, wie er durch die Orthodoxie und das gegenwärtige System des Staatskirchentums gefordert werde, nicht mit der Freiheit der christlichen Religion und dem Wesen des Glaubens als einer Angelegenheit des Gewissens vertrage. Auch die calvinische Erwählungslehre gab er als bindende Lehre für die christliche Religion preis, da „beide Ansichten fromm gemeint seien, beide unübersteiglichen Schwierigkeiten begegnen und für beide angesehene Männer sprächen".

Der Kampf gegen die Consensusformel erregte hauptsächlich im bernischen Waadtlande die Gemüter, da diese Kirche den Einflüssen von

Digitized by Google

Osterwald und Turretin und der französischen Theologen weit zugänglicher war als die Kirchen von Bern und Zürich. Bern hat schließlich, durch Zürich ermuntert, 1722 seine waadtländischen Geistlichen gezwungen, ihre Unterschrift zu der Formel und den beigefügten Erläuterungen zugeben. Einer der Professoren, Polier, und sieben Kandidaten verharrten standhaft bei der Weigerung. Die letzteren wurden vom Kirchendienste ausgeschlossen. Bald darauf beschlossen aber Basel und Appenzell die Aufhebung der „Haderformel". Auch in Graubünden trat eine Minderheit für Abschaffung ein. Sie hat aber, trotzdem sie in Zürich, Bern, St. Gallen und Schaffhausen noch in Geltung stand, ihre Bedeutung durch diese Vorkommnisse vollständig eingebüßt. In Zürich vertrat der Theologe Joh. Jakob Zimmermann, seit 1737 Professor, eine freiere Theologie, welche die Erschütterung des Bekenntniszwanges anbahnte. In demselben Jahre unterlag auch die orthodoxe Partei zum erstenmal bei der Wahl eines Antistes, indem Zimmermanns Freund Johann Conrad Wirz gewählt wurde. Ein Zeichen der Zeit war es, daß kurze Zeit darauf, 1725, der bernische Rat dem Geistlichkeitskonvente eine Revision der Liturgie vorschlug, weil „einige Stellen der Taufliturgie

Abb. 66. Ein Antistes der Zürcher Kirche.
(J. C. Wirz 1688–1769.)

Digitized by Google

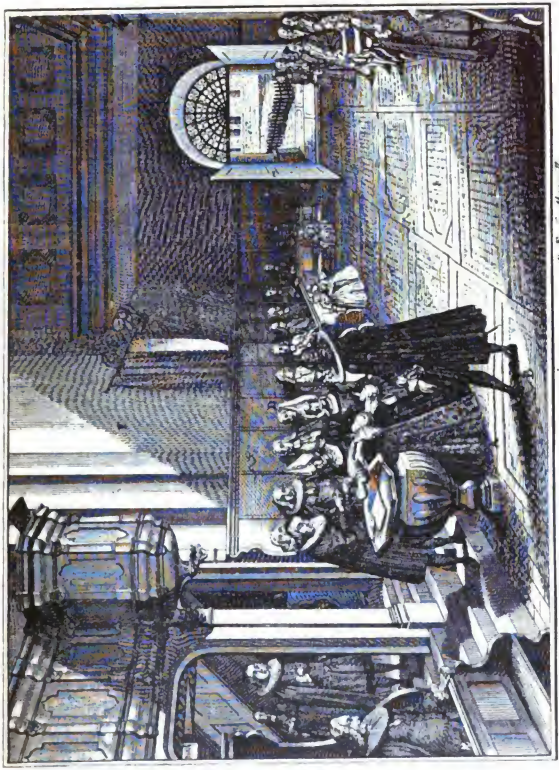


Abb. 67. Die Taufe eines Kindes.

bei vielen Leuten Anstoß erregten".' Dazu gehörte ein Passus, der von dem „unbeweglichen Vorsatz der göttlichen Wahl" redete. Nachdenkende Leute meinten, es habe keinen Sinn, für die Täuflinge zu beten, wenn ihr ewiges Schicksal, die Erlösung oder die Verwerfung, durch die gött-

Digitized by Google

liche Erwählung bereits entschieden sei. In den längere Zeit andauernden Verhandlungen und Beratungen über die Liturgie wehrten sich verschiedene Geistliche gegen jede Änderung der Lehre. Aber in der Liturgie, welche dank den unermüdlichen Bestrebungen des Archidiakon Johann Jakob Zehender und seines Mitarbeiters Isaak Siegfried 1761 endlich fertiggestellt wurde, wurde dieser Satz doch fallen gelassen und auch sonst da und dort auf die geäußerten Wünsche Rücksicht genommen. Diese Liturgie, die als Sammlung von Kirchengebeten und Formularen für die Amtshandlungen einen wirklichen Fortschritt bedeutete und bis 1846 im Gebrauch war, vertrat nun den Standpunkt der milden und frommen Orthodoxie, wie sie im großen und ganzen im 18. Jahrhundert der Ausdruck des Glaubens der Kirche war.

19. Kapitel.

Der Pietismus.

Daß in der Kirche allmählich doch eine mildere und versöhnlichere Richtung aufkommen konnte, das ist neben der Aufklärung das Verdienst jener gewaltigen Geistesbewegung zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, die wir mit dem Namen Pietismus (von dem lateinischen pietas, Frömmigkeit, abgeleitet) zu bezeichnen pflegen. Sie ging von Deutschland aus, von Philipp Jakob Spener und August Hermann Francke. Diese religiöse Bewegung war die erste kräftige Reaktion gegen die tote Rechtgläubigkeit, die sich in Bekenntnisstreitigkeiten aufzehrte und darüber die Pflege des religiösen Lebens vernachlässigte. Die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges hatten den Boden vorbereitet und das Verlangen nach einer religiösen Wiedergeburt des Volkes geweckt. Die Zustände in den einzelnen Kirchen Deutschlands, nicht zum wenigsten in der Geistlichkeit, waren derart, daß eine eigentliche Reformation nötig war, nicht sowohl der Lehre als des Lebens. Philipp Jakob Spener, Pfarrer in Frankfurt a. M., war der Mann, der in seiner Schrift „Pia Desideria“ (fromme Wünsche) diesem allgemeinen Verlangen einen hinreißenden Ausdruck gab. Die Schrift ist, wie seinerzeit Luthers Thesen, in kürzester Zeit über ganz Deutschland verbreitet worden. Seine Forderungen waren: einfache, klare, verständliche Predigt des Wortes Gottes statt der gelehrten oft mit Fremdwörtern gespickten Kanzelreden und der Streitreden gegen Andersdenkende; sodann Durchführung der Lehre vom allgemeinen Priestertum in dem Sinne, daß nicht nur die Geistlichen das Wort Gottes verkündigen

Digitized by Google

sollten, sondern auch die Laien, und zwar im häuslichen Kreise und in kleineren privaten Vereinigungen. So entstanden die Konventikel und Bibelkränzchen (Collegia philobiblica) zur Ergänzung des öffentlichen Gottesdienstes und zur Pflege der geistigen Gemeinschaft. Die Bibelkränzchen und Versammlungen, die an der Universität Leipzig entstanden und alsbald großen Anklang fanden, wurden das äußere Erkennungszeichen dieser auf persönliche Frömmigkeit drängenden Bewegung. Die herrschende Orthodoxie trat den Konventikeln schroff entgegen. Nicht ganz ohne Grund befürchtete man, daß in diesen Versammlungen unnüchterne und schwärmerische Elemente die Führung an sich reißen könnten. Der Hauptgrund der Feindschaft aber war vielfach Neid und Eifersucht. Dazu kam eine ganz beschränkte katholische Auffassung von der Kirche, nach welcher die Kirche der einzige Ort sein sollte, um Gottes Wort zu hören und Gott zu dienen, und der ordinierte Pfarrer der einzige Zeuge des Evangeliums. Daß Jesus die Aufgabe, von ihm zu zeugen, allen Jüngern befohlen, und daß diese Jünger nicht Schriftgelehrte und Theologen, sondern Fischer und Zöllner, einfache Laien, gewesen waren, das wurde von seiten der lutherischen Kirchenmänner vollständig übersehen. Das innere Erkennungszeichen der pietistischen Richtung, welches namentlich von Francke in Halle, dem Gründer der großen Waisenanstalten, betont wurde, war die Forderung der Bekehrung. Nicht die Taufe sei die Wiedergeburt, wie die lutherische Kirche lehrt, sondern die Bekehrung, die persönliche Annahme des Heils, welcher eine ernstliche Buße und ein tiefes Gefühl der natürlichen Sündhaftigkeit vorangehen müsse. So lehrte Francke.

Bei einzelnen von dieser Bewegung Ergriffenen traten, wie bei den Wiedertäufern in der ersten Zeit, schwärmerische Neigungen hervor, die sie verleiteten, die Kirche wegen der Lauheit vieler ihrer Glieder zu verlassen und sich zu kleinen Gemeinschaften von Erweckten zusammenzuschließen. Das war nun freilich nicht die Absicht Speners und Franckes, die vielmehr durch die pietistischen Vereinigungen eine Erneuerung der Kirche erstrebt hatten. Eine ecclesiola in ecclesia, ein Kirchlein in der Kirche sollte der Pietismus sein. Daneben aber wurde auch der Gedanke einer Union, einer Verbindung aller Christen in allen Kirchen und Konfessionen kräftig gepflegt. Was Duraeus umsonst angestrebt hatte, das suchte nun der Pietismus zu verwirklichen. Allerdings stieß er gerade deshalb auf schroffen Widerstand bei den orthodoxen Lutheranern und Reformierten. Besonders die Herrnhutische Brüdergemeinde, gestiftet von dem Grafen Zinzendorf, hat das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Christen neu belebt. Der Widerstand der Staatskirchen, der an vielen Orten in schwere Verfolgung überging, drängte zu Anfang des 18. Jahrhunderts viele, die nicht an Separation gedacht hatten, auf die Bahn der Absonderung. So entstand neben dem kirchlichen Pietismus

Digitized by Google

ein unkirchlicher, aus dem sich Sekten bildeten. In ihnen dominierte die mystische Schwärmerei. Der weitaus größere Teil der Pietisten blieb aber der Kirche treu und wirkte in ihr als kräftiges Salz, so daß die starren Anschauungen von der Lehre und der Zugehörigkeit zur Kirche allmählich einer mildern Auffassung Platz machten. Den Niederschlag dieses Segens haben wir in den Kirchenliedern dieser Periode, die, wie z. B. die Lieder Zinzendorfs, noch heute Lieblingslieder der evangelischen Kirche sind.

Diese Bewegung warf nun ihre Wellen auch in unser Vaterland. Der zunehmende Verkehr der Völker untereinander machte es je länger je mehr unmöglich, daß die einzelnen Kirchen voneinander unberührt und isoliert bleiben konnten. Auch die künstlichen konfessionellen Schranken konnten auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. So wurden Speners Schriften auch in der Schweiz gelesen. Lutherische Pietisten, die aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, kamen in den Jahren 1689 und 1696 in die Schweiz, um in dem Lande der Freiheit ihres Glaubens leben und von ihren beseligenden Erfahrungen des Heils in Christus zeugen zu können. Obschon sie in Schaffhausen, Basel, Zürich und Bern freundliche Aufnahme und Zulauf fanden, war ihres Bleibens doch nirgends lange. Als Lutheraner und als Verkündiger von Irrlehren, z. B. der Sündlosigkeit der Wiedergeborenen, waren sie den Geistlichen und Behörden verdächtig und mußten bald wieder weichen. Aber ihre Saat ging auf. Die von ihnen begründeten Konventikel bestanden fort und mehrten sich zu Stadt und Land in ungeahnter Weise. Das wäre kaum der Fall gewesen, wenn der Pietismus nur ein fremdes importiertes Gewächs, wenn nicht auch in unsern Kirchen das Bedürfnis nach einer natürlichern und lebendigern Verkündigung des Evangeliums vorhanden gewesen wäre. Es haben denn auch nachgewiesenermaßen in Bern schon vor dem Auftreten der auswärtigen Studenten pietistische Versammlungen bestanden. Die inneren Zustände in den beiden Konfessionen waren eben im wesentlichen dieselben: starre Kirchlichkeit, toter Glaube, Herrschsucht, Unduldsamkeit und Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Forderungen des Evangeliums, so daß auch die Mittel und Vorschläge zur Abhilfe im großen und ganzen dieselben sein mußten. Die Tatsache, daß so viele aufrichtige Christen nun bald seit zwei Jahrhunderten der Kirche fern blieben und trotz aller Verfolgungen sich zu den Wiedertäufern hielten, mußte es allen Einsichtigen klar machen, daß die Reformation der Kirche noch nicht abgeschlossen sein konnte. Auch die Kirchenbehörden und Staatsmänner konnten sich dieser Einsicht nicht verschließen. Auf den Synoden kamen diese „Ursachen der Täufersekte" offen zur Sprache. Trotzdem nahm die Kirche gegen den Pietismus, der ohne Separation in der Kirche selbst die so notwendige Erneuerung anbahnen wollte, eine feindselige Haltung ein. Der Pietismus wurde mit den Lehren der Sozi-

Digitized by Google

nianer, älterer und neuerer Mystiker, von Tauler, Böhme, Weigel, Tennhardt u. a., und des Amyraldismus verdammt. Heidegger in Zürich trat schon 1691 der Vollkommenheitslehre der Pietisten mit einer Abhandlung über „die Unvollkommenheit der Wiedergebornen“ entgegen.

Die Kirchen von Zürich und Bern wurden von 1689 an durch die pietistische Bewegung beunruhigt. In Zürich hatte der Barbiergeselle Friedrich Speyer pietistische Konventikel ins Leben gerufen. Er mußte sich wegen „unbefugten Lehrens“ vor dem Kirchenrat verantworten und wurde des Landes verwiesen. Dasselbe Schicksal erlitt der Kandidat Johann Georg Ziegler 1692 „wegen seiner unrichtigen Glaubenslehre und gemachten Anhanges, auch wegen verdächtiger Konventikel“. Trotzdem breitete sich die Bewegung im stillen weiter aus. Der Bankier Heinrich Locher, welcher Bücher und Schriften von Tauler, Böhme und einer mit prophetischem Geiste begabten Engländerin Jane Leade verbreitet hatte, wurde 1698 einige Tage gefangen gesetzt. Die Schriften wurden verboten, und die Teilnehmer an den Konventikeln verwarnt. Als diese Maßregeln nichts fruchteten, ging die Obrigkeit strenger vor. Der Theologiestudent Reutlinger wurde ungeachtet der guten Zeugnisse, die ihm seine Professoren ausgestellt hatten, aus dem geistlichen Stande ausgestoßen, weil er mit den Pietisten in Bern in Korrespondenz getreten war. Andere wurden gebüßt oder gemahnt. Immerhin hatten diese Ereignisse das Gute, daß Männer aus dem Laienstande, der Bürgermeister Escher, sein Sohn Kaspar Escher und der Obmann Bodmer, eine allgemeine Reform in Staat, Kirche und Schule forderten, um die Übelstände abzustellen, „die allen frommen und aufrichtigen Christen zum Anstoß gereichten.“ Eine Reformation am Haupt der Kirche war allerdings auch notwendig. Der bereits erwähnte Antistes Antonius Klingler zeichnete sich wohl durch Gelehrsamkeit und Kanzelberedtsamkeit aus, aber er war im höchsten Grade unduldsam, fanatisch und abergläubig. Die Geistlichkeit quälte er wie seine Vorgänger durch kleinliche Vorschriften, die Bürgerschaft durch unnötige Sonn- und Festtagsvorschriften. Für sich selbst reklamierte er den Titel „Exzellenz“. Als strammer Kirchenmann ist er zwar auch der Obrigkeit gegenüber unerschrocken für die Rechte der Kirche eingetreten. Aber wehe dem, der sich einer Irrlehre verdächtig machte! Da kannte Klingler kein Erbarmen. Verschiedene Geistliche wurden unter ihm abgesetzt, andere gemaßregelt. Endlich hat sich Klingler durch seinen Aberglauben und seine Teilnahme an einem Hexenprozeß eine traurige Berühmtheit erworben.

Kurz vor Klinglers Tode trat nun eine Kommission von 11 Ratsmitgliedern und 29 Geistlichen zusammen, um über „die Verbesserung des gänzlich erkalteten und fast verfallenen Christentums“ zu beraten. Die Kommission schlug verschiedene gutgemeinte Reformen vor, welche sich auf den Staat und die Kirche bezogen. Der neue Antistes Peter Zeller

Digitized by Google

vertrat sie geschickt der Regierung gegenüber. Aber im ganzen hatte das Reformationsgeschäft wenig Erfolg. Bodmer, der allerlei ehrgeizige Pläne in sich herumtrug, zog sich verbittert zurück und schloß sich immer mehr den unkirchlichen Pietisten an. Doch darf es als ein Fortschritt zum Bessern angesehen werden, daß jetzt einige junge Geistliche, unter ihnen der feurige Johann Jakob Ulrich, Pfarrer am Oetenbach, um die Erlaubnis einkamen, erbauliche Zusammenkünfte nach dem Vorgang von Spener halten zu dürfen. Sein Kollege, der Diakon Peracher, ein übergetretener Jesuit, griff ihm deswegen als Irrlehrer und pharisäischen Pietisten an. Aber Ulrich verteidigte sich mit Erfolg und Peracher mußte widerrufen. In diesen von Ulrich angeregten Kreisen fanden auch die Missionsbestrebungen des Franckeschen Pietismus tatkräftige Unterstützung.

In Bern waren vier Theologiestudenten, Samuel Güldin, Jakob Dachs, Samuel Schumacher und Christoph Lutz, die ersten kirchlichen Vertreter des Pietismus. Durch herzliche Freundschaft verbunden, beschlossen sie, „alles theologische Zanken und Disputieren zu lassen, sich des bei Studiosis üblichen Saufens und Schwärmens zu enthalten", dafür gemeinsam zu beten und die Bibel zu lesen. Sie empfingen im Ausland durch den Verkehr mit gleichgesinnten Freunden mannigfache Anregungen, nicht zwar, wie Güldin sagt, „eine neue Lehre, sondern Erweckung eines lebendigen Glaubens im Herzen, der sich durch eine neue Kraft und Freudigkeit in Lehr und Leben hervorgetan." Als sie nach Bern zurückgekehrt waren, fingen sie an, Krankenbesuche zu machen und die Jugend zu vereinigen. Es mag auch sein, daß sie sich geringschätzig über das theologische Studium äußerten und dadurch dem Konvent, d. h. der obersten Kirchenbehörde, verdächtig wurden. Die Wirkungen des neuerwachten Lebens zeigten sich in den Gemeinden dieser jungen Geistlichen. Sie predigten anders als es bisher Sitte war, nicht gelehrt, sondern populär, nicht polemisch gegen „Päpstler und Sektierer", sondern erbaulich, nicht lateinische Brocken hineinmengend, sondern deutsch, mitunter etwas derb, so daß auf dem Lande um Bern herum eine mächtige Bewegung entstand. In Belp kam es während der Predigt des Vikars Müller, eines Gesinnungsgenossen von Güldin, vor, daß starke Männer zitterten. Die Kirchen waren gedrängt voll. Von weit her strömte das Volk herbei, um diese ungewohnten mächtigen und durchschlagenden Zeugnisse zu hören.

Unterdessen vermehrten sich auch die Konventikel in der Stadt, in welchen hauptsächlich Laien als Redner auftraten. Angehörige von alten adeligen und bürgerlichen Geschlechtern schlossen sich mit einfachen Leuten zu einer herzlichen Gemeinschaft zusammen. Vielen erschien das als eine gefährliche Neuerung, daß vornehme Damen mit Mägden auf der gleichen Bank saßen. Andere munkelten, daß eine sündliche Absicht die Pietisten nächtlicherweise zusammenführe, während diese es nicht begreifen konnten,

Digitized by Google

daß man sich „um solcher christlichen Versammlungen willen verantworten müsse, da doch die Freß-, Sauff- und Spielzusammenkünfte nächtlich und täglich gehalten“ werden dürften. Immerhin blieben die Pietisten vorerst noch unbehelligt. Im Schulrat waren der Präsident Johann Bernhard von Muralt und verschiedene Mitglieder den pietistischen Studenten gewogen und schützten sie vor den Anfeindungen des Konventes. Der Professor der griechischen Sprache Elisaens Malacrida, der den Versammlungen beigewohnt hatte und wegen Irrlehre angeklagt war, fand beim Schulrat sein Recht. Ende 1696 wurde Güldin, den der Konvent eben maßregeln wollte, von der Regierung sogar zum Helfer nach Bern gewählt, zur großen Freude aller Pietisten und zum unverhohlenen Ärger der herrschenden orthodoxen Richtung. Die Stadt spaltete sich in zwei Lager, die sich nach den beiden Führern Dekan Bachmann und Helfer Güldin „bachmannisch“ und „güldisch“ nannten. Das größte Aufsehen erregte aber der Anschluß Samuel Königs an die Pietisten. Dieser glänzend begabte junge Mann, geboren 1670, war auf seinen Studienreisen in England und Deutschland mit Schwärmern, Mystikern und Pietisten zusammengekommen und hatte von ihnen einen tiefgehenden Einfluß erfahren. Vor allem ging ihm im Umgang mit ihnen die Bedeutung der urchristlichen Reichs-Gottes-Hoffnung auf. In Bern 1693 zum Spitalprediger ernannt, trat er zwar zuerst den Pietisten entgegen, weil er, wie er selbst sagte, sich nicht unbeliebt machen wollte. Als er aber mit einzelnen, wie mit dem Landvogt Niklaus von Rodt, näher bekannt wurde, stellte er seine Angriffe ein und erklärte sich offen als Freund derer, die er bisher bekämpft hatte. Rücksichtslos geißelte er die Übelstände in der Kirche und forderte, daß „alle Prediger wiedergeboren sein sollten, wenn sie ein Mittel zur Bekehrung der Menschen sein wollten“. Gegen ihn richtete sich denn auch in erster Linie die Untersuchung, welche die Regierung 1696 in Anbetracht der wachsenden Aufregung und des Drängens des Konventes beschloß. Prof. Rudolf arbeitete 19 Thesen aus, in welchen die pietistischen Lehren vom inwendigen Worte Gottes und vom tausendjährigen Reiche verworfen waren. Aber da die Thesen auch bei der Landgeistlichkeit auf Widerstand stießen, zog sie die Regierung zurück.

Nun aber erregte der Besuch von deutschen Studenten im Jahr 1696 aufs neue den Argwohn der Geistlichkeit und der Behörden. Die herzliche Geistesgemeinschaft der Erweckten mit Lutheranern erschien ihnen für den Bestand der reformierten Kirche gefährlich. Die altgläubigen Geistlichen, vor allem Dekan Bachmann, mahnten von den Kanzeln herab zum Aufsehen. Endlich setzte die Regierung im Jahr 1698 eine „Spezialkommission gegen Quäckerey, unerlaubte Versammlungen und Sonderungen in Lehren“ ein, bald darauf eine eigene Religionskommission, der die ausgesprochensten Gegner der Pietisten, Prof. Rudolf, Prof. Wyß,

Digitized by Google

Pfarrer Eyen und Dekan Bachmann angehörten. Nach langen und interessanten Verhören, über die der Verfasser dieses Buches in seiner Geschichte des Pietismus in der Schweiz ausführlich berichtet hat, fällte der Rat 1699 sein Urteil. Spitalprediger König wurde wegen seiner Angriffe auf die Regierung und respektloser Behandlung der ihm vorgesetzten Geistlichen, sowie wegen Irrlehre des Amtes entsetzt, seiner geistlichen Würde entkleidet und des Landes verwiesen. Güldin und Lutz wurden von ihren Pfarreien abberufen, Vikar Müller abgesetzt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt, Pfarrer Schumacher und Dachs verwarnt, viele Laien gebüßt und einige Studenten, unter ihnen Samuel Lutz, der nachmals so bekannte Pfarrer von Amsoldingen, gemaßregelt. Endlich beschloß der Rat als wirksamste Maßregel gegen alle Neuerungen, den Untertanen eine Eidesformel vorzulegen, den sog. Assoziationseid, um „die Uniformität des Glaubens, der Lehre und des Gottesdienstes wieder männiglich zu schützen und hingegen alle dawiderlaufenden Meinungen und Neuerungen, sonderlich die gegenwärtig im Schwange gehenden, abzuwehren". Alle stimmfähigen Männer mußten diesen Eid schwören. Zehn Ratsherren, die sich weigerten, den Eid zu leisten, verloren ihr Amt und ihr Bürgerrecht, unter ihnen Friedrich von Wattenwyl von Montmirail, der spätere Freund Zinzendorfs, und Niklaus von Rodt. Noch stärker war, wie S. 206 bereits erwähnt worden ist, der Widerstand gegen den Assoziationseid im Waadtlande, wo er mit einem Zusatz wider den Pietismus, Sozianismus und Arminianismus beschworen werden mußte, um damit auch die Gegner der Consensusformel zur Unterwerfung zu zwingen.

König wandte sich nach Deutschland, wo er, vom Heimweh gepeinigt, ein unstetes Leben führte und in seiner Verbitterung über die ihm widerfahrenen Kränkungen sich an die extremsten Schwärmer und Separatisten anschloß. Erst nach langen Jahren, 1730, erhielt er die Erlaubnis zur Heimkehr und eine Stelle als Professor der orientalischen Sprachen und der Mathematik. Aber predigen durfte er nicht mehr. Er starb vereinsamt 1750. Güldin leistete später den Eid. Er machte sich aber darob solche Gewissensvorwürfe, daß er die Regierung bat, ihn vom Eid zu entbinden. Darauf wurde er zum zweitenmal abgesetzt. 1710 wanderte er nach Amerika aus, um dort seines Glaubens leben zu können. Müller, zu dessen Absetzung noch Gefängnisstrafe kam, starb bald nachher, ebenso die Pfarrer Lutz und Schumacher. Viele wanderten aus und ließen sich in dem Gebiet der Wetteran nieder, wo die Grafen von Isenstein-Büdingen und Berleburg allen um ihres Glaubens willen Verfolgten ein Asyl geschaffen hatten. Die übrigen, welche im Lande blieben und sich äußerlich unterwerfen mußten, erfüllte ein innerer Groll gegen die unduldsame Kirche. Als wenige Jahre nachher die sektiererischen Schwärmer aus der Wetteran, die sogenannten Inspirierten, in die Schweiz kamen,

Digitized by Google

fielen ihnen diese mit der Kirche zerfallenen Elemente in Scharen zu, wie es auch in Zürich und Schaffhausen der Fall war.

In Schaffhausen hatte der Pfarrer Johann Georg Hurter zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Beispiel Franckes nachgeahmt. Er baute mit Hilfe von freiwilligen Gaben ein Schulhaus, um den Kindern seiner zerstreuten Gemeinde den weiten Schulweg in die Stadt zu ersparen. Bald darauf gründete er noch ein Waisenhaus. Seine segensreiche Tätigkeit nahm 1716 ein jähes Ende durch seine Absetzung infolge der auch in Schaffhausen einsetzenden pietistischen Bewegung, so daß er froh sein mußte, ein Stübchen in seinem Waisenhaus zu beziehen, um dort seine letzten Jahre bis 1721 zu verleben.

Diese Bewegung war die Folge des Auftretens der inspirierten Propheten aus der Wetterau. Daselbst hatte im Jahr 1715 unterdessen in trostloser geistlicher Verlassenheit dahinlebenden Separierten eine eigentliche Erweckung stattgefunden. Es war die Fortsetzung einer merkwürdigen Erscheinung unter französischen Hugenotten, den Kamisarden, welche sich, durch die Grausamkeit ihrer Verfolger zum Äußersten getrieben, 1702 mit den Waffen in der Hand Religionsfreiheit erkämpfen wollten. Die Streiter wurden von einer heiligen Begeisterung ergriffen, die sie von Sieg zu Sieg führte. Mit prophetischem Geiste sahen sie sogar die Maßregeln ihrer Gegner voraus. Aber schließlich erlahmte die Widerstandskraft vor der Übermacht. Die Flüchtlinge, denen etwas von dem schwärmerischen Geiste geblieben war, wandten sich nach den Niederlanden, England und Deutschland, fanden aber nirgends bleibend Aufnahme, weil sie alle äußeren Einrichtungen und die Sakramente verwarfen und nur an die Propheten glaubten, die der Geist der Inspiration immer wieder erwecken müsse. In Halle und Berlin gründeten nun einige der Zerstreuten besondere Inspirationsgemeinden. Von da pflanzte sich die Bewegung fort nach der Wetterau, wo verschiedene Separatisten u. a., die Pfarrer Gruber und Ulrich, der Sattlergeselle Johann Friedrich Rock und der Strumpfweber Gleim, alles Leute, welche die Härte und Unduldsamkeit der Kirchenmänner zur Auswanderung genötigt hatte, von dem Geist der Inspiration ergriffen wurden. Der bedeutendste unter diesen Inspirierten war der Prophet Rock, ein Mann von seltener Begabung, von hinreißender Beredtsamkeit und lauterem Charakter. Ihm war es wirklich ernst mit der Erweckung der Seelen und mit dem Wachstum in der Heiligung. Aber an der Kirche sah er nach seinen persönlichen schweren Erfahrungen nichts Gutes mehr. Ihm erschien sie als die große Hure der Offenbarung, als die Babel, die Gott verworfen habe und zerstören werde. Sein Losungswort war immer dasselbe: Fliehet aus Babel! Als seine besondere Aufgabe betrachtete er die Sammlung aller wahrhaft Gläubigen in und außerhalb der Kirche zu Inspirationsgemeinden.

Digitized by Google

Schon vor diesen Inspirierten waren vereinzelte „Illuminierte", d. h. vom Geist erleuchtete Propheten in die Schweiz gekommen, um die Separatisten zu besuchen und zu sammeln. Die begeisterte Aufnahme, die sie überall fanden, beweist, wie allgemein das Verlangen nach einer lebendigeren, neue Bahnen einschlagenden Verkündigung des Evangeliums war. In der Westschweiz hatte der Nürnberger Perückenmacher Johann Tennhard, ein aufrichtiger Mystiker, großen Anklang gefunden. In Yverdon und am Genfer See entstanden kleine Gemeindlein von Mystikern, die sich um Tennhard scharten und sich aus seinen Schriften erbauten. In Vivis war ein angesehener Mann, der Sekretär Magny, ihr Haupt. „Der Stolz, die Habsucht und die Herrschsucht der falschen Hirten der Kirche" hatte ihn schon lange abgestoßen, so daß er die Kirche nicht mehr besuchte. Nun fand er die „Demut, Selbstverleugnung, Willigkeit zum Leiden, Liebe zu den Seelen und einen mit der Lehre übereinstimmenden Wandel" bei diesen Separatisten. Trotzdem Magny keine Propaganda machte, mußte er sich 1713 vor der Verfolgung der bernischen Regierung nach Genf flüchten. Auch hier bildete sich um ihn ein kleiner Kreis von Pietisten, zu dem angesehene Damen, u. a. die spätere Freundin Rousseaus, Frau von Warens, sodann Judith Rousseau und Jeanne Bonnet gehörten. Jeanne Bonnet, die auch mit dem gewesenen Präsidenten des bernischen Schulrates Beat von Muralt in Colombier und mit dem Obmann Bodmer in Beziehung getreten war, mußte ihre Zugehörigkeit zum pietistischen Kreise mit Gefängnisstrafe büßen. Die übrigen Pietisten wurden aus Genf verbannt. Nur in der neuenburgischen Kirche fanden sie dank dem milden osterwaldischen Geiste, der in ihr herrschte, Duldung und Freistätte.

In der Ostschweiz hatten sich die gemaßregelten Pietisten ebenfalls einer schwärmerischen und separatistischen Richtung zugewandt. Obschon ihre geistlichen Führer, Hurter in Schaffhausen, Schärer in Lichtensteig und Ulrich in Zürich, durchaus im Sinn und Geiste eines Spener wirkten, konnten sie es nicht hindern, daß einzelne ihrer Anhänger weiter gingen und durch ihre überspannten Ansichten das Einschreiten der Behörden provozierten. Ein gewisser Kuhn in Dietlikon verwarf die Bibel, weil der Kol. 4, 16 erwähnte Laodizenerbrief in ihr fehle. Ein Felix Thomann wollte die Bibel nur noch italienisch lesen. Eine Anna Geilinger von Winterthur verweigerte jegliche Nahrung, da der heilige Geist sie ernähre. Der eifrigste dieser sonderbaren Schwärmer war der Goldschmied Ulrich Giezendanner vom Toggenburg, ein Schüler und Freund Schärers, der sich als einen von Gott erleuchteten und mit Träumen, Visionen und Engelerscheinungen begnadigten Propheten ausgab. Er wurde 1713 aus seiner Heimat verbannt und wandte sich nach Winterthur und Zürich, wo er unter Geistlichen und Laien großen Anhang fand. Unter andern waren der Pfarrer Jakob Schultheß,

Digitized by Google

Dr. Ulrich Hegner in Winterthur, der Rietmüller Jakob Rathgeb zu Dietlikon und der Obmann Bodmer seine Gesinnungsgenossen. Es war für die Zürcher und Schaffhauser Kirche eine wirklich schwere Zeit, eine „Versuchungsstund", wie es in einer J. J. Hottinger zugeschriebenen Schrift heißt. Es ist den vor allem auf Ordnung und Ruhe haltenden Behörden und Geistlichen nicht zu verargen, daß sie die bis in alle Nacht dauernden Konventikel in der Rietmühle und in der Stadt, die Inspirationen und Konvulsionen der Erweckten und die beginnende Separation nicht gleichgültig nahmen. Giezendanner, der in der Schweiz bei seinen Freunden in hohem Ansehen stand, wurde von den Inspirierten der Wetterau als „ein selbstlaufender, vorwitziger, untreuer Knecht, der sich unterstanden, den Namen des Herrn zu mißbrauchen", durchschaut, und hatte von da an keine Inspirationen mehr. Seine Gesinnungsgenossen in Zürich aber, die von ihm nicht lassen wollten, wurden um seinetwillen schwer gestraft. Mehrere der Geistlichen wurden aus dem Ministerium ausgestoßen und verbannt. Rathgeb, der früher ein ruchloser Mensch und Schwarzkünstler gewesen und durch den Verkehr mit den „neugläubigen" Geistlichen und Pietisten ein andrer Mensch geworden war, erhielt drei Jahre Hausbann. Seines Richteramtes wurde er entsetzt. Die Bücher wurden ihm genommen, die Korrespondenz untersagt und selbst die Hausorgel, „mit der er einfältige und ununterrichtete Leute an sich gezogen", ihm weggenommen. Bodmer wurde zu Gefängnisstrafe und einer Geldbuße verurteilt. Doch wurde er seines Amtes als Rat nicht entsetzt. In seinem Bücherladen wurden aber alle verdächtigen Bücher konfisziert.

Das war alles erst das Vorspiel schwererer Erschütterungen, die nun das Auftreten der „wahren Inspirierten" zur Folge hatte. Der erste, der in der Schweiz erschien, war Johann Adam Gruber, der Sohn des Pfarrers Gruber. Er traf im November 1716 in Schaffhausen ein und trat in verschiedenen Versammlungen auf. Seine Predigten, die ein bevorstehendes göttliches Strafgericht ankündigten, machten einen solchen Eindruck auf die Bevölkerung, daß viele Geistliche und Laien ihm zufielen. Der Rat schritt ein und wies Gruber aus. Zugleich verlangte er, daß die Geistlichen diesem Urteil zustimmen sollten. Sechs Prediger und Kandidaten weigerten sich und wurden deswegen abgesetzt.

Sie ließen nun im Jahr 1721 eine Rechtfertigung ihres Standpunktes erscheinen, welche uns die kirchlichen Zustände in Schaffhausen, vor allem das Verhalten und die Gesinnung der Geistlichkeit in einem sehr ungünstigen Lichte zeigt. Es mag nicht nur auf die Schaffhauser Pfarrherren, sondern auch auf andere zugetroffen haben, wenn jene klagten: „was ihre Amtsbedienung und Hirtenpflege betrifft, so ist wohl mit heißen Tränen zu beweinen, daß alles so gar kalt und erstorben damit zugeht. Pfarrherren mögen sie wohl noch heißen, aber daß sie

Digitized by Google

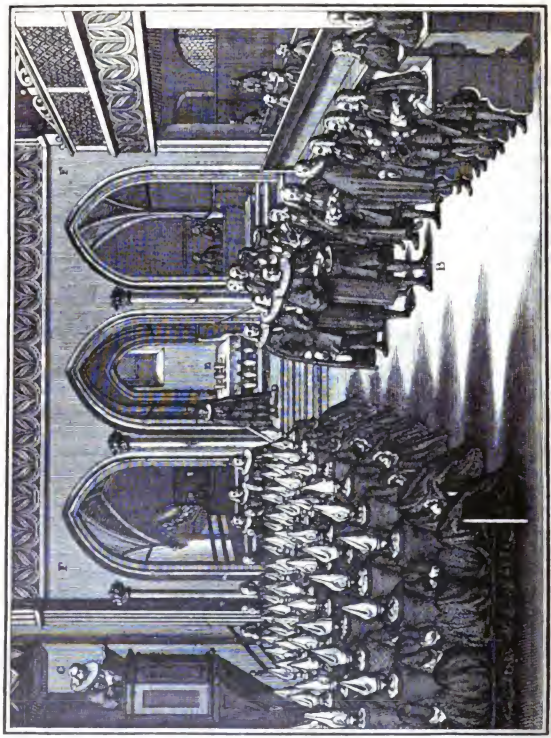


Abb. 68. Kommunion (aus Herrliberger, Kirchliche Ceremonien).

sich Diener der Gemeinde nennen lassen, daraus wird wegen des so schlechten Dienstes eine zentnergewichtige Verantwortung auf ihre Seelen kommen. Sie meinen, das meiste, wo nicht alles, komme auf das Predigen an, und doch geht es damit herrisch her . . . Sie traktieren das

Predigen als eine gewohnte Arbeit und scheuen sich nicht, das meiste zu entlehnen, oder ihre eigenen Einfälle ohne Vorbedacht hinzureden. Ja, es ist ihnen eine Last, ... und finden selbst so wenig Geschmack daran, daß sie nicht allein zueinander selten zur Predigt kommen, sondern sobald der Dienst zu Ende ist, von den ersten sind, die zusammen von etwas anderm reden ... Sie kümmern sich nicht darum, ob sie viel Frucht an den Seelen geschafft haben, sondern ob viel oder wenig Volks in der Kirche gewesen. Außer der Kirche gehen sie ihren zeitlichen Geschäften nach, trachten sich und die Ihrigen leiblich zu versorgen und zu befördern, verwickeln sich in bürgerliche, Regierungs-, Ehr- und Streitsachen, weil es Geld und Kredit einträgt, so daß die Hirten- und Seelsorge darüber am Nagel hängen bleibt. Dahero kennen sie ihre Schafe nicht einmal nach ihrem Namen ... hingegen wissen sie die Türen der Reichen wohl zu finden, wenn derselben Freigebigkeit etwan eine Staatsvisite meritieret, allein da sind sie nicht bedacht, den armen Seelen nach dem Puls zu greifen und ihnen durch Aufdeckung des Betrugs der Sünden und des verführerischen Reichtums den seligsten Dienst zu tun, sondern wiegen sie durch ihre schönen Komplimente und falschen Ruhm des Christentums in den tödlichen Schlaf der Sicherheit noch zweimal tiefer ein ..."

Es klingt wie eine Ironie, daß kurze Zeit, nachdem diese Geistlichen wegen ihres reformatorischen Wirkens und ihrer freimütigen Aussprache abgesetzt worden waren, der Rat der Stadt und die Geistlichkeit in einem Mandat über die Mißstände im Volke, schlechten Besuch des Gottesdienstes Ärgernis und Geschwätz in der Kirche, Kutschenfahren und Warenfeilbieten während des Gottesdienstes, Überhandnahme des Fluchens und Schwörens, der Liederlichkeit und der Unzucht, der luxuriösen Kleider der Frauen und der Spielwut der Männer Klage führen.

Die Anhänger Grubers blieben auch nach seiner Ausweisung in engster Verbindung mit den Inspirierten, von denen sie häufig besucht wurden. Der beständige Druck der Verfolgung konnte sie nicht zum Abfall bewegen. Hingegen scheint doch das Fehlen der richtigen kirchlichen Organisation, der Seelsorge und der Predigt und allerlei innerliche Enttäuschung ihre Zuversicht geschwächt zu haben. Als dann der Rat im Jahr 1742 das Haupt der Separatisten, den Junker Pejer zum Goldstein, einen siebzigjährigen Greis, mit Verbannung bestrafte, nahm die Bewegung ein Ende.

Die aus Schaffhausen ausgewiesenen Inspirierten wandten sich nach Winterthur, wo sie die Pietisten aufsuchten und vor ihnen ihre „Aussprachen" hatten, prophetische Reden mit Gerichtsandrohungen, dazu konvulsivische Zustände, Augenverdrehen und heftige Gestikulationen. Die Winterthurer Pietisten Dr. Hegner und Joh. Ernst mußten sich deswegen vor dem Rat verantworten, obschon ihnen dieses neue Wesen von Frömmigkeit nicht gerade eingeleuchtet hatte. Die Inspirierten

Digitized by Google

hatten unterdessen fast die ganze reformierte Schweiz durchzogen und versucht, mit den pietistischen Geistlichen oder Laien in Verbindung zu treten und sie zum Bruch mit der Kirche und zum Anschluß an die Inspirationsgemeinden zu bewegen. Da und dort ist es ihnen auch gelungen. Am Schluß der Reise berührten sie Zürich, wo sie dem Bürgermeister eine schriftliche „Aussprache" über den Zustand der Schweiz einreichten, die Ankündigung eines schweren Gerichts durch den „Würger mit dem großen Schwert". Die Inspirierten wurden sofort gefangen gesetzt und die Besucher ihrer Versammlungen verhört. Nach kurzer Untersuchung beschloß der Rat, die Inspirierten an das Halseisen zu stellen, sie öffentlich mit Ruten zu peitschen und auf ewig zu verbannen. Die pietistische Bewegung geriet jetzt in ein entschieden separatistisches Fahrwasser hinein. Man fing an, in solchen Inspirationen das einzige Kennzeichen des wahren Glaubens zu erblicken. In Winterthur bekam eine Jungfrau Elisabeth Küenzli Gesichte. In Dietlikon hielt Rathgeb wieder geheime Versammlungen, und Bodmer bereitete der Regierung durch sein offenes Eintreten für die Inspirierten die größten Schwierigkeiten, so daß sie einschreiten mußte. Die Küenzli wurde mit Hausbann belegt. Die abgesetzten Kandidaten Holzhalb, Ziegler und Goßwiler wurden aus dem Ministerium ausgestoßen, Bodmer 1721 aller Ehren und Würden verlustig erklärt und verbannt. Er zog ins Traverstal nach Couvet, wo sich eine ganze Gemeinde von vertriebenen Pietisten bildete. Auch die Pfarrer Groß und Schultheß, sowie der Arzt Lavater fanden sich dort ein. Hans Jakob Schultheß, Sohn des Hans Heinrich Schultheß „bim g'wundnen Schwert" war als Pfarrer an der französischen Gemeinde in Hessen-Nassau mit den Inspirierten in Berührung gekommen. Er trat schon 1716 zu ihren Gunsten auf und erzürnte die Obrigkeit durch seine offene Kritik der Zustände der Kirche. Trotz der Fürsprache des Vaters wurde er aus dem Ministerium gestoßen und auf sechs Jahre verbannt. Er kehrte erst 1754 nach einem wechselreichen Leben nach Zürich zurück. „Die reine Kirche", klagte er, „habe er nirgends gefunden."

Abb. 69. Das Fraumünster in Zürich.

In Bern, wohin die Inspirierten oftmals kamen, stießen sie auf weniger Widerstand von seiten der Behörden. Die schlimmen Erfahrungen

Digitized by Google

aus der Zeit der ersten Prozesse und die Erregung im Waadtlande, mit der der Aufstandsversuch des Schwärmers Major Davel zusammenhing, mahnten zur Mäßigung. So wurden die Inspirierten nur einmal gefangen gesetzt und nach kurzem, nicht unfreundlichem Verhör entlassen, mit der eidlichen Verwarnung, nicht mehr zu kommen. Es gelang ihnen, einige zerstreute Gemeindlein zu gründen, die bis gegen das Ende des Jahrhunderts bestanden. Manche ihrer Anhänger schlossen sich später den Täufern an, andere den „oberländischen Brüdern", einer mystischen, kirchenfreundlichen Gemeinschaft. Wieder andere, die ganz der Schwärmerei ergeben waren, wurden die Beute der Brüggler Rotte, einer entsetzlichen schwärmerisch-fleischlichen Verirrung. Sie ging in den Jahren 1745—1750 von den Gebrüdern Christian und Hieronymus Kohler von Brügglen bei Rüeggisberg aus. Dieses Brüderpaar gab sich mit ihrer Dirne Elisabeth Kißling für die heilige Dreieinigkeit aus und verführte durch ihre schwärmerischen Reden und Zauberkünste viele sonst unbescholtene Personen, so daß die Regierung einschreiten mußte. Hieronymus Kohler wurde enthauptet. Christian entrann, während die Kißling zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt wurde.

Ungefähr zur gleichen Zeit hatte auch Basel eine ähnliche Bewegung. Ein gewisser Andreas Bohni trat in Frenkendorf, der Schulmeister Weisler und der Bäcker Gmelin in Riehen als Stundenhalter auf und sammelten einen Anhang um sich. In Riehen scheinen es harmlose Leute gewesen zu sein, denen der Ortspfarrer ein gutes Zeugnis ausstellte. Bohni aber wurde schon 1706 ausgewiesen, weil er mit den Wiedertäufern in Verbindung stand. In der Stadt waren zwei Damen, Frau von Planta und Frau Thierry, der Mittelpunkt eines pietistischen Kreises, in welchem ein abgesetzter lutherischer Pfarrer, ein Schützling der Frau von Planta, die geistliche Führerrolle spielte. Er wurde ebenfalls ausgewiesen. Diese Vorkommnisse in der Stadt und die Zunahme der Konventikel auf dem Lande bewogen 1718 den Rat, eine eigene Religionskammer einzusetzen zur Untersuchung der kirchlichen Verhältnisse. Es ergab sich, daß Konventikel über den ganzen Kanton zerstreut bestanden und eine Separation sich vorbereitete. Täufer und Berner Pietisten trieben zum Zusammenschluß und zur Absonderung von der Kirche. Doch mahnte das Memorial der Geistlichkeit von 1722 zur Vorsicht, damit nicht mit dem Bösen auch das Gute abgeschafft werde, gebe es doch unter den sogenannten Pietisten viele, die ihr Heil mit Furcht und Zittern suchten; auch seien die Konventikel in der Stadt gefährlicher, „darin man nichts als Böses tut, fressen, saufen, spielen, fluchen und andere Werke der Finsternis". Gegen die Mitte des Jahrhunderts aber nahm die pietistische Bewegung in Basel einen antikirchlichen Charakter an.

Wenn in dieser Periode die Separation schließlich doch keinen größern Umfang annahm, so ist das jenen pietistisch gesinnten Geistlichen und

Digitized by Google

Laien zu verdanken, die ungeachtet vieler Anfechtungen treu zur Kirche hielten und dadurch den Segen der pietistischen Erweckung dem kirchlichen Leben zuwandten. Von diesen Vertretern eines kirchenfreundlichen Pietismus sind vor allem die beiden Pfarrer Samuel Lutz und Hieronymus d'Annone zu nennen.

Samuel Lutz, genannt Lucius, geboren 1674 und gestorben 1750, hatte, nachdem er trotz seines glänzenden Examens im Jahre 1698 auf zwei Jahre zurückgestellt worden war, den Assoziationseid geleistet. Das bereitete ihm die größten inneren Anfechtungen. Als er ihn als Pfarrer von Yverdon noch einmal schwören sollte, erklärte er, lieber Amt und Brot verlieren zu wollen, als diese neue Last auf sein Gewissen zu laden. Daraufhin erließ man ihm den Eid. 23 Jahre lang mußte er auf seinem schwierigen, aufreibenden Posten als deutscher Pfarrer von Yverdon ausharren, weil er wegen seiner pietistischen Richtung nicht befördert wurde. Auch als er endlich 1726 die Pfarrei Amsoldingen und 1738 die Pfarrei Diesbach bei Thun erhielt, mußte er sich viele Anfechtungen von seiten seiner Amtsbrüder und Vorgesetzten gefallen lassen. Dennoch hielt er treu zur Kirche und trat den Schwärmern und Inspirierten entschieden entgegen, die den von seinen Oberen verkannten Mann auf ihre Seite ziehen wollten. Aber er wollte das Band der Gemeinschaft auch mit denen aufrecht halten, die sich aus Gewissensgründen von der Kirche abgesondert hatten. Mit seinem französischen Kollegen Faigoz, der wegen seiner noch entschiedeneren Hinneigung zum Pietismus abgesetzt worden war, verband ihn eine treue Freundschaft. Ebenso stand er in persönlichem und brieflichem Verkehr mit Zinzendorf und den Herrnhutern. Eine Eigenheit von Lutz war das Bedürfnis, Evangelisationsreisen zu machen. Er besaß auch eine besondere Predigt-

Abb. 70. Samuel Lucius.

gabe, und von weit her strömten die Leute herbei, um ihn zu hören. Seine Predigten unterschieden sich durch das schlichte, echt evangelische Zeugnis eines auf Erfahrung gegründeten persönlichen Glaubens wohltuend von den trockenen dogmatischen und moralisierenden Kanzelreden seiner Zeitgenossen. Meist wurde ihm die Kanzel gern eingeräumt. Doch kam es vor, daß eifersüchtige Amtsbrüder sie ihm verweigerten. Auch nach Basel, St. Gallen, Zabern und Frankfurt wurde er berufen, um Gastpredigten zu halten. Er war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller. Seine Erbauungsschriften, die sehr beliebt waren, erinnern in Stil und Inhalt an die besten Schriften der Herrnhuter. Sie sind etwas überschwänglich und bilderreich, aber warm, aufrichtig und getragen von einer überströmenden Liebe zu den Seelen der Menschen und einem herzlichen Verlangen, ihnen zu helfen. Er war, was sein Name Lucius bedeutet, ein scheinendes Licht.

Eine ähnliche Natur war der Pfarrer Hieronymus d'Annone, der basellandschaftliche Liederdichter, geboren 1697 als der Sohn eines Basler Ratsherrn und Uhrenmachers, dessen Ahnherr um des Evangeliums willen seine italienische Heimat verlassen hatte. Als Hauslehrer in der Familie Im-Thurm in Schaffhausen kam er mit den dortigen Pietisten in Berührung. Der um seines Glaubens willen abgesetzte Junker Johann Konrad Ziegler hat den innerlich oft angefochtenen und schwer kämpfenden Jüngling zu der befreienden Erkenntnis der Gnade Gottes geführt. Mit seinem Zögling konnte er weite Reisen ins Ausland machen, die ihn mit allerlei interessanten Persönlichkeiten in Verbindung brachten. Besonders wertvoll war für ihn der Besuch bei den Separatisten im Wittgensteinschen und in der Wetterau. Herzliches Mitleid erfüllte ihn bei dem Anblick der vielen um ihres Glaubens willen Verbannten und er seufzte, seiner Zeit vorauseilend, nach Glaubens- und Gewissensfreiheit. Er sah aber auch die Schattenseiten dieser Absonderung, die Beschränktheit und Engherzigkeit der Sektierer. Im Blick auf den Ruf der Schwärmer: ziehet aus von Babel (d. h. aus der Kirche), bemerkte er treffend: „Der Auszug von Babel geht oft nur nach Ninive, von einer Sekte zur andern.“ Immerhin hatte er lange Zeit Gewissensbedenken, ein Pfarramt anzunehmen. Endlich ließ er sich 1739 auf das Drängen seiner Verwandten nach Waldenburg wählen. Hier, wie später in Muttenz, veranstaltete er neben den regelmäßigen Gottesdiensten Versammlungen, wie es auch Lucius getan hatte, um die durch die Predigt Erweckten nach Spenerschem Vorbild durch private Besprechungen im Pfarrhaus in der Erkenntnis des Heils zu fördern. Er wurde deshalb vielfach angefochten und mußte sich vor dem Antistes Merian rechtfertigen. Er meinte, wenn den Bauern erlaubt sei in das Wirtshaus und auf den Kegelplatz zu gehen, so werde es auch kein Verbrechen sein, ins Pfarrhaus zu gehen, wo er mit seinen Besuchern eine einfache Haus-

Digitized by Google

andacht halte. Als nun in Muttenz auch die Stadtbasler zu seinen Predigten und Versammlungen strömten, nahm die Geistlichkeit der Stadt Anlaß, dieser „unanständigen" und „dem wahren Christentum" zuwiderlaufenden Neuerung entgegenzutreten. Sogar die Stadttore wurden am Sonntagmorgen geschlossen, damit niemand zu dem „Separatistenmacher" in die Kirche gehe. Ihm selbst war es nicht recht, daß die Separatisten der Stadt, die von 1754 an eine schroffe Haltung einnahmen, sich so auffällig an ihn anschlossen. Er war zu gut kirchlich, als daß er sie in ihrer Schwärmerei bestärkt hätte. Er bemerkte ihnen offen: „es sind rechtschaffene Christen in der Welt gewesen, ehe die herrnhutischen Bewegungen entstanden sind." Eine große Freude war es für ihn, als ihm der Antistes Merian den Auftrag gab, ein Gesangbuch für die Baslerkirche zu bearbeiten. Dasselbe erschien als Anhang zu den Lobwasserschen Psalmen 1743 und blieb in der Stadt bis 1809, in der Landschaft zum Teil bis 1854 im Gebrauch. Er starb nach langer Krankheitszeit im Herbst des Jahres 1770.

Abb. 71. Großmünster in Zürich.

Neue und im ganzen heilsame Anregungen erhielt das religiöse und kirchliche Leben unsres Landes auch durch die herrnhutische Brüdergemeinde. Ihr Gründer, der edle Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, knüpfte in seinem Bestreben, die aufrichtigen und wahrhaften Christen in allen Ländern zu sammeln, auch mit den religiös lebendigen Kreisen der Schweiz Beziehungen an. Durch seinen Freund Friedrich von Wattenwyl, der mit ihm in Halle studiert hatte, stand er in Verbindung mit dessen Vater, dem Baron Friedrich von Wattenwyl von Montmirail, der infolge des Pietistenprozesses aus Bern hatte weichen müssen. Friedrich von Wattenwyl, der Sohn, und der Herrnhuter Christian David, machten auch die Ideen der Brüdergemeinde in der Schweiz bekannt. Bald bildeten sich kleine Kreise von Verehrern Zinzendorfs, die er in den Jahren 1735—51 mehrmals besuchte. Es lag ihm völlig ferne, eine neue Kirche zu gründen. War er selbst auch durch eine deutlich erkennbare göttliche Fügung dazu geführt worden, die auf seinen Gütern Schutz suchenden Reste der alten böhmischen und mährischen Brüdergemeinde zu einer eigenen kirchlichen Gemeinschaft zu organisieren, so löste er doch für seine Person den Zusammenhang mit der lutherischen Landeskirche nicht. Auch seine Freunde und Anhänger in der Schweiz beschränkten sich darauf, inner-

Digitized by Google

halb der Landeskirche kleine Sozietäten zu bilden, die treu zur Kirche hielten und jede Separation verwarfen. Zinzendorf stand auch in Verbindung mit verschiedenen Geistlichen und andern bedeutenden, im kirchlichen Leben hervorragenden Persönlichkeiten, mit Samuel Lutz und Hieronymus d'Annone, dem Bürgermeister Wolleb und Professor Samuel Werenfels von Basel, dem Philanthropen Isaak Iselin und den Familien von Wattenwyl in Bern und Schultheß „bim g'wundnen Schwert" in Zürich. Die Bedeutung der kleinen, durch herzliche und innige Frömmigkeit verbundenen herrnhutischen Kreise liegt darin, daß sie in einer Zeit, in der das kirchliche Leben unter der Erstarrung der Kirchenlehre, der Veräußerlichung der Kirchenformen, der Unduldsamkeit des Kirchenregimentes, der damit zusammenhängenden Separation und wilden Schwärmerei und endlich einer frivolen, die Heilswahrheiten bezweifelnden Aufklärung so sehr litt, die religiöse Gemeinschaft und das praktisch christliche Leben pflegten und durch die Weckung des Missionssinnes stärkten. Daß die Mission, die Erschließung der Heidenwelt für das Evangelium, Christenpflicht sei, dafür hatte man in der Zeit der Rechtgläubigkeit alles Verständnis verloren. Noch im Jahre 1722 hatte sogar der Verfasser des Liedes: „Jesus nimmt die Sünder an", Neumeister, seine Himmelfahrtspredigt mit den Worten geschlossen:

Vor Zeiten hieß es wohl: geht hin in alle Welt,
Jetzt aber: bleib all da, wohin dich Gott bestellt.

Auch Francke in Halle, der als einer der ersten die Missionspflicht betont hatte, mußte sich scharfen Widerspruch gefallen lassen. Für die Pflege des Missionssinnes in unserm Lande hat nun die Brüdergemeinde viel getan. Sie hat sich dadurch Sympathien auch in solchen Kreisen erworben, die sonst von der Eigenart der herrnhutischen Frömmigkeit, ihrem oft süßlichen und überschwänglichen, oft sogar trivialen Kultus des Blutes und der Wunden Jesu eher abgestoßen fühlten. In Bern und Zürich bildete sich ein Kreis von eifrigen Missionsfreunden, die die Mission der Brüdergemeinde in Westindien und Grönland tatkräftig unterstützten.

Freilich ging das Auftreten der Herrnhuter in der Schweiz nicht überall ohne Unruhen ab. Die vorausgegangenen religiösen Bewegungen hatten in der Kirche eine gewisse gereizte Stimmung erzeugt, die sich jetzt wieder regte. Am meisten forderte natürlich die religiöse Tätigkeit von nicht ordinierten Geistlichen und Laien die kirchlichen Behörden und die Pfarrer zum Widerspruch heraus, zumal da viele dieser Laienprediger bei aller ihrer aufrichtigen Frömmigkeit und glühenden Begeisterung schwärmerische Bahnen einschlugen und mit der Kirche und ihren Dienern nicht glimpflich verfuhren. Ein Aarauer Student, Daniel Schmutziger, hatte wegen seiner Beziehungen zur Brüdergemeinde die Hochschule verlassen müssen. Er veranstaltete 1740 in seiner Vaterstadt in kleinen

Digitized by Google

Kreisen Privatversammlungen, die einen Sturm des Unwillens erregten. Auch der Stadtpfarrer von Aarau, Ernst, der in seinem Hause Bibelstunden hielt und mit Schmutziger verkehrte, wurde heftig angefochten. Er hatte diesen Versuch in der besten Absicht unternommen, um der großen Unkenntnis des Volkes gegenüber der heiligen Schrift zu steuern. Daß dies nicht überflüssig war, beweist übrigens die Tatsache, daß bald nachher, 1743, die bernische Regierung die Vorlesung von biblischen Abschnitten vor dem Gottesdienste durch Schulmeister anordnete. Auch suchte sie durch Lotterien die Bibel unter dem Volke zu verbreiten, wie sie denn auch schon 1684 durch die amtliche Einführung der Bibelübersetzung des Johannes Piscator ihren Eifer um die Verbreitung der Bibel betätigt hat.

Noch größer war die Aufregung über das Auftreten der Herrnhuter in Basel. Hier erhob der angesehene Pfarrer und Professor Spreng die schwersten Anschuldigungen gegen die Herrnhuter. Die schwärmerische und süßliche Redeweise dieser Pietisten hatte allerdings die Kritik der Gegner herausgefordert. Auch in der Ostschweiz, in Zürich, Winterthur und Stein veranlaßte die Bildung herrnhutischer Versammlungen die Behörden, die Bevölkerung an die alten Verbote der Konventikel zu erinnern. Die Bündner Synode ging 1760 sogar so weit, die zinzendorfische Lehre zu verdammen und die mit den Herrnhutern sympathisierenden Pfarrer mit Ausschluß aus der Synode zu bedrohen. Doch brach sich bald einmal eine vorurteilslosere Anschauung auch in der Ostschweiz Bahn, da sich zeigte, daß diese Bewegung, weit entfernt der Kirche Abbruch zu tun, auf das kirchliche und religiöse Leben nur befruchtend einwirkte. Angesehene Geistliche, wie die Pfarrer Hürlimann in Pfäffikon, Schmidlin in Wezikon und Antistes Oschwald in Schaffhausen bekannten sich offen als Freunde dieser Bewegung. Zudem waren die Ideen der Aufklärung bereits so verbreitet, daß vielen Zeitgenossen die Maßregelung von Andersdenkenden nachgerade als etwas der Religion und Vernunft widersprechendes erschien. Hatte sich schon der Pietismus gegen den Glaubenszwang aufgelehnt, so vollendete die Aufklärung das Werk der Erschütterung der Orthodoxie durch ihre Forderung der Glaubens- und Gewissensfreiheit im Namen der Vernunft.

20. Kapitel.

Das Zeitalter Hallers und Lavaters.

Die gewaltige Geistesbewegung, die wir mit dem Namen der Aufklärung bezeichnen, ist so wenig als der Pietismus ausschließlich auf dem Boden unsres Vaterlandes gewachsen. Allerdings waren bei uns auch die

Digitized by Google

Bedingungen vorhanden, die ihre Verbreitung ermöglichten. Aber es waren doch ausländische Einflüsse, die sich vor allem geltend machten, die Philosophie der englischen Deisten, der deutschen Aufklärer und der beiden Franzosen Voltaire und Rousseau, der Vorläufer der Materialisten Helvetius, Diderot und de la Mettrie. Sie haben alle durch ihre Kritik der überlieferten kirchlichen Lehre den großen Umschwung in dem religiösen Denken und Empfinden der zivilisierten Völker vorbereitet, der gegen Ende des Jahrhunderts in dem Zusammenbruch der Kirchen zutage trat. Die Bedingungen, die den Sieg der Aufklärung herbeiführten, waren so zahlreich und günstig, daß die neuen Ideen in allen Ländern gleichzeitig Verbreitung fanden, als schössen sie aus dem Boden wie Herbstzeitlosen. Man muß den Kampf der Pietisten mit dem Staatskirchentum kennen, um es zu verstehen, daß ein so wenig einnehmender Charakter, wie es Voltaire tatsächlich war, einen solchen Einfluß gewinnen konnte, und daß die Ideen eines so oberflächlichen Denkers, wie es Rousseau war, als eine befreiende Wohltat empfunden werden konnten. Die Staatskirche hatte sich als unfähig zu jeder wirksamen und durchgreifenden Reform erwiesen. Umsonst hatten ernstere Geistliche die Forderungen der Pietisten aufgenommen. Der Pfarrer Lupichins rief an der Reformationsfeier von 1728 in Bern der Regierung zu: „reformiert zuvorderst auf dem Rathaus, nicht allein durch heilsame Mandate und Verordnungen, sondern auch durch unparteiische Handhabung derselben . . . schaffet ab das ärgerliche unanständige Pfrundgelauf, schaffet ab den bebauchierten Müßiggang, die Trunkenheit, die sich jetzt in allen Gassen findet . . . bauet Disziplin- und Zuchthäuser für die libertinistische Jugend, die mit Belialsfüßen hinten ausschlägt.“ Nicht als ob das die richtigen Mittel zur Abhilfe gewesen wären, aber die Einsicht in die Notwendigkeit einer Umkehr war doch da. Sie war nicht möglich. Die Kirche war zu schwach, und die ausländischen Einflüsse waren zu mächtig. Die vornehmen Jünglinge, die am französischen Hofe und in der französischen Gesellschaft ihre Bildung holten, brachten mit den neuen lockern Sitten die Ideen der Voltaireschen Aufklärung mit. Französische Damen wurden die Erzieherinnen der Töchter der adeligen Stände. Was nützte es, daß die Zensurbehörde die Schriften Voltaires verbot? Gerade die unzüchtigsten Büchlein dieses frivolen Spötters wurden im geheimen ballenweise über die Grenze gebracht und ihr süßes Gift mit Behagen von dem jungen Geschlecht eingesogen.

Die Aufklärung ist übrigens so wenig eine einheitliche Bewegung als der Pietismus. Lagen hier treue kirchliche Frömmigkeit dicht neben der Separation und der ungesundesten Schwärmerei, so schlummerten auch im Schoß der Aufklärung nebeneinander antichristlicher Unglaube und aufrichtige Frömmigkeit, die aus dem Suchen der Wahrheit geboren war. Beide Ströme, der freigeistige Rationalismus und die ernste fromme Aufklärung, haben sich in dem Boden unsres Landes ihr Bett gegraben.

Digitized by Google

Sind sie später auch in entgegengesetzter Richtung geflossen, so lagen doch ihre Quellen nahe beieinander. Es war das allgemein erwachende Sehnen der menschlichen Seele nach Freiheit und Licht, nach Selbständigkeit und Eigenleben, aus dem diese Ströme entsprungen sind. Man wollte nicht länger die wichtigsten Wahrheiten auf die Autorität von Menschen oder eines Buches annehmen, und wäre es noch so heilig. Man wollte selbst prüfen, erkennen und verstehen. Das Mißtrauen gegen die menschliche Vernunft machte einem übermächtigen Vertrauen zu ihr Platz, welches dieser Richtung ihren Namen Rationalismus gegeben hat. Es erwachte die Liebe zum Menschen, das Bewußtsein seiner Würde, seiner Kraft und seiner Ehre, und die Humanität rückte in die Stellung des obersten Sittengebotes ein. Wer will es dieser Bewegung verargen, daß sie wie ein mutwilliger Knabe, der sich seiner Kraft bewußt wird, in ihrem Vertrauen zu sich selbst und in ihrer Kritik des Bestehenden oft zu weit gegangen ist? Es war dessen so viel, das niedergerissen und zerstört werden mußte!

Man darf über dem Schaden, den viele dieser verneinenden Geister mit ihren Ausfällen gegen den christlichen Glauben unter der breiten Masse der Halbgebildeten anrichteten, das Gute nicht übersehen, das doch auch von ihnen ausgegangen ist. Voltaire ist als einer der ersten in Frankreich mutig und tapfer gegen den finsteren mittelalterlichen Verfolgungseifer der Jesuiten aufgetreten, dem noch im 18. Jahrhundert so viele Hugenotten zum Opfer gefallen sind. Und der Hexenwahn, dem sich das rechtgläubige Christentum ergeben hatte, ist erst gewichen, als die Aufklärung ihr Licht verbreitete. Mochte Rousseau als Charakter noch so wenig achtenswert sein, ein Idealist war er doch gegenüber dem Materialismus der französischen Freigeister und der epikuräischen Genußsucht, die sich je länger je mehr der höheren Stände bemächtigte. Für die Erziehung der Jugend hat er mit seiner Losung „zurück zur Natur" neue Bahnen gewiesen, welche die deutschen Philanthropen und nicht zuletzt Pestalozzi mit Erfolg betreten haben. Was er endlich in der preisgekrönten Schrift über die Bedeutung der technischen und geistigen Kultur für das persönliche Glück des Menschen gesagt hat, ist noch heute beherzigenswert. In welch hohem Maße die Aufklärung das ganze Geistesleben jener Zeit befruchtet hat, das zeigt uns die Blüte der Literatur, der Kunst und Wissenschaft, an deren reichen Früchten wir noch heute zehren. Die Dichter Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger, der Verfasser der schlichten und innigen Idyllen Salomon Geßner, der Naturforscher und Arzt Albrecht von Haller, der Philanthrop Isaak Iselin, der Philosoph Johann Georg Zimmermann, der Mystiker Beat Ludwig von Muralt, die zahlreichen bedeutenden Vertreter der Wissenschaft, die Bernoulli, Euler, Saussure und so viele andere, sie alle haben dazu beigetragen, daß der Name unsres Vaterlandes in dieser Zeit mit ehrenvoller Achtung genannt wurde. Zieht man alle diese verschiedenartigen

Digitized by Google

Einflüsse und Einwirkungen in Betracht, so muß man doch zugestehen, daß in jener Zeit, in der unstreitig viele religiöse Werte verloren gingen, dafür andere positive Kräfte wirksam geworden sind, die auch für die Zukunft des Volkes notwendig waren. Im Mittelpunkt der ganzen geistigen Bewegung standen trotz all des faszinierenden Einflusses, den sie ausübten, nicht Voltaire und Rousseau, sondern Albrecht von Haller und Johann Kaspar Lavater.

Abb. 73. Albrecht von Haller (im Hauskleide).

Albrecht von Haller, der größte Nachkomme jenes in der Reformationszeit nach Amsoldingen berufenen Pfarrers, wurde am 16. Oktober 1708 in Bern geboren. Er erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung, da er sich durch eine eminente Begabung und ein so ungewöhnliches Gedächtnis auszeichnete, daß man von ihm sagen konnte, er habe nie etwas vergessen, sondern alles festgehalten, was er einmal wußte. Schon frühe beherrschte er die alten Sprachen, neben Latein und Griechisch auch Hebräisch und Chaldäisch. Obschon von klein auf schwächlich und zart, hat er doch

Digitized by Google

mit staunenswerter Energie des Geistes die Anforderungen, welche das Studium der Arzneiwissenschaft an ihn stellte, überwältigt und nach Absolvierung seiner Studien in Tübingen und Leyden 1729 mit Ehren als Doktor der Medizin promoviert. Schon nach wenigen Jahren hatte er sich durch seine Gedichte und seine wissenschaftlichen Arbeiten in der Gelehrtenwelt und unter den Vertretern der Bildung einen berühmten Namen erworben, so daß er 1736 einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen erhielt. Hier wirkte er bis zum Jahre 1753. Den Rest seines Lebens brachte er in seiner Vaterstadt Bern zu. Er bekleidete verschiedene Ämter, daneben unermüdlich beschäftigt mit wissenschaftlichen Arbeiten, mit Schriftstellerei und theologischen Studien, wozu ihn eine tiefe innere Neigung und eine universale Anlage seines Geistes befähigten. Als Gelehrter zählte Haller unter seinen Zeitgenossen zu den ersten. Seine Forschungen waren für die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft, insbesondere der Physiologie, bahnbrechend, indem er, darin völlig ein moderner Forscher, keine andere Autorität anerkannte als die Natur und das Experiment. Dieser hervorragende Vertreter der Wissenschaft war ein gläubiger Christ und widerlegte durch seine eigene Person den Aberglauben, der gerade in jener Zeit gepflanzt wurde, daß ein gebildeter Mensch, ein Mann der freien Forschung, kein Christ sein könne. Nicht daß er nicht auch mit Zweifeln zu kämpfen gehabt, oder daß er den Glauben auf die Autorität der Kirche hin prüfungslos übernommen hätte. Im Gegenteil, er müßte nicht mit aufrichtigem Sinn und weltoffenem Wesen begabt, nicht ein Kind der Aufklärung gewesen sein, wenn er nicht das Bedürfnis gehabt hätte, alles zu prüfen und seinen Glauben vor dem Forum der Vernunft zu rechtfertigen. Aber während andere gerade dadurch an der Religion irre wurden, hat ihn der Ernst seines Charakters, der ihn von Jugend an auszeichnete, und ein lebendiger persönlicher Verkehr mit Gott auch in Zeiten innerer Anfechtungen und schwerer melancholischer Anwandlungen vor dem Irrewerden an der göttlichen Vorsehung bewahrt.

Was Hallers Bedeutung für die Geschichte unsrer Kirchen ausmacht, ist sein unerschrockenes Zeugnis für die Wahrheit des christlichen Glaubens in einer Zeit, in der er im Namen der schönen Bildung und der freien Forschung angefochten wurde. Er war als Dichter und Schriftsteller ein Prediger der Wahrheit, der sich des Evangeliums nicht schämte. Es ist zu bezweifeln, ob er, der von seinen Eltern ursprünglich zur Theologie bestimmt war, als Theologe so viel gewirkt hätte, wie er als Laie, der nach seinem eigenen Zeugnis kein „Gottesgelehrter“ war, tatsächlich gewirkt hat. Seine Gedichte dienten alle dem einen großen Zweck, der ihn zeitlebens erfüllte, der Wahrheit. Es sind Lehrgedichte, und als solche stellen sie nicht die höchste Gattung der Kunst dar. Schon die Überschriften, die er ihnen gab, „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“, „von der Falschheit der menschlichen Tugenden“, „die verdorbenen Sitten“,

Digitized by Google

„Über den Ursprung des Übels“ verraten den lehrhaften Zweck und Gehalt seiner poetischen Erzeugnisse. Nichts andres ist sein bedeutendstes Gedicht „die Alpen“, in welchem er die Eindrücke einer Fußreise mit einem Freunde niederlegte und das seinen Ruhm als erster nationaler Dichter begründete. Groß und mächtig hebt sich in diesem Lehrgedicht die einfache schlichte Sprache und die natürliche Empfindung eines von der Schönheit seines Heimatlandes begeisterten Sängers von der gekünstelten und gezierten Dichterei seiner im Banne der französischen Poesie stehenden Vorgänger ab. „Groß und ernst“ ist aber auch, wie Goethe sagte, „der Inhalt dieses Gedichtes, bald zürnend über den Verfall der Sitten, bald satyrisch sich wendend gegen die Verirrungen seiner Zeitgenossen, bald eine ergreifende

Abb. 73. Vignette aus Hallers Gedichten.

wehmütige Klage über den Verlust der alten Einfalt und Kraft, bald zuversichtlich und feurig sich erhebend zu dem Glauben an die Zukunft des Vaterlandes“. Durch dieses Gedicht, wie durch so manches andre klingt die ernste Frage des glühenden Patrioten und Sittenpredigers, die er in dem Gedicht „die verdorbenen Sitten“ an sein Volk richtet:

Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?

War Haller seiner ganzen Art nach ein Kind der naiven Aufklärung, dem die verständige Reflexion ein Bedürfnis war und der Dreiklang der Aufklärung „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“ den wesentlichen Gehalt des Glaubens bedeutete, so fühlte er sich um so mehr von jener seichten und frivolen Aufklärung abgestoßen, welche sich in Voltaire und den französischen Freidenkern verkörperte. Seine Frömmigkeit war nicht die der alten

Digitized by Google

Orthodoxie, aber noch weniger die des Pietismus. Die Bedeutung des Erlösungswerkes Jesu hat er nicht in dem Grade erfaßt wie ein Zinzendorf. Der Glaube war ihm eine getroste Zuversicht in Gottes Vorsehung, eine Rechtfertigung der moralischen Würde des Menschen und eine gewisse Zuversicht auf die Ewigkeit. Lavaters Sentimentalität stieß ihn ab. Aber als er sah, wie das Licht der von Gott losgelösten Aufklärung zum

Abb. 74. Albrecht von Haller.

Irrlicht wurde, flüchtete er sich in das helle Licht der Offenbarung, deren „vornehmste Wahrheiten" er in Briefen in seinem Alter 1772 herausgab. Jetzt wurde „die Heilige Schrift seine ganze Theologie". Rührend ist, wie er unter dem Einfluß schwerer Leidenserfahrungen, zu denen „das Absterben seiner geliebten Marianne" gehört, sich vertiefte und in seinem Tagebuche betete: „Erweiche mein fühlloses Herz, lehre mich Jesum erkennen, nicht mit den Lippen an ihn glauben, sondern sein Verdienst mir aneignen." Einen Lichtpunkt in seinem Alter bildete der Besuch Kaiser Josephs II. von Österreich, der von ihm bezeugte:

Digitized by Google

„Voila un homme comme j'en ai peu connu, le génie allié à la vertu." Er hatte noch schwere innere Kämpfe zu bestehen, bis er am 12. Dezember 1777 „im Vertrauen auf die Fürsprache seines Mittlers und

Fig. 75. C. F. Gellert.

die unbegreifliche Geduld seines himmlischen Vaters" vom Glauben zum Schauen übergehen durfte.

Es ist ein ganz anderes harmonisches Leben, dieses Leben des so liebenswerten, frommen Gelehrten als das seines nicht minder berühmten Zeitgenossen, des Arztes Johann Georg Zimmermann von Brugg, dem die Sonne der Huld und Gunst des Publikums lächelte, dessen verein-

Digitized by Google

samtes und unbefriedigtes Herz aber die ganze Zerrissenheit des Zeitalters wiederspiegelte. Eines dritten Arztes dürfen wir auch nicht vergessen, der in kleineren Kreisen denselben Einfluß ausübte wie Haller, des Genfers Theodor Tronchin, eines Zeitgenossen von Haller. Gleich bedeutend als Arzt und als Schriftsteller, hat auch er der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen und eine natürliche Lebensweise als Heilmittel für die leidende Menschheit gelehrt. Er ist auch der Urheber der Lehre von der Natürlichkeit des Lebens, die dann Rousseau populärisiert und durch die er sich den Ruhm gesichert hat. Auch ist er unerschrocken gegen Voltaire und Rousseau aufgetreten. Das will etwas sagen in einer Zeit, in der fast ganz Genf, seiner calvinischen Vergangenheit vergessend, von den prickelnden und eleganten Geistesprodukten der beiden Franzosen hypnotisiert war. Tronchin hat auch Voltaire, der immer über irgend ein Leiden jammerte, als Arzt behandelt und ihn in seiner ganzen jämmerlichen Charakterlosigkeit kennen gelernt. Obwohl selbst streng calvinisch, war er doch tolerant genug, jede Überzeugung zu achten. Aber das Gaukelspiel, das Voltaire mit der Religion trieb, die er bald verspottete, bald als Schutzmittel mißbrauchte, widerte ihn an. Ebenso sehr empörte ihn das Erscheinen von Rousseaus „Emile“, in welchem Buch dieser Philosoph als Lehrer und Erzieher auftrat, er, von dem Tronchin wußte, daß er seine fünf unehelichen Kinder dem Findelhaus übergeben hatte. So begreifen wir es, daß er 1761 seinem Sohne schrieb: „Was können Dir diese angeblichen Philosophen geben für das, was sie die Grausamkeit haben, Dir zu nehmen? Ich habe sie mehr als einmal unglücklich und sterbend gesehen, und in dem einen wie in dem andern Falle haben sie mich gejammert. Fliehe wie die Pest den Verkehr mit jedem, der nicht an Gott glaubt. Argumentiert man mit der Pest? Nein, man flieht sie!“

Verwandt mit Haller ist der deutsche Fabel- und Liederdichter Gellert, dessen Kirchenlieder das Gemeingut unsres reformierten Schweizervolkes geworden sind und seine Frömmigkeit wesentlich beeinflußt haben. Um ihrer leicht verständlichen lehrhaften Art willen haben sich die Gellertlieder in unsern Schulen eingebürgert, und man kann sagen, daß die in diesen Liedern vertretene fromme Aufklärung bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der Grundton der kirchlichen Frömmigkeit geblieben ist.

Was Haller für die bernische Kirche war, das war in noch größerem Maße Johann Kaspar Lavater für die Ostschweiz. Um ihn sammelten sich die Männer, welche die Wiedergeburt des Volkes nach dem Zusammenbruch der alten Staats- und Kirchenformen in der Revolutionszeit ermöglicht haben. Aus seiner ungebrochenen Zuversicht des Glaubens schöpften sie Mut und Vertrauen, als fast niemand mehr zu hoffen wagte. Ziemlich jünger als Haller, geboren am 15. November 1741, unterschied er sich in mancher Hinsicht von jenem. Er war vor allem viel lebhafter und feuriger, fast unruhigen Wesens und dazu von einer bezaubernden

Digitized by Google

Liebenswürdigkeit, alles Eigenschaften, die Hallern abgingen. Auch er hat der Aufklärung seinen Tribut gezollt, trotzdem er seiner Geistesrichtung nach eher den Vertretern einer pietistischen Frömmigkeit zugezählt werden muß. In seinen jungen Jahren pflegte er eine innige Freundschaft mit dem gelehrten und frommen Prediger Spalding in Barth in Pommern, einen unverfälschten Rationalisten, der sich nicht mehr Pfarrer, son-

Abb. 76. Johann Kaspar Lavater.

dern nur noch „Depositär der öffentlichen Moral" genannt wissen wollte. Bekannt sind Lavaters herzlicher, auf gegenseitiger Hochachtung beruhender Verkehr mit Goethe, seine Beziehungen zu dem Philanthropen Basedow und andern führenden Männern des jungen Deutschlands, seine anfängliche Begeisterung für die französische Revolution und sein freies, weltoffenes Wesen für alles Schöne, Gute und Wahre. Er müßte nicht der Schüler Bodmers und Breitingers gewesen sein, wenn er in der Beschränktheit eines Winkelchristentums sein Ideal gesehen hätte. Er

Digitized by Google

war einer von denen, die im Sturm und Drang der Weltgeschichte Gottes Stimme hören und seine vorwärts weisenden leuchtenden Spuren erkennen. Er hat sich 1793 auf einer Reise nach Kopenhagen über diese Art Frömmigkeit und seine Stellung zu ihr deutlich ausgesprochen: „Zu sehr beschränkte, zu ängstlich orthodoxe Fromme, die jedes freie kühne Wort leiden macht, binden mir Herz und Zunge ... Es gibt eine Art peinlicher Frömmigkeit, die ich zwar nicht kränken mag, aber sie ist meinem individuellen Personalgeschmacke, der Licht und Klarheit, Gedenkbarkeit und Geistesgenuß, Froheit und Freiheit liebt, bestimmter Erkenntnis und deutlicher Begriffe bedarf, so zuwider, daß ich alle Geduld und christliche Liebe zusammenfassen muß, um nicht merken zu lassen, wie sehr sie mich drückt. Jene Frömmigkeit meine ich, die sich nie aus dem Zirkel gewisser Begriffe, Formen, Formeln und Redensarten herausheben, kein freies lichtvolles Wort weder sagen, noch ohne Entsetzen hören darf, die jedes andern Christentum und Religion schlechterdings nach keinem andern Maßstabe als nach diesen Formeln prüft." Dieser freie, weltoffene Sinn, der uns an Lavater so wohltut, war die reife Frucht seines im Evangelium von Christo wurzelnden Glaubens. Weil er durch den Glauben mit Gott verbunden war, ihn allein fürchtete und ehrte, war er frei von den Menschen.

Schon in seiner frühesten Jugend trat dieses sein kühnes, unerschrockenes Wesen als ein wesentlicher Zug seines Charakters hervor. Lavater hatte von seinem Vater, einem zürcherischen Arzte und Regierungsrate, eine sorgfältige Erziehung erhalten und sollte nach dem Wunsche seiner Eltern einen weltlichen Beruf ergreifen. Aber schon als zehnjähriger Knabe erklärte er bei einem Schulbesuche dem nachmaligen Antistes Ulrich zu allgemeiner Verwunderung, er wolle Pfarrer werden. Das Pfarramt galt in jener Zeit nicht mehr als das höchste Amt. Es gab andere Wege, auf denen man zu Ruhm und Ehre gelangen konnte. Lavaters Eltern konnten sich auch nur schwer in die Berufswahl ihres Sohnes finden. Aber er blieb fest. Er zeichnete sich zwar in der Schule anfänglich nicht durch auffallende Begabung und Leistungen aus. Er war vielmehr schüchtern, zurückgezogen, grüblerisch und unbeholfen, aber von peinlichem Gerechtigkeitsgefühl und unerschrockenem Mut, wo es galt für Recht und Wahrheit einzutreten. Als er einst ungerechterweise von seinem Lehrer gestraft werden sollte, fuhr er auf: „Bei Gott, ich will wissen warum, sonst geht es nicht gut." Als der Lehrer, der im Zorn eben einen Mitschüler durchgeprügelt hatte, darauf nicht eintrat, fuhr er fort: „Ihr seid ein Tyrann, ein Unmensch, das ist keine Manier, unerhörter und unverschuldeter Weise zu strafen." Damit stürzte er aus dem Schulzimmer heraus, um dem Schuldirektor Anzeige zu machen. Nachher wollte ihn der Lehrer besänftigen und durch eine Gunstbezeugung gewinnen, indem er ihn hinaufsitzen hieß. Aber Lavater lehnte die un-

Digitized by Google

verdiente Gunst ebenso entschieden ab, wie er sich gegen die unverdiente Strafe gewehrt hatte.

Die reichen Gaben, die in ihm schlummerten, kamen unter dem Einfluß guter Menschen und edler Männer, an denen es in dieser Zeit des geistigen Ringens und der Blüte der Wissenschaft und Kunst nicht fehlte, vor allem aber unter dem Einfluß eines von früher Jugend an ununterbrochenen persönlichen Verkehrs mit Gott, zu herrlicher Entfaltung. Es war eine reine und heilige Jugend, die er sich bewahrt hat, dank seiner innigen Gemeinschaft mit Gott, den er zum Mitwisser aller seiner Gedanken, zum Vertrauten seiner Pläne, zum Führer seines Lebens machte. Aus der Bibel nährte sich sein inneres Leben. In einem anhaltenden Gebetsverkehr mit Gott, der ihn auffallende Erhörungen seiner Gebete erleben ließ, stärkte er sich für die Aufgaben des Lebens. Auf diesem Wege wurde er trotz aller seiner Sympathie für die freiere verstandesmäßige Form der Frömmigkeit davor bewahrt, irgend ein wesentliches Stück der in der Schrift geoffenbarten Heilswahrheit preiszugeben und sich in der seichten Verstandesreligion der meisten Rationalisten zu verlieren. Denn sein Glaube war Erfahrung und Leben, ein unerschütterlicher Wille zum Guten. Er konnte von sich sagen: „Ich habe es selbst erfahren, daß dieser Jesus der Welt und mein Heiland ist; denn ich sprach menschlich mit ihm, und er antwortete mir göttlich und menschlich; ich rief ihn als Retter an, und als Retter entsprach er mir.“ Alle, die ihn näher kannten, waren von ihm eingenommen und priesen die Anmut seiner äußern Erscheinung, „die tiefe Sanftmut seines Blickes, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen“, wie Goethe von ihm sagte, und mehr noch „das Feuer seiner Worte und den heiligen Ernst seines Charakters“. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn wie auf viele seiner Zeitgenossen die Nachricht von dem Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755, welches nicht nur eine glänzende und reiche Handelsstadt zerstörte und so viele Menschen unter ihren Trümmern begrub, sondern auch den naiven Optimismus der Aufklärung von der besten aller Welten erschütterte und den menschlichen Geist wieder an die Unerforschlichkeit der Wege Gottes erinnerte. Bald darauf starb Lavaters Bruder, ein Schlag, den er nur schwer überwand, der ihn aber zu neuer Vertiefung und zur Klärung seines Glaubens führte.

Ein eigenartiger und außergewöhnlicher Vorfall machte ihn im Jahre 1763 vor der Öffentlichkeit bekannt. Der Landvogt Felix Grebel von Grüningen, der Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters, hatte sich in seinem Amte zahlloser Ungerechtigkeiten und Erpressungen schuldig gemacht, ohne daß die Regierung gegen ihn einschritt. Lavater schrieb ihm 1762 mit Vorwissen seines Freundes Füßli in heiliger Empörung einen Brief, worin er ihn aufforderte, binnen zwei Monaten seinen Raub zurückzugeben, ansonst er ihn dem Gericht über-

Digitized by Google

geben werde. Da der Landvogt sich nicht rührte, veröffentlichte er die Schrift: „Der ungerechte Landvogt oder die Klagen eines Patrioten". Die kühne Tat erregte das größte Aufsehen. Der Rat war über die „schändliche Schrift" erzürnt, da sie die in allen Kantonen vorhandene Gärung und Unzufriedenheit der Untertanen über das ungerechte Regiment der herrschenden Stände nur vermehren mußte. Lavater und Füßli, die sich mutig als Verfasser der Schrift gestellt hatten, mußten Abbitte leisten und einige Zeit das Land verlassen. Aber alle für eine Besserung der politischen Zustände kämpfenden Patrioten jauchzten ihm zu. Goethe schrieb ihm: „Du braver Geistlicher, Du teurer Mann, eine solche Tat gilt hundert Bücher, und wenn mir diese Zeiten wieder auflebten, wollt ich mich mit der Welt wieder aussöhnen." Grebel, der selbst den Schutz der Gerichte angerufen hatte, entzog sich, als die Verhandlung die schweren Anklagen in vollem Umfang bestätigte, der Verurteilung durch die Flucht. Sein Vermögen wurde konfisziert zur Deckung des Unrechts. Lavater war aufs glänzendste gerechtfertigt. Als er von seiner Reise zu Spalding zurückkam, wurde er 1769 Pfarrer an der Waisenhauskirche in Zürich, 1678 Diakon zu St. Peter und 1786 Pfarrer an dieser Kirche. Sein Freund Pfenninger wirkte als Helfer neben ihm. Bis zum Ende des Jahrhunderts entfaltete Lavater eine sich immer ausdehnende, immer tiefer greifende Wirksamkeit. Er war unbestritten der erste und bedeutendste Geistliche der Schweiz. Im Ausland war vielleicht außer Haller und Zimmermann kein Schweizer so bekannt wie er. Seine Schriften in Poesie und Prosa gehörten zu den gelesensten Werken der zeitgenössischen Literatur, besonders die Erbauungsschriften, das „Tagebuch" und die „Aussichten in die Ewigkeit". Mit Jung-Stilling, Haman, dem Magus des Nordens, mit Goethe und Herder war er innig befreundet. Wie groß die Achtung und Verehrung war, die er allenthalben genoß, zeigte sich auf einer Reise nach Deutschland im Jahr 1786, als er einen ehrenvollen Ruf nach Bremen abgelehnt hatte. Er wollte nun seinen Sohn nach Göttingen bringen und bei dem Anlaß seine deutschen Freunde besuchen. Die Reise war ein Ereignis für Deutschland. Man überschüttete ihn mit Ehren und Beifall. In den Gasthöfen, wo er abstieg, wartete immer eine Menge auf ihn, die ihn sehen und sprechen wollte. Schon 1774, bei Anlaß einer Badekur in Ems, hatte er mit Basedow auch Goethe persönlich kennen gelernt, von welcher Zusammenkunft Goethe die launigen Verse schrieb:

Und wie nach Emmaus weiter gings mit Geist und Feuerschritten,
Prophete links, Prophete rechts, das Weltkind in der Mitten.

Später trennten sich Goethe und Lavater. Die innere Entfernung war zu groß. Die Wege mußten auseinander gehen. Lavater hielt, wie Goethe sich ausdrückte, „das Evangelium, wie es dasteht, für göttliche

Digitized by Google

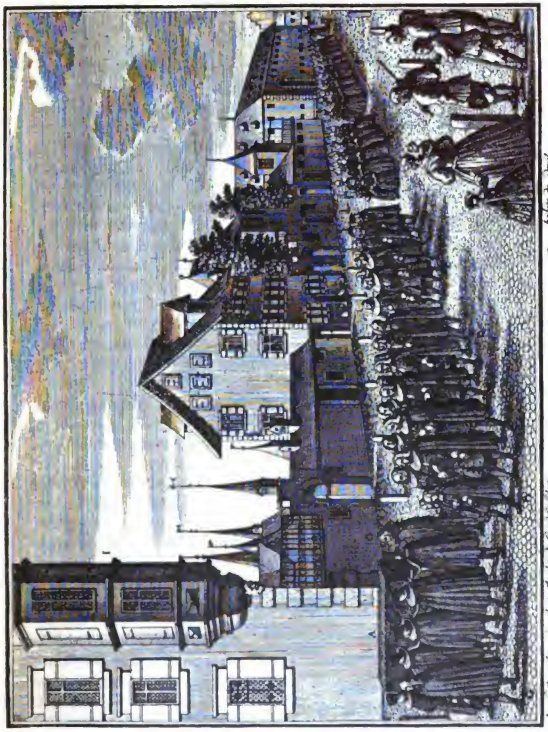


Abb. 77. Ein Leichenbegängnis.

Autorität", er, Goethe, fand „tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen ebenso schön und der Menschheit unentbehrlich und nützlich", als das Evangelium.

Allerdings dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Lavater mancherlei Sonderlichkeiten besaß. Einmal seine Physiognomik, das heißt sein

Digitized by Google

Versuch, aus den Linien des Gesichts und den Schädelformen den Charakter des Menschen zu bestimmen. Sie hat ihn berühmt gemacht. Als 1778 seine „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Nächstenliebe" erschienen, zeigten sich Goethe, Wieland, Herder, Zimmermann und Jakobi davon entzückt. Aber das Ganze, wie er es betrieb, war doch mehr nur eine wissenschaftliche Spielerei, und dessen, was davon wahr und bleibend ist, ist nicht viel. Dazu kommt Lavaters Wundersucht, durch die er sich manche Blößen gab, sein Verkehr mit dem italienischen Schwindler Cagliostro und seine Zustimmung zu den Teufelaustreibungen des katholischen Priesters Josef Goßner. Das war Wasser auf die Mühle seiner zahlreichen Feinde und Neider, die ihn einen Schwärmer und Phantasten schalten und seinen Protestantismus und seine Vaterlandsliebe verdächtigten. Er war auch weder als gelehrter Theologe noch als Philosoph besonders hervorragend. Seine Bedeutung lag in seiner christlichen Persönlichkeit. Seine Erfolge erzielte er durch seine Predigten und durch seine seelsorgerliche Tätigkeit, in die er das beste seiner Persönlichkeit hineinlegte. So stand er da als ein Fels im stürmenden Meer, ein Zeuge göttlicher Wahrheit in einer Zeit, die den Menschen, menschliches Wissen, menschliches Empfinden und menschliche Beschränktheit an die Stelle Gottes setzte.

Der Sturm, der unser Vaterland in seinen Grundvesten erschüttern sollte, nahte heran. Lavater hatte ihn kommen sehen und unermüdlich zur Umkehr, zur innern Sammlung, zum Recht und zur Gerechtigkeit gemahnt. Aber der Nation fehlte die Kraft. Wohl war es eine in ihrer Art schöne und vielversprechende Zeit, in der die Künste und Wissenschaften blühten, in der das Volk der Hirten und Krieger sich in ein Kulturvolk umwandelte. Aber Kraft, sittliche Kraft, spendete diese Blüte der Kultur nicht. Die jungen Herren und Damen, die in schöngeistigen Zirkeln sich ergötzten an dem geistreichen Spiel der Philosophen und an den pikanten Versen eines Voltaire, waren nicht zu Helden erzogen worden.

Und die Kirche? An gelehrten Theologen, treuen Geistlichen und trefflichen Männern fehlte es ihr ebensowenig. Es war auch für sie, wenn man will, eine fruchtbare Zeit für wissenschaftliche Arbeit. In Bern schrieb der Dekan Johann Jakob Zehender (1687—1766) seine wertvolle bernische Kirchengeschichte, aus der wir manches geschöpft haben. Der Dekan Joh. Rud. Gruner, seit 1725 Pfarrer in Burgdorf, erwarb sich als unermüdlicher Sammler alter Urkunden für die Geschichtsforschung die größten Verdienste. Über hundert Bände füllen seine handschriftlichen Arbeiten. Sein Hauptwerk, die »Deliciae urbis Bernae«, erschienen 1732, hat eine ansehnliche Verbreitung erlangt. Wertvoll ist auch das Material, welches der originelle und abenteuerliche Pfarrer Abraham Kyburz zusammengebracht hat. Prof. Saml. Scheurer (gest. 1747) gab die Biographien der bernischen Reformatoren

Digitized by Google

heraus. In Zürich machte sich Pfarrer Heinrich Waser durch die Veröffentlichung von Urkunden und sorgfältige historische Studien verdient. Er wurde 1780 enthauptet, angeblich wegen Vergiftung des Nachtmahlweines, in Wirklichkeit, weil er sich durch seine übertriebene, ätzende und unpatriotische Kritik der bestehenden Zustände und von regierenden Persönlichkeiten verhaßt gemacht hatte. Daß er in seinem Haß gegen seine Feinde die Politik seiner Vaterstadt im Auslande verdächtigte, Artikel, die ein Gemisch von Wahrheit und übler Nachrede zu Pamphleten stempelte, in einem auswärtigen Journal veröffentlichte, das entehrt das Bild des unstreitig bedeutenden Mannes, der den Finger auf manche wunde Punkte legte und ganz sicher ungerechterweise gestraft worden ist. An eine gewaltsame Änderung der Staatsform hatte er nicht entfernt gedacht. Wir erwähnen ferner die Pfarrer Joh. Konrad Füßli, Joh. Jak. Wirz und Joh. Jak. Simmler, die sich durch Sammeln von Urkunden und durch historische Arbeiten über die Kirchen- und Schulgeschichte einen Namen gemacht haben. Schließlich dürfen wir an dieser Stelle wohl auch des größten Geschichtsschreibers gedenken, des Pfarrersohnes Johannes von Müller von Schaffhausen.

Auch auf dem Gebiete der Kirchenlehre haben sich einzelne Theologen hervorgetan. Weniger durch schöpferische Arbeiten als vielmehr dadurch, daß sie, wie die bernischen Theologen Joh. Friedrich und Johann Stapfer, die überlieferte reformierte Dogmatik in einer der Zeit angepaßten verständlichen Sprache durch gelehrte Ausführungen als „vernunftgemäß“ darzutun suchten, oder, wie der S. 206 erwähnte Zürcher Johann Jakob Zimmermann, an Stelle der orthodoxen Dogmatik eine freiere setzten und den christlichen Glauben gegen die Vorwürfe des rationalistischen Deismus kräftig verteidigten. Das Beispiel der genannten Theologen zeigt uns, wie stark das religiöse Denken und Empfinden doch von dem neuen Geiste der Aufklärung beeinflußt war. Zwar die alten Bekenntnisse wurden nicht direkt abgeschafft, aber bei den Revisionen der Liturgien wurden die schroffsten Ecken und Kanten in den dogmatischen Formeln doch abgeschliffen. Am auffallendsten zeigte sich der Einfluß der Aufklärung darin, daß die kirchliche Lehre und das Bekenntnis überhaupt zurücktraten gegenüber der christlichen Moral, das Übernatürliche gegenüber dem Natürlichen, das Ewige gegenüber dem Zeitlichen. Von vielen Pfarrern wußte man kaum, welche Dogmatik sie hatten. Neben historischen Studien oder literarischer Beschäftigung war es namentlich das Gebiet der Gemeinnützigkeit, auf dem sie hervortraten. So sehr, daß selbst in den Predigten das Nützliche an die Stelle des Heilsamen trat. 1758 entstand die ökonomische Gesellschaft, gegründet von Rud. Tschiffeli, für die Pfarrer Albrecht Stapfer verschiedene landwirtschaftlich wertvolle Arbeiten verfaßte. Zimmermann und Haller gehörten zu ihren hervorragendsten Mit-

Digitized by Google

gliedern. Von einem Pfarrer, Samuel Wyttenbach, wurde 1786 die naturforschende Gesellschaft gebildet. Einer der edelsten Vertreter der Aufklärung und der humanitären Bestrebungen war der Basler Stadtschreiber Isaak Iselin, geboren 1728, der die Gesellschaft des „Guten und Gemeinnützigen" ins Leben rief, die Mutter vieler wohltätiger Stiftungen. Es herrschte allenthalben ein reger Eifer zum Guten, der viel Versäumnisse der früheren Zeiten nachholte und im Schul- und Armenwesen manche gute Reform durchführte. Auch die Regierungen hielten mit ihrer Unterstützung der Kirchen nicht zurück. Schon zu Ende

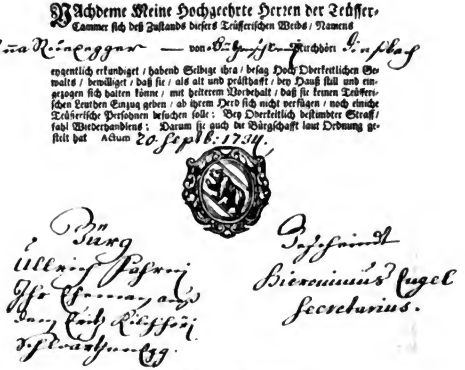

Nachdeme Meine Hochgeehrte Herren der Teüffer-
Cammer sich deß Zustands dieses Teüfferischen Weibs / Namens
von Kirchhöri
eygentlich erkundiget / habend Selbige ihra / besag Hoch Oberkeitlichen Gewalts / bewilliget / daß sie / als alt und prästhafft / bey Hauß still und eingezogen sich halten könne / mit heiterem Vorbehalt / daß sie keinen Teüfferischen Leuthen Einzug geben / ab ihrem Herd sich nicht verfügen / noch einiche Teüfferische Persohnen besuchen solle: Bey Oberkeitlich bestimbter Straff / fahl Wiederhandlens; Darum sie auch die Bürgschafft laut Ordnung gestelt hat Actum 20. Septb: 1734.
Bürg
Hieronimus Engel
Secretarius.

Abb. 78 Täufer-Reskript.

des 17. Jahrhunderts fing man an, die Pfarrhäuser und Kirchen zu restaurieren. Die Orgeln kamen wieder auf, und der Kirchengesang wurde gepflegt. Die kirchlichen Formen des Gottesdienstes und der Amtshandlungen waren so ziemlich noch dieselben wie in der Reformationszeit. Doch war die Liturgie reicher und der Kultus feierlicher geworden gegenüber der Zeit, in der der altreformierte Puritanismus den nüchternen schmucklosen Gottesdienst geschaffen hatte. Unsre Bilder, dem Herrlibergerschen Werk auf der Zürcher Stadtbibliothek entnommen, geben uns ein anschauliches Bild von der Würde, mit der in dieser Zeit die kirchlichen Zeremonien vorgenommen wurden. Auch der Bettag trat je länger desto mehr in die Stellung eines großen Festtages, bei welchem von den reformierten Ständen Liebesgaben für zerstreute Glaubensgenossen im Aus-

Digitized by Google

land zusammengelegt wurden. Merkwürdig war, daß in dieser Zeit der Toleranz und der größeren Freiheit gegenüber den Bekenntnissen die Sektierer nach wie vor Verfolgungen und Plackereien ausgesetzt waren. Peinliche Strafen kamen zwar seltener vor. Aber auch die Anwendung des Hausbannes, den das in kleinerm Maßstabe abgebildete „Reskript" illustriert, war immer noch hart genug.

Aber bei all dem anerkennenswerten Streben nach Erhaltung und Pflege der kirchlichen Formen und bei allem Sinn für das Nützliche und Humane, fehlte es doch an dem Verständnis für das, was allein die sittliche Kraft eines Volkes stählt. Das innere Leben war welk und schwach. Die Zustände in Staat und Kirche waren faul, die Sitten gelockert, die Zucht dahin. Männer wie Lavater und der Berner Münsterpfarrer David Müslin hatten umsonst auf das kommende Gericht hingewiesen. Als nun die Stürme der französischen Revolution ausbrachen, jubelte Lavater der Befreiung zu, als ahnte er, daß allein dieses Gericht das faule Alte zerstören und einem Neuen die Bahn bereiten könnte. Freilich schreckte er auch zurück, als die Kunde von all den Greueltaten, die in Paris im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit geschahen, nach Zürich drang. Er fürchtete sich auch nicht, gegen das Unrecht von unten zu protestieren, wie er es gegen oben getan hatte. Als nun in der Zeit des Überganges alle Bande gelockert und alles Bestehende erschüttert wurde, als in dem allgemeinen Wirrwarr Leute obenauf kamen, die ihre eigennützigen Zwecke verfolgten, als die Guten sich ängstlich duckten und alle, die sich für benachteiligt gefühlt hatten, zunächst Rache für erlittene und vermeintliche Unbill forderten, da stand er allein mutig da. Er demütigte sich unter das Gericht und predigte seinen Zuhörern Buße und Umkehr zu Gott. Dem helvetischen Direktorium war er ein Dorn im Auge. Als er am 7. April 1799 über die Pflichten der Obrigkeit, ihren Zweck und ihre Bestimmung gepredigt hatte, verlangte der Statthalter Pfenninger von ihm das Manuskript seiner Predigt, und das Direktorium beschloß seine Verbannung. Aber noch wagte man nicht, die Hand an ihn zu legen, aus Furcht vor dem Volk. Da bot sich Gelegenheit zu einem Gewaltstreich. Im Mai reiste er nach Baden zur Kur. Dort wurde er eines Morgens in aller Frühe verhaftet und nach Basel geschleppt. In Zürich herrschte eine unbeschreibliche Aufregung. Der Kirchenrat legte Verwahrung ein, so daß er schließlich wieder freigelassen und im August im Triumph in sein geliebtes Zürich zurückkehren konnte. Eine schwere Zeit wartete ihm. Fremde Heere zogen durch Zürich, und die Stadt litt unter der Einquartierung und der Frechheit der Truppen. Unermüdlich war er tätig, die Einsamen und Notleidenden zu besuchen und aufzurichten. Im September wollte er zweien Frauen zu Hilfe eilen, die von französischen Grenadieren belästigt wurden. Da legte einer auf ihn an und der Schuß traf ihn in den Unterleib. Zwar hoffte man, daß er am Leben

Digitized by Google

bleiben werde. Aber die Wunde verschlimmerte sich und nach einem schmerzlichen Krankenlager hauchte er am 2. Januar 1801 seinen Geist aus. Er hatte wiederholt bezeugt, daß er seinem Mörder vergeben habe. Unaufhörlich beschäftigte er sich mit seiner Vaterstadt, mit seinem unglücklichen Vaterlande. Auch in diesen Zeiten der tiefsten Demütigung verlor er den Glauben an die Zukunft des Vaterlandes nicht. Als die Silvesterglocken den Anbruch des neuen Jahrhunderts verkündigten, begrüßte er es mit den Glaubensworten:

Angetreten auch dies Jahr, dies Jahrhundert, o Vater!
Halleluja von jedem, dem du noch Atem vergönnest!
Ziehe die Hand nicht ab von uns, Du aller Erbarmer!
Unsere Freud' sei Du und unsere Hoffnung und Hilfe!
Täglich werde du mehr von uns gesucht und gefunden!
Jede wachsende Not verbind' uns inniger mit Dir,
Jeder Abend finde des Daseins und Deiner uns froher!

Digitized by Google

III. Buch.

Das Jahrhundert der Glaubens- und Gewissensfreiheit.

1798—1900.

Digitized by Google

21. Kapitel.

Die Zeit der Helvetik.

„Armes, liebes Vaterland! Muß nicht das Herz jedes redlichen, — vielleicht redlicheren Bürgers, als manch einer nicht ist, der doch das Mark des Landes in untätiger Ruhe verzehrt, — muß es nicht bluten, das Schiff deiner Wohlfahrt zwischen zwei fürchterlichen Klippen zu wissen; — wie es, geld- und herrschgierig alle Bande zerreißend und in seinen Eingeweiden wühlend, seinem Untergang zueilen wird, oder wie es von seinen eigenen undankbaren, selbstsüchtigen Kindern feigherzig verlassen oder verraten, durch feindliche Heere erobert, zur Sklavin erniedrigt und als eine solche mißhandelt zu werden, mit seiner verlorenen Freiheit seinen Wohlstand beweinen wird." Diese prophetischen Worte sprach der bernische Pfarrer David Müslin in der Bettagspredigt des Jahres 1797 aus. Obwohl gerade um diese Zeit der Waadtländer Cäsar Friedrich La Harpe seine berüchtigte Denkschrift dem französischen Direktorium einreichte, in der er die Franzosen zur Intervention in der Schweiz und zur Befreiung der Waadt von dem bernischen Joch aufforderte, so glaubte doch die Mehrheit der Räte und des Volkes nicht ernstlich an eine drohende Gefahr. Ein halbes Jahr später kapitulierte Bern nach dem unglücklichen Gefecht am Grauholz vor den beiden heranrückenden Armeen unter Brune und Schauenburg, und der Fall Berns besiegelte das Schicksal der alten Eidgenossenschaft. An die Stelle der 13örtigen Eidgenossenschaft trat der helvetische Einheitsstaat.

Die neue Verfassung der Helvetik, die im April 1798 angenommen worden war, stellte den Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit für alle Schweizerbürger fest: „Alle Gottesdienste sind erlaubt, insofern sie die öffentliche Ruhe nicht stören und sich keine herrschende Gewalt oder Vorzüge anmaßen." Diese Bestimmung gab den Wiedertäufern nach jahrhundertelanger Drangsalierung endlich die ersehnte Duldung und Freiheit. Man kann gegen diese neue Formulierung des Verhältnisses von Staat und Kirche nichts einwenden. Der moderne Staat kann keine andere Stellung zu den verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften einnehmen, als sie in diesem Satze ausgesprochen ist. Was

Digitized by Google

die Jakobiner in Frankreich in ihrem Ingrimm gegen die herrschende katholische Kirche wagten, die völlige Abschaffung der Religion und die Unterdrückung der Gottesdienste, das wurde von den schweizerischen Patrioten und Freunden der neuen Ordnung nirgends ernstlich versucht. Wohl gab es etliche, die, wie Müslin in seiner Weihnachtspredigt von 1794 sagte, gewünscht hätten, „daß die Tempel geschlossen, das Christentum abgeschafft und die Lehren desselben abgedankt wurden". Allein die

Abb. 79. Pfarrer David Müslin.

besonneren Elemente behielten doch die Oberhand. Der Gottesdienst wurde trotz der gewaltigen Umwälzung aller kirchlichen Ordnungen nirgends längere Zeit ausgesetzt. Es kam vor, daß Pfarrer sich flüchten mußten, aber es war nur vorübergehend. Die Kinder wurden wie bisher getauft, unterwiesen und admittiert, die Ehen eingesegnet und die Toten kirchlich beerdigt. Sogar Synoden wurden abgehalten, wenn auch nicht regelmäßig.

Und doch hatten fast alle Maßnahmen der neuen Regierung einen ausgesprochen kirchenfeindlichen, wenn nicht sogar antireligiösen Charakter,

Digitized by Google

der es den Geistlichen und den Freunden der Kirche deutlich zu Gemüte führte, daß diese Duldung wie die Fortdauer der kirchlichen Einrichtungen nur als etwas Provisorisches betrachtet werde. Die definitive Regelung der kirchlichen Angelegenheiten sollte erst an die Hand genommen werden, wenn die andern wichtigeren Fragen der Politik und des Schulwesens geordnet sein würden. Schon die folgende Verfassungsbestimmung, die der Polizei das Recht einräumte, „sich nach den Grundsätzen und Pflichten zu erkundigen", die in den öffentlichen Gottesdiensten gelehrt würden, und die höhnische Bezeichnung „Sekte" für alle Kirchen und Gemeinschaften ohne Unterschied läßt uns die Gesinnung ahnen, welche die regierenden Staatsmänner erfüllte. Daß auch die Pfarrer wie alle Magistratspersonen mit dem Titel „Bürger Pfarrer" angeredet wurden, ist mehr nur ein Ausdruck jener kindlich naiven Freude über die Entdeckung der Gleichheit aller Menschen und über die Errungenschaft, daß nun alle Unterschiede des Standes und der Klassen abgeschafft waren. Schwerer fällt ins Gewicht, daß die Einführung der Glaubens- und Gewissensfreiheit ihre Spitze eben doch gegen die bisherigen Landeskirchen, die protestantische und die katholische, richtete, die als der Hort der Reaktion und als die festeste Stütze der alten Ordnung gehaßt und gefürchtet waren. Man begünstigte die von der Kirche verfolgten Täufer, um ihre Verfolger zu kränken. Überhaupt erwartete man, daß der Sieg der Ideen der Aufklärung in kurzer Zeit den Fortbestand der Kirchen überflüssig machen werde. Bezeichnend für den Geist des neuen Regimentes war auch die Bestimmung, daß die Geistlichen trotz des Grundsatzes der Gleichheit aller vor dem Gesetz von allen politischen Verrichtungen ausgeschlossen, ja daß sie nicht einmal an den Urversammlungen stimmberechtigt waren, daß ferner ein Dekret vom 18. März 1799 allen Beamten verbot, in ihren Grad- und Amtsabzeichen an einem Gottesdienste teilzunehmen. Nur der Statthalter, welcher die Aufsicht hatte, war davon ausgenommen. Obschon eigentlich tatsächlich die Trennung von Staat und Kirche als die einzig richtige Folgerung dieser Grundsätze vollzogen war und der Staat sich logischerweise gar nicht mehr in die innern Verhältnisse der von ihm als „Sekten" betrachteten Kirchen hätte einmischen sollen, so dachten doch die leitenden Männer der Helvetik nicht von ferne daran, die Kirche aus der eisernen Umklammerung des Staates zu entlassen. Das Direktorium behielt sich vielmehr die oberste Gewalt auch in kirchlichen Angelegenheiten vor. Das Kirchenwesen war dem Minister der Kunst und Wissenschaften unterstellt. Es war sogar die Bildung einer einheitlichen helvetischen Kirche geplant. Vorläufig hatten aber die Räte noch andere wichtigere Traktanden, so daß die kantonalen Behörden einstweilen provisorisch die Oberaufsicht und Leitung der Kirche beibehalten mußten. Die helvetischen Verwaltungskammern sollten einen Kommissär ernennen, der, mit weitgehenden Vollmachten und dem Vetorecht ausgerüstet, darüber zu wachen hätte, daß „die

Digitized by Google

kirchlichen Behörden die Grenzen ihrer Aufgaben nicht überschritten, ihre Pflichten im Geiste der Konstitution beobachteten und über ihre Untergebenen keinen mit den Rechten der Bürger unverträglichen scholastischen oder kirchlichen Despotismus ausübten".

Zu der Wahl dieses Kirchenvogtes ist es zwar nicht gekommen. Sonst aber waren die zwei Jahre der Helvetik für die Kirche eine Zeit der Unordnung und Willkür. Unendlich oft griffen die weltlichen Behörden, unterstützt von den Regierungsstatthaltern, in kirchliche Angelegenheiten ein und maßten sich Rechte und Befugnisse an, die sie nicht besaßen. Wenn die Kirchenräte an das Direktorium appellierten, fiel die Entscheidung selten zugunsten der Kirche aus. Dieselbe unfreundliche oder gar feindselige Gesinnung bekamen die Geistlichen im persönlichen Verkehr von jenen zahlreichen minderwertigen Elementen zu verspüren, die in solchen Zeiten der allgemeinen Verwirrung obenauf kommen. Das Schimpfen auf Kirche und Pfaffen, Beleidigung der Geistlichen, Spott und Gotteslästerung galten bei denen, die das große Wort führten, als Heldentaten und Beweise von Bildung und Aufklärung. In Biel ging der Haß der dortigen Patrioten gegen die Kirche so weit, daß man das Kirchengebäude versteigern wollte. Nur der Umstand, daß niemand etwas damit anzufangen wußte, rettete sie vor diesem Schicksal. Nicht daß die Helvetik solche Stimmungen erst erzeugt hätte, aber sie löste die Bande der Scheu. Was an Erbitterung gegen die Kirche, und um der Kirche willen gegen die Religion im Volke geschlummert hatte, das brach jetzt hervor, wie ein trüber schlammiger Strom.

Es war ein Glück für die Kirche und das ganze Land, daß als Kultusminister ein Mann der Kirche vorstand, der Verständnis für ihre höheren Ziele besaß und ihre Tätigkeit in den schwierigen Zeiten des Übergangs nach Kräften unterstützte. Das war der Minister Philipp Albert Stapfer, der Sohn des Pfarrers Daniel Stapfer am Münster in Bern, geboren 1766. Er hatte in Bern und Göttingen Theologie studiert und seinen Gesichtskreis durch Reisen nach England und Frankreich erweitert. In Paris traf er 1791 fast gleichzeitig mit dem unglücklichen, auf seiner Flucht ergriffenen König ein. Was er von der Revolution sah und miterlebte, imponierte ihm sehr, namentlich die stramme Ordnung des neuen Regimentes. Nach seiner Rückkehr im Herbst 1791 wurde er zum Stellvertreter seines Onkels, des Professors Joh. Stapfer, für theoretische Theologie ernannt. 1796 wurde er sein Nachfolger. Zwischenhinein war er Sprachlehrer am sog. politischen Institut, einer 1787 auf Betreiben der Professoren Ith und Tscharner gegründeten Anstalt zur wissenschaftlichen Ausbildung jüngerer Bürgersöhne. Diese Tätigkeit entsprach durchaus den Neigungen des feingebildeten, den neuern Anschauungen zugänglichen, aber dabei tief religiösen Gelehrten. Er dachte auch bei aller seiner Sympathie für die Revolution nicht von ferne daran, das stille

Digitized by Google

Gelehrtenleben mit der politischen Laufbahn zu vertauschen. Unerwartet für ihn übertrug ihm nach dem Sturz der alten Regierungen das helvetische Direktorium die ehrenvolle, aber schwierige Mission, in Paris gegen das Treiben Rapinats und der französischen Truppen Einsprache zu erheben. Er konnte aber nicht viel ausrichten. Noch in Paris erhielt er am 2. Mai 1798 die Nachricht seiner Ernennung zum Minister der Wissenschaften, Künste, Gebäude, Brücken und Straßen. Zuerst war der frühere Professor der Philosophie Ith zu diesem Amte auserkoren. Er zog aber die Muße seiner Landpfarrei Siselen dem verantwortungsvollen Ministerposten vor und brachte Stapfer in Vorschlag, der nach schwerem innern Kampfe annahm. Bald nach seinem Amtsantritt erließ er seine berühmte Proklamation: „Der Minister der Künste und Wissenschaften der einen und unteilbaren Helvetischen Republik an die Religionslehrer Helvetiens über ihre Pflichten und Bestimmung", in welcher er das Programm seiner Kirchenpolitik und seine Ansichten über die Aufgaben der Religion und der Kirche unter den neuen Verhältnissen entwickelte. Die Proklamation beginnt mit einer für ihren edlen Verfasser sehr charakteristischen Einleitung über „die sinnliche und sittliche Doppelnatur des Menschen" und die Existenz eines „moralischen Reiches", dem sich der Mensch unterordnen müsse. „Zur Gründung, Belebung und Befestigung dieser Überzeugung und zur Entwicklung des moralischen Gefühls sei die Erziehung durch eine öffentliche Lehranstalt", also die Kirche, notwendig. Sie ist ihm „das Versinnlichungs- und Belebungsmittel der Idee vom Reiche Gottes", die „das moralische Gefühl gegen die Neigung der Sinne wappnen" soll. Somit „stimmen die Staatsinteressen mit denjenigen Gottes überein, und die Religionslehrer können als gute Diener des Staates ihrem Vaterlande zum Nutzen sein, wenn ihre Belehrungen und Amtsverrichtungen keinen andern Zweck verfolgen als die Entwicklung des moralischen Gefühls". Hingegen „sind alle unfruchtbaren Lehrmeinungen (Dogmen) und Lehrgebräuche (Zeremonien), die nicht diesem Zwecke dienen, nur ein unsittliches und unwürdiges Spiel". Wer zwischen diesen philosophischen Zeilen lesen konnte, der fühlte es wohl heraus, wie wichtig dem Minister um des Volkswohles willen die Wirksamkeit der Kirche und ihrer Diener erschien, wie er bereit war, sie in jeder Beziehung zu unterstützen, wenn sie ihre „unfruchtbaren Streitigkeiten" über die Glaubens-

Abb. 80. Minister Stapfer.

sätze und die „im Blick auf den moralischen Zweck unnötigen Zeremonien“ auf der Seite lassen wollten. Stapfer hat sein Möglichstes getan, um dies Programm durchzuführen und der Kirche die nötigen Finanzmittel zu ihrem Unterhalt zuzuweisen. Hatte doch die Aufhebung der Zehnten und die Aufteilung der Kirchengüter eine eigentliche Notlage geschaffen, um so mehr als der Staat der Unterhaltungspflicht der Geistlichen nur mangelhaft nachkam. In katholischen Gegenden litten manche Priester geradezu Not, und die dem Glauben treu ergebene Bevölkerung litt mit ihnen unter der Zurücksetzung und den mannigfachen Schmähungen, denen die Diener der Religion vielfach ausgesetzt waren. Wohl gab es auch unter der katholischen Geistlichkeit Männer, die rationalistischen Ideen huldigten und sogar die Maßnahmen der revolutionären Regierung begrüßten. Von Österreich her war der Geist des Josephinismus, d. h. des aufgeklärten toleranten Katholizismus, einer von Kaiser Joseph II. begünstigten liberaleren Richtung, in die Kreise des katholischen Klerus eingedrungen. Dekan Häfliger in Luzern, ein „religiöser Sansculotte“, predigte vom „Bürger Jesus“ und von der „Bürgerin Maria“, und der bischöfliche Kommissär Taddäus Müller in Luzern forderte das Verbot der öffentlichen Prozessionen, da sie im Widerspruch mit dem liberalen Zeitgeist ständen und den Fanatismus entfachten. Er ahnte nicht, wie tief er damit in die Lebensgewohnheiten des katholischen Volkes einschnitt. Aber die Zahl dieser aufgeklärten Priester war doch gering. Wohl waren auch in den katholischen Kantonen, z. B. im Jura, Freiheitsbäume aufgerichtet, die Altäre entweiht, die Priester beschimpft und der Dienst der Göttin der Vernunft eingerichtet worden. Aber der Taumel ging rasch vorüber, und die Untaten des französischen Gesindels, welches die Glocken stahl und die Kirchen und Klöster plünderte, brachte die Bevölkerung bald wieder zur Besinnung. Schon 1797 war die blühende Abtei Bellelay im Berner Jura ein Raub der Flammen geworden. In Obwalden forderte der General Mengaud die Insassen des Klosters Engelberg auf, „ihr Kloster zu verlassen und nicht zu warten, bis die Philosophie sie aus ihrem Asyl der Trägheit und Unbrauchbarkeit verjagen werde, sondern die Livree des Aberglaubens abzulegen, in die Gesellschaft zurückzukehren, und da ihre Tugend so weit geltend zu machen, daß man ihre in der mönchischen Nichtigkeit verlorenen Jahre vergessen könne“. Entsprechend der feindlichen Haltung der Franzosen gegen die Kirche erließ das Direktorium der helvetischen Republik im Herbst 1798 ein Gesetz, welches den Klöstern die Aufnahme neuer Novizen untersagte, denen, die ihre Gelübde noch nicht abgelegt hatten, den Austritt befahl, den übrigen ihn freistellte und das Klostergut als Nationaleigentum erklärte. Es war ein gutes Zeichen für den Geist, der in den Klöstern herrschte, daß von den 2320 Ordensleuten in der Schweiz trotz der verlockenden Versprechungen damals nur 16 ausgetreten sind, und diese zumeist nur mit

Digitized by Google

päpstlicher Erlaubnis. Als die Franzosen auch die berühmte Gnadenkapelle in Einsiedeln dem Boden gleich machten und im Kloster St. Gallen im Januar 1799 zu Ehren der von einer hübschen Appenzellerin dargestellten Göttin der Freiheit eine schändliche Orgie feierten, wandte sich das katholische Volk mit innerm Zorn und Groll von der Helvetik ab, die ihnen ohnehin nur nach jenem blutigen Kampf gegen die Urkantone aufgezwungen worden war.

Aber auch in den protestantischen Kantonen wurde der Unwille und die Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge bald allgemein, nicht zum geringsten Teil infolge der ganz verkehrten Kirchenpolitik der helvetischen Regierung. An Stapfer lag es nicht. Er war bestrebt gewesen, die Tätigkeit der Kirchen nach Kräften zu fördern. Er hat sich noch 1800 in einer Flugschrift gegen jene entwürdigende Gesetzesbestimmung gewehrt, die die Geistlichen des aktiven und passiven Wahlrechtes beraubte. Er erklärte es offen als „einen Widerspruch mit den Rechten der Menschen und Interessen des Staates, als eine augenscheinliche Ungerechtigkeit", daß dieser Stand in der Nationalversammlung nicht vertreten sei, daß „die große Masse von Talenten, Einsichten und Tugenden, die sie auszeichnen, für die Beratung und Leitung der vaterländischen Angelegenheiten unbenutzt bleiben", daß sie, „die Lehrer der Tugenden und Erzieher der Nation allein von allen Bürgern von dem Genuß der staatsbürgerlichen Rechte ausgeschlossen seien". Allein er predigte tauben Ohren. Seine Kollegen in der Regierung vereitelten die Ausführung seiner Pläne, und der Nachfolger von Peter Ochs im Direktorium, der Bürger Legrand von Basel, dachte allen Ernstes daran, den Religionsunterricht ganz zu beseitigen. Die Bettagsproklamation von 1799, in welcher Stapfer die Unentbehrlichkeit des Religionsunterrichtes und der Religion entschieden betonte — er hatte sie in Paris abgefaßt —, wurde von Stapfers Kollegen unterdrückt. Da erschien 1800 eine epochemachende Kundgebung von Pfarrer Joh. Rud. Wyß dem älteren, damals in Münchenbuchsee, betitelt „die Vertilgung der Religion in Helvetien", in welcher er unverblümt die Regierung anklagte, es liege allen ihren Maßnahmen der geheime, aber konsequent durchgeführte Plan zugrunde, den öffentlichen Gottesdienst, die Religionsübungen, den Sabbat und die Religion selbst abzuschaffen. Dieser treffliche Geistliche, der die Schrecknisse der französischen Invasion am eigenen Leibe erfahren hatte, wagte es auch, in mutigen Flugschriften die „neuen fragwürdigen Freiheiten", besonders die Schenkfreiheit, zu geißeln. Auch Stapfer erhob in seinen „Bemerkungen über den Zustand der Religion und ihrer Diener in Helvetien" 1800 aufs neue seine warnende Stimme gegen die blinde Wut der Führer der Helvetik gegen die Kirche. Ith, der mit innerm Schmerz den Zusammenbruch aller seiner auf die Helvetik gesetzten Hoffnung und ihrer Ideale vor sich gehen sah, trat für die Rechte und Freiheiten der

Digitized by Google

Kirche ein, ohne bei den leitenden Magistraten Beachtung zu finden. Die Unordnung wurde immer allgemeiner. Es war so, wie Wyß, der sich auch durch dichterische Versuche einen Namen gemacht hat, in einem seiner Epigramme klagte:

Gewissensfreiheit! hört, wie laut man die bespricht!
Das Freisein merk ich wohl, doch das Gewissen nicht.

Doch die Toten reiten schnell! Während man sich noch in Flugschriften über das Recht und Unrecht der Religion stritt, fegte ein im Grunde harmloser Volksaufstand, der Stecklikrieg von 1802, das morsche Gebäude der Helvetik hinweg. Bevor aber das Volk nach dem unrühmlichen Ende der Helvetik seine Angelegenheiten selbst ordnen konnte, trat Bonaparte als Vermittler zwischen die Streitenden und gab der Schweiz in der Mediationsakte von 1803 eine neue Verfassung. Zu Peter Ochs soll er beim Abschied gesagt haben: »La révolution est finie, Monsieur Ochs«. Stapfer, der 1800 als Minister nach Paris delegiert worden war, verzichtete unter der neuen Ordnung der Dinge auf sein Amt. Er wollte seine helvetischen Ideale nicht verleugnen. Durch seine Gattin ohnehin mehr und mehr dem französischen Wesen zugetan, fand er in Frankreich eine neue Heimat und unter den französischen Protestanten einen ihm zusagenden dankbaren Wirkungskreis. Selbst von der Erweckungsbewegung mächtig beeinflußt, stellte er sich an die Spitze verschiedener religiöser Vereine zur Bibelverbreitung und Mission unter den Heiden, die dieser Bewegung ihre Entstehung verdankten. Er ist es auch gewesen, der als erster Vinets Bedeutung erkannte. Er starb 1840 in Frankreich.

Bevor wir dieses Kapitel abschließen, müssen wir noch der Männer gedenken, die in dieser Zeit des Sturmes und des Dranges nach Kräften bemüht waren, das Wohl des Volkes zu fördern. Lavater hatte den Zusammenbruch der Helvetik nicht mehr erlebt. Aber seinem treuen Freunde Antistes Heß, der gleich ihm unerschrocken auf seinem Posten stand und mit Wort und Schrift für „die Rechte der Kirche“ eintrat, war es vergönnt, den Anbruch besserer Zeiten zu erleben. Er hatte im Jahre 1795 Lavater als Mitbewerber für das Amt eines Antistes der Zürcher Kirche gehabt. Lavater war unstreitig der bedeutendere Mann, aber für die Leitung der Kirche weniger geeignet. Lavater hat ihm auch neidlos die Ehre gegönnt, und die Kirche hatte es nicht zu bereuen. Heß war der rechte Mann für diese Zeit, klug und doch entschieden und freimütig, gelehrt und doch mit praktischem Geschick begabt. Wie er die geängstigte Bevölkerung zu trösten und stärken verstand, das zeigen uns seine in drei Bänden herausgegebenen Predigten: „Der Christ bei Gefahren des Vaterlandes“. Er war, obschon er nicht zu der Partei der Patrioten zählte, ein glühender Patriot, der seine Heimat über alles

Digitized by Google

liebte und in Liedern und Gedichten ihr Lob sang. Hatte er vor der Revolution die Schäden und Gebrechen des alten Regimentes schonungslos gegeißelt, so fuhr er nun, allen Belästigungen der neuen Machthaber zum Trotz, unentwegt fort, die Wahrheit nach oben und unten zu lehren. Weit über die Grenzen seiner engern Heimat wurde er durch seine gediegenen Werke über die Geschichte des Volkes Israel, das Leben Jesu, die Apostelgeschichte und die Offenbarung des Johannes bekannt, die ihm bei Anlaß des deutschen Reformationsjubiläums 1817 von drei Seiten den theologischen Doktortitel eintrugen. Den Plan zu seinem Leben Jesu hatte er als Vikar gefaßt und schon mit der Ausführung begonnen, als ihm angesichts der vielen schwierigen Fragen die Notwendigkeit klar wurde, zuerst die ganze Bibel mehrmals durchzulesen. Da ging ihm wie ein Licht „die Erkenntnis auf, daß ein wohlgeordneter göttlicher Plan der ganzen biblischen Geschichte zugrunde liege, von den ersten Anfängen der Schöpfung bis zu der Verheißung der Vollendung des Reiches Gottes in der Offenbarung". Das hat den Schriften von Heß bei so vielen Eingang verschafft, daß in ihnen ein Mann redete, der wirkliches Wissen besaß und nach gewissenhafter Erwägung aller Bedenken und Zweifel sich selbst zur vollen Anerkennung der Wahrheit und Geschichtlichkeit der biblischen Erzählungen durchgekämpft hatte. Von seinem Hauptwerke, dem Leben Jesu, sagte er als 82jähriger Greis einmal: „ich schätze mich glücklich, der Welt durch nichts bekannt geworden zu sein, das nicht eine offenbare Beziehung auf unsern Herrn Jesum Christum und auf seine Geschichte hätte". Das war der Mann, der nach dem Ende der Helvetik die Neuordnung der Zürcher Kirche an die Hand nehmen konnte. Neben seiner rastlosen amtlichen Tätigkeit bemühte er sich um die Hebung des Schulwesens und des kirchlichen Jugendunterrichtes, um die gegenseitige Förderung der Geistlichen durch die Gründung der asketischen Gesellschaft, und endlich um die Verbreitung der Bibel, zu welchem Zwecke er die zürcherische Bibelgesellschaft mit begründen half. Eine letzte große Freude war es für ihn, daß er 1819 das dritte Reformationsjubiläum erleben und mit ungeschwächter Kraft noch einmal „den ganzen wesentlichen Inhalt des Evangeliums von Christo" als die Grundlage des Heils bezeugen durfte. Nach einer langen stillen Vorbereitungszeit ging er 1828 zur ewigen Ruhe ein.

Sind auch die gut gemeinten Ideen und Anregungen, die die Helvetik gezeitigt hat, nicht sofort lebenskräftig gewesen, so waren sie doch wertvolle Saatkörner für die Zukunft. Namentlich auf den Gebieten des Armen- und Schulwesens ist viel getan worden, um die Notstände aufzudecken und die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. Neben Geistlichen wie Heß, Müslin und Wyß erwähnen wir vor allem den edlen helvetischen Minister Rengger von Brugg, der sich ganz be-

Digitized by Google

sonders des unglücklichen Unterwaldner Volkes annahm, und den Erzieher Heinrich Pestalozzi. Dieser liebenswerte Mensch, dessen Ideen noch heute eine Fundgrube für Erzieher und Lehrer bilden, war 1741 in Zürich geboren. Getragen von dem der Aufklärung eigenen edlen Bestreben der Hebung des Volkswohles, sah er seine Lebensaufgabe in der Erziehung der verwahrlosten armen Kinder. Sein leitender Gedanke war die Verbindung von Unterricht und Arbeit, um den Kindern zu einer selbstän-

Abb. 81. Pestalozzi.

digen Existenz zu verhelfen. Zu dem Zwecke richtete er, unterstützt von Isaak Iselin, auf dem Neuhof im Aargau eine Erziehungsanstalt für arme Kinder ein, die von 1774 bis 1780 bestand. In den folgenden Jahren beschäftigte er sich mit schriftstellerischen Arbeiten. Es erschien sein Hauptwerk „Lienhard und Gertrud" von 1781—1787, in welchem er mit erschütternden Worten die sittliche Zerrüttung einer durch einen gewissenlosen Vogt und durch die Liederlichkeit der Bürger an den Rand

Digitized by Google

des Abgrundes gebrachten Gemeinde schildert und als Heilmittel die durch eine fromme Mutter in der Kinderstube begonnene Erziehung preist. Pestalozzi mußte schon in seiner Jugend viele bittere Erfahrungen machen, aber er hatte das Glück gehabt, eine Mutter zu besitzen, die „sich mit gänzlicher Hingebung ihrer selbst und Entbehrung alles dessen, was in ihrem Alter und in ihren Umgebungen Reize hätte haben können, der Erziehung ihrer drei Kinder aufopferte", unterstützt „von einer Person, deren Andenken mir ewig unvergeßlich sein wird", der Magd Babeli Schmid. Dieser „besten Mutter" hat er in „Lienhard und Gertrud" ein herrliches Denkmal gesetzt. Bildet die religiöse und sittliche Erziehung in der Familie die Grundlage des Volkswohles, so kann sich darauf die Arbeit der Schule aufbauen. Sie soll aber nicht nur Kenntnisse vermitteln, sondern auch zu geordneter Erwerbstätigkeit anleiten. Das waren die Ideen, die Pestalozzi in seinen Anstalten durchzuführen versuchte. Leider wurde er, dem der praktische Sinn fehlte, beständig von Mißgeschick verfolgt. Trotzdem er von verschiedenen Seiten ermutigt und unterstützt wurde, brachten Teuerung und Mißwachs, unvorsichtige und unrentable Versuche und der törichte Widerstand von seiten der Eltern der ihm anvertrauten Kinder seine Unternehmungen schließlich zum Scheitern. Er und seine Familie mußten sich die größten Entbehrungen, Hunger und Blöße auferlegen. Aber bewundernswürdig bleibt immer sein froher Mut, sein und seiner Gattin Gottvertrauen und Hilfsbereitschaft, wohin man ihn auch rief. Als die helvetische Regierung 1799 in Stans ein Waisenhaus einrichtete, folgte er freudig dem Rufe Renggers, als „Vater der Waisen" einmal „an den großen Traum seines Lebens Hand anlegen zu können". Es war aber gut, daß er, so sehr es ihn schmerzte, schon nach einem halben Jahre Stans verlassen mußte. Er hatte seine Gesundheit im Dienst dieser Waisen aufgezehrt. Nun ermöglichte ihm die von Stapfer begründete „Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens", im Jahre 1800 eine Erziehungsanstalt in Burgdorf zu eröffnen, um die sich besonders der aus Burgdorf stammende helvetische Oberrichter Karl Ludwig Schnell bemühte. In dieser Zeit erschien sein treffliches Buch „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt". Auch im Ausland wurde man jetzt auf ihn aufmerksam. Der Philosoph Herbart, damals Hauslehrer in Bern, besuchte seine Anstalt und empfing einen günstigen Eindruck von Pestalozzis Methode und Tätigkeit. In Berlin und Frankfurt entstanden Schulen, die in seinem Geiste geleitet wurden. Im Jahr 1804 mußte er das Schloß Burgdorf räumen und seine Arbeit in Münchenbuchsee fortsetzen. Da man ihm aber zur Leitung der äußeren Verwaltung den im nahen Hofwyl wohnenden Fellenberg als Mitarbeiter gab und er sich mit ihm nicht gut vertrug, so verlegte er, einer Einladung der waadtländischen Regierung folgend, seine Anstalt 1805 nach Yverdon, wo er bis 1825 blieb. Das Institut erlebte hier eine eigent-

Digitized by Google

liche Blütezeit. Schüler und Erzieher strömten herbei, um bei ihm zu lernen. Allein auf die Blüte folgte rasch ein Niedergang, der, zum Teil infolge von unangenehmen Zwistigkeiten unter der Lehrerschaft, zum Zerfall und zur Auflösung der Anstalt führte. Ökonomische Sorgen und der Tod seiner treuen Gattin drückten ihn schwer. Der finanzielle Ertrag seiner Werke hätte ihm zwar einen sorglosen Lebensabend verschaffen können. Allein er gab alles her zur Gründung einer Armenanstalt in der Nähe von Yverdon! Er zog 1825 nach dem Neuhof zurück, um dort wieder eine Anstalt ins Leben zu rufen. Es kam aber nicht mehr dazu. Eine große Freude bereitete ihm ein Besuch in der von Zeller nach seinen Grundsätzen geleiteten Armenerzieheranstalt in Beuggen. Tief bewegt rief er aus: „das ist es, das ist es, das wollte ich!“ Eine Schmähschrift, die auf Betreiben eines früheren Mitarbeiters, des Lehrers Niederer, gegen ihn veröffentlicht wurde, warf ihn aufs Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erholte. Er starb in Brugg am 17. Februar 1827. Die edelsten Bestrebungen und das ganze Sehnen der Aufklärung hat er verkörpert und mit der vom Glauben an Gott den Vater getragenen Liebe Christi verschmolzen. Endigte sein Leben auch äußerlich, wie so manche Schöpfung dieser Zeit, mit einem Mißerfolg, das, was er ausgestreut hat, war ein guter Same für eine bessere Zukunft.

---

22. Kapitel.

Die Wiederherstellung der Landeskirchen und die Erweckungsbewegung, 1802—1830.

„Restauration“, Wiederherstellung, so nennen und bezeichnen wir die Zeit, welche die Mediation im Jahre 1814 ablöste und bis 1830 andauerte. Der Name charakterisiert aber für das kirchliche Leben den ganzen Zeitraum von 1802—1830. Es war, als ob man nicht schnell und gründlich genug alles beseitigen konnte, was an die Helvetik erinnerte. Der Einheitsgedanke, der freilich in dem Stapferschen Plan einer beide Konfessionen umfassenden schweizerischen Nationalkirche einen allzu phantastischen Ausdruck gefunden hatte, mußte auf unabsehbare Zeiten zu Grabe getragen werden. Das einzige Band, das Reformierte und Katholiken in religiöser Hinsicht umschloß, war die gemeinsame Bettagsfeier, die schon vor der Helvetik, im Jahre 1796, von der Tagsatzung beschlossen worden war. Doch hatte man sich bis 1816 für dieses eidgenössische Fest auf keinen bestimmten Tag einigen können. Noch bis 1832 wurde es von den Reformierten und Katholiken gesondert gefeiert, von

Digitized by Google

jenen am zweiten Donnerstag des September, dem alten Wochenbettage, von den Katholiken am darauffolgenden Sonntag. Doch ging es lange, bis der Bettag in den katholischen Kantonen als ein eidgenössischer Festtag Bedeutung gewann. Auch die Anregung der Waadtländer Geistlichkeit, wenigstens eine eidgenössische evangelische Kirche ins Leben zu rufen, war nicht realisierbar. Als nach dem Sturz des helvetischen Direktoriums im Jahre 1800 über die neue Verfassung beraten wurde, reichten die Kirchenräte ein von Heß verfaßtes Memorial ein „über die Rechte der Kirche und derselben freie Ausübung in unserm Staate", welches die Vorsteher der kantonalen Kirchen, Antistes Heß von Zürich, Antistes Merian von Basel, Dekan Ith von Bern, Dekan Stähelin von St. Gallen, Pfarrer Habicht von Schaffhausen und die Dekane Bugnion und Mouſion von Lausanne und Morges unterzeichnet hatten. In demselben erklärten sie die Idee einer helvetischen Nationalsynode als undurchführbar. Sie forderten aber eine Art brüderlicher Vereinigung zwischen den verschiedenen kantonalen evangelischen Kirchen, wie sie in der Reformationszeit angebahnt worden war. Die Verwirklichung dieser Forderung in der heute bestehenden schweizerischen evangelischen Kirchenkonferenz ließ aber noch bis zum Jahre 1858 auf sich warten.

Vorderhand traten die alten Kirchenverfassungen wieder in Kraft. Die kantonalen Regierungen waren, wie vor der Helvetik, die oberste kirchliche Behörde, und das Staatskirchentum, das den Zusammenbruch der alten Kirchen mit verschuldet hatte, kam wieder in Blüte. Am meisten hatten unter dieser Reaktion die Täufer zu leiden. Das Toleranzedikt, welches ihnen volle Freiheit gewährt hatte, fiel mit der Helvetik dahin. Sie waren fortan nur geduldet. Es muß aber erwähnt werden, daß die Kirchenräte sich 1807 für ein weitgehendes Entgegenkommen, u. a. für die bedingungslose Rückkehr aller Verbannten ausgesprochen hatten, da „die Täufer punkto Moralität, ruhiger Aufführung und guter Denkungsart wirklich in einem guten Rufe ständen". Aber die Berner Regierung blieb unerbittlich. Sie erklärte 1810 die Täuferehe für ungültig und die Kindertaufe für obligatorisch, da die staatskirchlichen Pfarrer die Geburts- und Ehestandsregister führten. Als 1815 Bern für den Verlust der Waadt und des Aargau mit dem ehemaligen Bistum Basel entschädigt wurde, mußte es den zahlreichen im Bistum wohnenden Täufern, den Nachkommen ehemaliger bernischer Täuferflüchtlinge, doch eine gewisse Duldung gewähren. Ihre Geburten und Ehen wurden nun in die öffentlichen Register eingetragen. Statt des Eides konnten sie ein Handgelübde leisten und für den Militärdienst Stellvertreter stellen. Da sie aber bald darauf eine ungewohnte Propaganda entfalteten, wurden ihnen 1820 und 1823 neue lästige Bedingungen auferlegt, z. B. die Verkündigung ihrer Ehen in den Kirchen, die Anzeige ihrer Geburten und Admissionen, die Einreichung ihrer Mitgliederverzeichnisse und die Mitteilung ihrer Versammlungen.

Digitized by Google

Wer zu ihnen übertreten wollte, mußte sich beim Ortspfarrer abmelden, um sich von ihm vor dem Übertritt warnen zu lassen.

Immerhin konnten die alten Zustände und Verhältnisse nicht so ganz unverändert in das neue Jahrhundert hinübergenommen werden. Die einschneidendste Änderung war die, daß den Kirchengemeinderäten oder Kirchenvorsteherschaften — in Zürich immer noch Stillstände geheißen — die Oberaufsicht über das Schulwesen entzogen wurde. Sodann wurde die Ungleichheit der Pfarrbesoldungen beseitigt. Das alte, aus der katholischen Zeit datierende System, litt an dem Übelstand, daß einige Pfarrstellen durch den Ertrag ihres größeren Pfrundlandes, der Zehnten und andrer Benefizien — zum Teil herrührend von Stiftungen, die den Kirchen und Wallfahrtsorten gemacht worden waren — besser dotiert waren. Oft waren es gerade kleine Gemeinden, während die beschwerlichen Bergpfarreien ihre Geistlichen kaum erhalten konnten. Viele Geistliche hatten deshalb der Versuchung nicht widerstehen können, nach den angenehmen und einträglichen Pfründen zu streben. Nun zog 1804 der Staat Bern das Kirchengut ein, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er sich nicht als Eigentümer, sondern als Verwalter betrachte. Für alle Pfarrstellen wurde die gleiche Besoldung angesetzt. Dieses System, das einen unleugbaren Fortschritt bedeutete, wurde bald darauf auch von den übrigen Landeskirchen eingeführt. Die Befürchtung, daß der Pfarrer damit zu sehr von den Staatsregierungen abhängig werde, erwies sich als grundlos. Eher könnte man das von dem Wahlmodus sagen, von der Wahl der Pfarrer durch die Regierung statt durch die Gemeinden, der bis in die Zeit der siebenziger Jahre beibehalten wurde. Es kam mitunter vor, daß sich eine Regierung nicht durch die Wünsche und Vorschläge der Gemeinden, sondern durch politische Motive bestimmen ließ. Im übrigen bestanden auch die Synoden fort, welche die rein kirchlichen Angelegenheiten im ganzen selbständig ordnen konnten. In den neuen Kantonen Waadt, Aargau, Thurgau und St. Gallen mußte das Kirchenwesen ganz neu geordnet werden. Die Waadt änderte nur wenig an der aus der bernischen Zeit stammenden kirchlichen Verfassung. Sie behielt das stramme Staatskirchentum bei. Mehr Selbständigkeit gewährte der Aargau der Kirche. Der Thurgau versuchte es zuerst mit einem paritätischen Kirchenrat, mußte aber 1816 zu einer reinlichen Scheidung der beiden konfessionellen Kirchen übergehen. Den Verhältnissen und den Bedürfnissen der Kirche entsprach die Kirchenordnung von St. Gallen weitaus am besten. Die St. Galler Kirche, die 1805 ihre eigene Verfassung erhielt, war von allen Schweizer Kirchen am weitesten fortgeschritten. Sie wurde eine eigentliche Volks- und Gemeindekirche. Die Gemeinden durften ihre Geistlichen und seit 1818 auch ihre Kirchenvorsteherschaften selbst bestellen. Der Staat behielt sich nur ein gewisses Oberaufsichtsrecht vor, indem seine Delegierten an den Synoden teilnahmen. Das Kollegium der evangelischen Groß-

Digitized by Google

räte wählte den kirchlichen Zentralrat. Es ist vielleicht dieser für die Entwicklung der Volkskirche so günstigen Organisation zuzuschreiben, daß die neuen Kantone Aargau, Thurgau und St. Gallen in der Folgezeit von den kirchlichen Kämpfen weniger heimgesucht waren als die alten Kantone mit ihrer staatskirchlichen Verfassung. Weniger ideal war die Organisation der evangelischen Kirche in Graubünden. Sie erhielt erst 1808 einen Kantonskirchenrat und die Einführung von Gemeindekirchenräten ging noch langsamer vor sich. Hingegen besitzt diese Kirche eine Institution, um die sie von den übrigen Kirchen beneidet werden dürfte, die Wanderversammlung der Synode, die alljährlich an einem andern Orte stattfindet, 6—8 Tage dauert, öffentlich ist, und dadurch das Interesse der Bevölkerung für das kirchliche Leben in hohem Maße belebt und erhält. Die Synode ist für die betreffende Gemeinde und Talschaft ein eigentliches kirchliches Volksfest. Auch im Appenzellerland waren die Gemeinden sozusagen autonom. Sie konnten ihre Pfarrer wählen und entlassen nach ihrem Belieben. Immerhin sollte die von den Geistlichen gebildete Synode über die Reinheit der Lehre und der kirchlichen Sitte und die Eintracht unter den Kirchendienern wachen. In Basel lag die Wahl der Pfarrer in der Hand des Kirchenrates, der obersten kirchlichen Behörde, an deren Spitze der Antistes stand. Doch hatte die Gemeinde ein gewisses Mitberatungsrecht. Genf hatte sein Konsistorium beibehalten. Es war aber mit der Zeit eine rein administrative Behörde geworden, während die Entscheidung über die Lehre, die Kirchenzucht und die Wahl der Pfarrer in den Händen des Geistlichkeitskonventes, der vénérable compagnie des Pasteurs lag.

Mit Ausnahme der kleinen demokratisch regierten Landsgemeindekantone weisen somit nur die neuen Kantone bemerkenswerte Fortschritte der Entwicklung in der Organisation der Kirche auf. Man würde aber irren, wenn man diese Periode als eine Zeit des Rückschrittes oder des Stillstandes betrachten würde. Man hat in dieser Zeit, urteilt Salomon Vögelin, „kräftig vorwärts gestrebt, aber ohne den späteren Sturm und Drang". Man muß auch den staatlichen Behörden das Zeugnis geben, daß sie nach Kräften bemüht waren, durch Vermehrung der Pfarrstellen, Ausgleichung der Besoldungen und Anstellung tüchtiger Professoren das kirchliche Leben zu fördern. Was Antistes Heß von Zürich geleistet hat, ist bereits erwähnt worden. Ihm stand treulich zur Seite sein Kollege Georg Geßner, Pfarrer am Fraumünster, der auch als Antistes sein Nachfolger wurde. Das waren Männer, die bemüht waren, durch treue Arbeit wieder aufzubauen, was zerstört worden war. Sahen sie auch vorderhand wenig Erfolge, so fuhren sie doch unverzagt fort im Vertrauen auf die Zukunft. „Wenn der Frühling zögert, er kommt doch! Wenn des Herrn Reich zögert, so bleibt es doch nicht aus. Alles zur Stunde des Herrn!" so schrieb Geßner unter sein Porträt. In dem

Digitized by Google

Abb. 82. Hans Georg Nägeli.

frommen Liederkomponisten Hans Georg Nägeli und dem Schaffhauser Professor Johann Georg Müller, dem Bruder des Geschichtschreibers, erwuchsen ihnen aus dem Laienstand kraftvolle Mitarbeiter in der Verteidigung des christlichen Glaubens. Endlich gedenken wir noch des Zürcher Chorherrn Johann Schultheß, dessen Theologie sich zwar noch ganz in den Geleisen des alten Rationalismus bewegte. Er war aber nicht nur ungeheuer gelehrt, sondern auch seelengut und herzensfromm. Er hat „durch sein unerschütterliches Vertrauen auf die Weisheit und Güte von oben bei manchen den Glauben wieder geweckt, wo er durch historische Gründe zerstört gewesen war". Ein großes Verdienst hat er sich durch die Gründung der Schweiz. Erziehungsgesellschaft, durch seine „Beiträge zur Beförderung des Kirchen- und Schulwesens" (1808—1813) und durch die mit Schuler besorgte Herausgabe der Werke Zwinglis erworben.

Trotzdem waren es weniger die offiziellen kirchlichen Kreise, von denen die Erneuerung des religiösen Lebens ausging, als die überall sich bildenden freieren Vereinigungen, zu denen in den zwanziger Jahren der mächtige Einfluß der Erweckungsbewegung hinzukam. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts war in Basel in aller Stille eine Gesellschaft ins Leben getreten, die sog. Deutsche Christentumsgesellschaft, von der strahlenförmig über den ganzen Kontinent, vorzugsweise aber für Basel und die reformierte Schweiz, die segensreichsten Wirkungen ausgegangen sind. Sie verdankt ihren Ursprung den Bemühungen des von Bengel beeinflußten frommen Augsburger Predigers Dr. Joh. Aug. Urlsperger, der den Plan gefaßt hatte, zum Schutz gegen den zunehmenden Unglauben eine Vereinigung aller lebendigen Christen in den evangelischen Ländern zu gründen. Er bereiste zu diesem Zwecke das protestantische Europa, erhielt aber überall Absagen, weil die Zuversicht des Glaubens geschwunden war. Zuletzt kam er nach Basel, wo er, für ihn völlig unerwartet, Verständnis und Unterstützung bei einigen Pietisten und Herrnhutern, sowie dem Pfarrer Mejenrock zu St. Alban und Professor Herzog fand. Die Gesellschaft wurde 1780 gegründet, aber nicht wie Urlsperger anfänglich gemeint hatte, in erster Linie zur Verteidigung der kirchlichen Lehre, sondern zur „Beförderung der Wahrheit und der Gottseligkeit", durch Verbreitung von Traktaten und Bildung ähnlicher Zweigvereine. Ein Sekretär besorgte als das lebendige Bindeglied aller Ortsgruppen die Korrespondenz. Einer

Digitized by Google

der bekanntesten Männer dieses Kreises war Friedrich Steinkopf, Sekretär von 1795—1801, der dann in London für die britische Bibelgesellschaft tätig war. Später wurde der rührige Christian Friedrich Spittler, ein einfacher Laie, die Seele dieser Bestrebungen. Teils in Verbindung mit der Christentumsgesellschaft, teils selbständig gründete er die Basler Bibelgesellschaft, den Traktatverein, die christliche Schriftenniederlage auf dem Fälkli, 1827 ein Unterstützungswerk für die Griechen und 1840 die Chrischonaanstalt zur Ausbildung von Evangelisten für die Stadt- und Landmission. Auch an der Gründung, der Basler Stadtmission, des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, der Taubstummenanstalt und des Diakonissenhauses Riehen war er beteiligt. Daneben lag ihm die Bekehrung der Katholiken und Juden am Herzen. Er stand in herzlichen Beziehungen mit evangelisch gesinnten römischen Priestern, mit Goßner, Boos, Bischof Sailer und van Eß, dem Herausgeber der katholischen Bibel. Er wollte den mit Rom zerfallenen Priestern eine Zufluchtsstätte bereiten, um ihnen den Übertritt zu ermöglichen, aber die Hindernisse waren zu groß. Was Spittler damals erstrebt hat, ist jetzt durch die Los-von-Rom-Bewegung erreicht worden. Sonst ließ sich Spittler durch Hindernisse nicht leicht abschrecken. Als die Basler Regierung 1820 die Gründung einer Anstalt für arme Kinder nicht gestattete, reiste Spittler kühn zum Großherzog von Baden und bat ihn um Überlassung des Schlosses Beuggen. Er war es auch, der den richtigen Mann für diesen verantwortungsvollen Posten in der Person des Schulinspektors Zeller von Zofingen fand. So verband dieser eigenartige Mann, der kirchlich durchaus ein Freischärler blieb und von einem fast schwärmerischen Enthusiasmus erfüllt war, die Anregungen des frommen Mystikers Jung-Stilling mit denjenigen Oberlins, des bekannten menschenfreundlichen Pfarrers zu Steinthal im Elsaß. Er hätte aber kaum so viel

Abb. 83. Chorherr Dr. theol. und Professor Johannes Schultheß.

Digitized by Google

ausrichten können, wenn er nicht am Vorstand der Christentumsgesellschaft in Basel eine Anzahl tüchtiger, gediegener und aufopferungsfreudiger Männer zur Seite gehabt hätte, den Professor Miéville, die Pfarrer Thurneisen und von Brunn, die Kaufleute Schnell und Iselin-Weis und Dr. Stückelberger.

Durch Pfarrer von Brunn wurden nun Spittlers Missionspläne verwirklicht. Spittler hatte schon lange die Gründung einer eigenen Mission angeregt, aber es fehlte zu einer solchen Riesenaufgabe der Mut. Nun fing von Brunn 1814 an, Missionsstunden zu halten, und nach einer solchen Stunde meldete sich ein junger Mensch zum Dienst des Evangeliums unter den Heiden. Diese Meldung erschien ihm als ein Wink Gottes. Er beriet sich mit Spittler, und schließlich wurde 1815 im Pfarrhaus zu St. Martin die evangelische Missionsgesellschaft in Basel gegründet. Ihr erster Inspektor war Blumhardt 1815—1838. Ihm folgten von 1838—1850 Hofmann, von 1850—1879 Josenhans, bis 1884 Schott, und seither Dr. Öhler, alle Württemberger, während die Präsidenten und Komiteemitglieder meist Schweizer waren. Die Basler Pfarrer La Roche, Ratsherr Adolf Christ, Ratsherr Karl Sarasin und Professor Riggenbach haben sich um dieses Werk große Verdienste erworben. Zuerst gab die Gesellschaft ihre Zöglinge an andre Missionen ab, was aber zu allerlei Unzukömmlichkeiten führte. 1827 zogen ihre ersten Missionare nach der Goldküste in Afrika aus, anfänglich im Dienst der dänischen Mission. Hier entstand mit der Zeit eine blühende Mission, die gegenwärtig etwa 20000 eingeborne Christen aufweist, ein Werk, das der großen Opfer an Menschenleben und Geld wert ist. Die Goldküste ist heute ein nahezu christliches Land. 1834 wurde die Mission in Indien begonnen. Hier waren die Schwierigkeiten größer, und der große Erfolg steht noch aus, trotzdem die indische Mission 16000 Christen zählt. Daß der Erfolg aber schließlich nicht ausbleiben kann, beweist die 1846 in Angriff genommene Chinamission, die lange fast erfolglos schien und jetzt eine der blühendsten und vielverheißendsten Missionen ist. In China zählt die Basler Mission gegen 10000 Christen. Nicht weniger hoffnungsvoll ist die 1886 übernommene Kamerunmission. Die jährlichen christlichen Jahresfeste der Missionsgesellschaft in Verbindung mit den verwandten Bestrebungen der Bibelgesellschaft, der Judenmission und des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins haben für das religiöse Leben unsres Landes eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gewonnen, indem sie die Pflege der Gemeinschaft und die gegenseitige Bekanntschaft und Aussprache unter den im kirchlichen und freien Dienste des Evangeliums stehenden Geistlichen, Evangelisten und Laien ermöglichten.

Zur Unterstützung des immer wachsenden Missionswerkes entstanden die einheimischen Missionsvereine, von denen einer der ältesten die von Heß und Geßner gegründete Zürcher Bibel- und Missionsgesellschaft ist. Diese Vereine pflegen neben den älteren Missionsver-

Digitized by Google

einigungen der Herrnhuter den Missionssinn der christlichen Gemeinde in der Heimat.

Eine neue Befruchtung des religiösen Lebens brachte bald darauf die Erweckungsbewegung, die, von der Westschweiz ausgehend, ihren Einfluß bald auch über die deutsche Schweiz erstreckte. Bei aller Anerkennung, die man dem Wirken von Männern wie Heß, Geßner, Müslin, Dekan Stähelin und Pfarrer Oschwald in St. Gallen u. a. zollen muß, wird man doch sagen müssen, daß ihre stille und treue Arbeit nicht genügte, um eine allgemeine Belebung des Volkes zu erzielen. Der Anstoß zur Neubelebung kam vom Ausland.

Abb. 84. Frau von Krüdener.

Der Zustand des französischen Protestantismus in der Zeit vor der Revolution war der einer kläglichen Erschlaffung, sowohl in Frankreich als auch in der welschen Schweiz. In Genf galt die Lehre Calvins noch als kirchliches Bekenntnis, aber sie wurde nicht mehr geglaubt. An ihre Stelle war ein von Voltaire und Rousseau beeinflußtes rationalistisch-moralisches Christentum getreten. Ebenso in der Waadt, während in der Neuenburgischen Kirche noch der Einfluß Osterwalds nachwirkte. Nun bereiteten die Stürme der Revolution, wie in Deutschland die napoleonische Demütigung, vor den Befreiungskriegen den Boden für eine allgemeine Erweckung vor. Es erwachte ein Verlangen und Sehnen nach neuen Kräften und die Einsicht, daß die Moral und die Kultur einen dauernden Fortschritt der Menschheit allein nicht herbeiführen können. Eine kleine Gruppe von Freunden, unter denen wir die Namen Empeytaz, Guers, Pyt, Ami Bost u. a. finden, hatte sich in Verbindung mit einigen Herrnhutern 1810 zu einer Gesellschaft vereinigt. Sie setzten sich im Anschluß an das reformatorische Bekenntnis die Pflege des religiösen und sittlichen Lebens zur Aufgabe. Trotz der Anfeindungen der allmächtigen Geistlichkeit hielten sie ihre bescheidenen Versammlungen ab, ohne indes auf weitere Kreise einzuwirken. Da erschien im Jahre 1817 die geistvolle russische Gräfin Frau von Krüdener in Genf,

Digitized by Google

die durch die innere Erfahrung der Macht des Evangeliums aus einer vergnügungssüchtigen Weltdame eine aufrichtige und begeisterte Christin geworden war. Unbekümmert um das Vorurteil, das einer Frau die missionierende Tätigkeit versagt, fing sie überall, wo sie hinkam, an, Versammlungen abzuhalten und in einfachen, von der Kanzelsprache völlig abweichenden Worten Erwachsene und Kinder zum Heiland der Sünder zu rufen. Der Eindruck ihres Auftretens in Genf war gewaltig. Noch nachhaltiger und tiefer war die Wirkung der Evangelisation, die einige schottische Methodisten, Drummond, Wilcox und Haldane, in derselben Zeit in Genf begannen. Einer der oben erwähnten Freunde, der innig fromme César Malan, brachte in einer Predigt über „die Notwendigkeit des Heils aus Gnaden" die Umwandlung zum Ausdruck, die in diesem Kreise erfolgt war. Es war eine durch und durch calvinische Predigt, ein unerhörtes Ereignis in der Stadt Calvins zu dieser Zeit! Gleichzeitig richtete Empeytaz einen offenen Brief an die Vénérable Compagnie des Pasteurs über „die Gottheit Jesu Christi", in welchem er die Forderung der Rückkehr zu den vergessenen Glaubenslehren der calvinischen Kirche als den einzigen Weg der Hilfe begründete. Als nun die Geistlichkeit durch eine Verordnung den Pfarrern und Studenten verbot, über die calvinischen Lehren der Erbsünde, Gnadenwahl, Gottheit Christi, usw. zu predigen, begann ein Kampf, der die Genfer Kirche aufs schwerste erschütterte, aber doch heilsame Folgen trug. Zwar die meisten der Freunde mußten mit der Zeit die Kirche verlassen. Um Pyt, Guers u. a. bildete sich die nouvelle église, die erste freie Kirche der Westschweiz, die sich 1818 im »Bourg-de-Four« und 1839 in der »Pelisserie« etablierte, wo sie noch heute besteht. Ihr Prinzip: „Trennung von der Welt und Organisation nach apostolischem Vorbild" erinnert an die methodistischen Ursprünge dieser Bewegung. Sie vertritt das Recht des religiösen Individualismus, der später von Alexander Vinet so glänzend verteidigt worden ist, und fordert die Trennung von Kirche und Staat. Malan, der vor allem den Calvinismus vertrat, wurde seines Amtes entsetzt. Er gründete 1820 eine eigene Gemeinde, die »église du Témoignage«, aus der später eine andre Freikirche, die freie evangelische Kirche von Genf hervorging. Sie blieb anfangs klein. Er selbst hoffte immer auf die Rückkehr in die Kirche, wenn sie wieder gläubig geworden wäre. Allein diese Hoffnung auf Wiedereinsetzung in das Amt ging nicht in Erfüllung. Um so größer war sein persönlicher Einfluß als Schriftsteller, Liederdichter und Prediger. Er hat der welschen Kirche einige ihrer schönsten Kirchenlieder geschenkt. In unserm Gesangbuch ist das Lied „Nein, nein, das ist kein Sterben" die Übersetzung eines Malanschen Liedes. Als er 1864 starb, hatte er doch die Genugtuung, daß die Ideen und Wahrheiten, für die er gekämpft hatte, in der Kirche wieder Geltung gefunden hatten. Ami Bost, den die Genfer Geistlichkeit wegen seiner religiösen Tätigkeit vor Gericht verklagt hatte, wurde

Digitized by Google

nach einer glänzenden Verteidigung durch ihn selbst freigesprochen. Cellerier und Bouvier vertraten auf den Kanzeln das evangelische Christentum, so daß sich nun in der Kirche und unter der Geistlichkeit selbst eine evangelische Minorität bildete, die die Sympathien weiter Kreise der Genfer Bevölkerung besaß. Als die Geistlichkeit dem evangelisch gesinnten Pfarrer Gaussen neue Schwierigkeiten machte, gründeten einige Laien mit Gaussen 1830 die evangelische Gesellschaft zum Schutz und zur Pflege rechten

Abb. 85. Cæsar Malan.

religiösen Lebens in der Nationalkirche. Durch sie ist die Erweckung, wie Frommel sagt, in Genf eine sittliche Macht geworden, mit der man rechnen mußte. Sie wurde die Mutter vieler humanitärer Anstalten und Evangelisationswerke, der Sonntagsschulen und 1834 auch von einer eigenen freien theologischen Schule im »Oratoire«, die den Einfluß des Rationalismus brechen sollte. An ihr wirkten u. a. Gaussen, Galland und Merle d'Aubigné. Dem letzteren verdanken wir eine gediegene Geschichte der Reformation. Mit Malans Gemeinde wuchs die evangelische Gesellschaft

Digitized by Google

schließlich unter dem Einfluß der Ideen von Vinet zu der „freien evangelischen Kirche" von Genf aus. Im Gegensatz zu der Kirche der Pelisserie trägt sie nichts sektenhaft-methodistisches an sich, sondern will lediglich staatsfrei sein. Die Verbindung mit der theologischen Arbeit hat ihr eine gesunde Entwicklung gesichert.

Von Genf pflanzte sich die Erweckung weiter nach der Waadt. In Lausanne richtete der Akademieprofessor Curtat für seine Studenten Bibelstunden ein, um sie zum richtigen Verständnis der Bibel anzuleiten. Diese Versammlungen fanden alsbald Zulauf und Beachtung, auch unter den jüngern Geistlichen, fast mehr als Curtat lieb war. Im Volke bildeten sich sofort zwei Richtungen. Die eine begrüßte die Neuerung, weil sie einem allgemein empfundenen Bedürfnis entgegen kam. Die andre forderte stürmisch die Unterdrückung des „Mückertums", der Mômerie. In der Tat erließ der Große Rat 1824 ein Gesetz, welches „alle überspannten Personen, die eine neue Sekte einführen oder verbreiten, mit Gefängnis und Geldstrafe bedrohte". Vom alten staatskirchlichen Standpunkte war eine solche Gewaltmaßregel berechtigt. In die neue Zeit paßte sie nicht mehr. Sie erzielte denn auch keine Beruhigung der Gemüter, sondern nur Verbitterung. Die Erweckten wurden Separatisten, weil sie in der Kirche nicht Duldung fanden. Manche von ihnen schlossen sich später der Gemeinschaft der Darbysten an, einer sehr engherzigen, kirchenfeindlichen Sekte, welche alle Theologie und alle kirchliche Organisation verwirft. Ihr Gründer, der Engländer John Darby, der auch die baldige Wiederkunft Jesu verkündigt hatte, nahm 1840 seinen Wohnsitz in Lausanne. Er fand für seine Ideen bei den verbitterten und enttäuschten Separatisten einen wohl zubereiteten Boden. Doch war diese Bewegung nur die Vorläuferin der mächtigeren Volksbewegung in den vierziger Jahren, die zur Gründung der freien Kirche der Waadt führte.

Die Erweckungsbewegung verbreitete sich weiter gegen Nordosten bis in den Berner Jura und nach Bern. Dort war es Ami Bost, der als Pfarrer von Moutier-Grandval eine tiefgehende Bewegung hervorrief, hier der bereits genannte Pfarrer Galland, der von 1816—1824 Pfarrer an der französischen Kirche war. In Verbindung mit seinem Kollegen Schaffter, dem Pfarrer L'Orsa an der Nydeck und dem Inselprediger Howald suchte er eine ernstere Lebensauffassung zu pflanzen. Ihre Tätigkeit führte zu Anfang der zwanziger Jahre zu einer eigentlichen Erweckung unter einigen aristokratischen und bürgerlichen Familien, die manche gute Früchte hervorgebracht hat. Der Spott der Bevölkerung blieb aber nicht aus. Junge Leute, die es Galland übel vermerkten, daß seine Konfirmandinnen lieber die Erbauungsstunden als die Tanzkränzchen besuchten, brachten ihm eine Katzenmusik. Schließlich erwarb er sich doch die allgemeine Anerkennung. Als nun aber nach seinem Weggang einige der Erweckten sich vom Abendmahl fernhielten und methodistische Einflüsse sich geltend machten, schritt die

Digitized by Google

Regierung ein und verurteilte 1829 die Separatisten zu Gefängnis und Verbannung, da „die Kirche der einzige öffentliche Ort sei, da man lehren und Gott verehren dürfe, und die Geistlichen nach dem Gesetz allein das Recht hätten, zu predigen und kirchliche Handlungen zu vollziehen!" Zwei Jahre darauf fiel die konservative Regierung und mit ihr dieses überlebte Staatskirchentum. Die Verbannten durften zurückkehren und gründeten mit ihren Gesinnungsgenossen die freie Kirche. Ihr Haupt war der Kommissionsschreiber Karl von Rodt, ein makelloser, edler Mann. Er hatte an der Kirche hauptsächlich die Kirchenzucht vermißt und war durch das schroffe Vorgehen der Regierung gegen die Separatisten für sie eingenommen worden. Der größere Teil der Erweckten blieb der Landeskirche treu. Aus ihren Kreisen ging im Jahre 1831 auf die Initiative von Stettler, von Rodt, von Goumoëns, von Lerber u. a. die Evangelische Gesellschaft hervor, eine Vereinigung von evangelisch gesinnten Geistlichen und Laien „zur Aufrechterhaltung der reinen Lehre der heiligen Schrift nach den Bekenntnissen der reformierten Kirche und zur Sammlung der Bekehrten in brüderlichen Kreisen im Schoß der Landeskirche". Als ihre Hauptaufgabe betrachtete sie von Anfang ihres Bestehens an die Land- und Stadtmission, d. h. die Evangelisation des Volkes durch Stadtmissionare, Evangelisten und Stundenhalter, und die Pflege der Gemeinschaft durch Versammlungen und Bibelstunden. An sie schlossen sich auch die Reste der oberländischen Brüder an.

Von Genf begab sich die seltsame Russin nach der deutschen Schweiz. Aus Basel, wo sich der Professor Lachenal ganz von ihr einnehmen ließ, wurde sie zwar bald vertrieben. Nun schlug sie ihren Wohnsitz in Grenzach bei Basel auf, wohin ihre Anhänger und Freunde in Basel häufig pilgerten. Da es aber in Basel schon vorher weder an Gelegenheit fehlte, das Evangelium zu hören, noch die christliche Liebe zu betätigen, so ließ sie eigentlich wenig bleibende Spuren zurück. Auch hatte längst vor ihrem Auftreten infolge der Wirksamkeit von Pfarrer von Brunn in Liestal und in Basel eine Erweckung stattgefunden.

Anders in Schaffhausen, wo das kirchliche Leben daniederlag. Frau von Krüdener die sich in der Nähe von Schaffhausen, in Lotstetten, niedergelassen hatte, machte auf den Pfarrer David Spleiß von Buch bei Schaffhausen, einen tiefen Eindruck. Er fing an anders zu predigen, lebendiger und erweckender. Im Frühling 1818 wurden die Unterweisungskinder von einer merkwürdigen Bewegung ergriffen. Es befiel sie ein Zittern, das sie nicht ruhen ließ, bis sie ihre Sünden bekannten, worauf sie eine große innere Freude erfüllte. Ein anhaltender Erfolg zeigte sich aber nicht bei allen. Die Bewegung griff dann auf die benachbarten Dörfer über. Leider kamen auch Fälle von religiösem Wahnsinn vor. Die Regierung ging mit Geduld und Mäßigung vor. Sie beschränkte sich darauf, fremde Lehrer fern zu halten und den Geistlichen die Pflege und Schonung der Ergriffenen ans

Digitized by Google

Herz zu legen. Im ganzen war es eine heilsame Befruchtung des kirchlichen Lebens. Spleiß gewann die allgemeine Achtung so sehr, daß er 1844 zum Antistes gewählt wurde, als Nachfolger Hurters, der aus Verzweiflung über die Notstände in Staat und Kirche und aus ungestilltem Ehrgeiz zur katholischen Kirche übergetreten war.

Schlimmer waren die Vorgänge im Kanton Zürich, wo 1818 in den an Schaffhausen angrenzenden Bezirken, im Flaachtal, eine separatistische Bewegung entstand, begleitet von Unruhen und schwärmerischen Exzessen. Eine maßvolle Verordnung des zürcherischen Kirchenrates trug aber dazu bei, daß die Bewegung in ruhigen Bahnen verblieb. Heilsam und ernüchternd wirkte hier und weit herum die Wildenspucher Greueltat. Zu der ständigen Begleitung der Frau von Krüdener gehörte eine Zeitlang der Vikar Jakob Ganz von Staufberg im Aargau, der in der kurzen Zeit seines Wirkens ungeheuern Zulauf gehabt hatte, aber gerade deshalb von der Regierung als Sektierer verhaftet und über die Grenze gebracht worden war. Nun schloß er sich enge an Frau von Krüdener an und geriet völlig in ein schwärmerisches mystisches Fahrwasser. Eine seiner Anhängerinnen, Margarethe Peter von Wildenspuch, eine Erweckte, wurde durch ihn in ihren schwärmerischen Ideen bestärkt. Sie bekam Engelerscheinungen und Gesichte, hörte göttliche Stimmen und legte den Kranken die Hand auf. Die Bewunderung, die der „heiligen Gret" zuteil wurde, stieg immer mehr. Ganz sandte ihr einen kranken Schneider zu, daß Margarethe ihn heile. Aber der Verkehr mit ihm wurde dem Mädchen zum Verderben. Es ließ sich verführen und genas eines Knaben. Da brach der religiöse Wahnsinn bei ihr und ihrer Familie aus. In dem Wahn, gegen den Teufel kämpfen zu müssen, tobten sie 3 Tage lang wie Besessene. Schon wollte das Gericht einschreiten, als Margarethe ihm zuvorkam. Sie sagte, es müsse zur Erlösung der Welt Blut fließen. Zuerst erschlug sie ihren Bruder. Dann schlachtete sie ihre Schwester, die ihr Haupt willig darbot in der Hoffnung, am dritten Tage wieder auferstehen zu werden. Zuletzt öffnete sie sich eine Ader, worauf sie sich durch ihren Vater auf ein Kreuz nageln ließ. Als der Tod noch nicht eintrat, befahl sie ihrem Vater, ihr das Messer in den Kopf zu stoßen. Er gehorchte. Einige Tage wartete er nun auf ihre Auferstehung. Dann ging er zum Gericht und zeigte sich an. Das Urteil über die Überlebenden war hart. Selbst das Haus wurde niedergerissen und die Stätte mit Salz bestreut. Damit erlosch das unheimliche Feuer der Schwärmerei, und die Ermahnungen des Kirchenrates fanden Gehör. Man wußte jetzt, was Schwärmerei war. Man muß sich aber hüten, die ganze Bewegung nach diesem Greuel und den Fällen von religiösem Wahnsinn zu beurteilen. Solche Auswüchse kommen zu allen Zeiten vor. Im ganzen haben doch weite Kreise unserer Kirchen durch die Erweckung eine heilsame Anregung empfangen. Es war für sie die Erfahrung der Religion als einer lebendigen Kraft.

Digitized by Google

Zu dieser Zeit kündigte sich eine andere Bewegung an, die in der Folgezeit das kirchliche Leben in seinen Grundvesten erschütterte. Es war die erwachende Opposition gegen die Restauration. Nicht nur in der Schweiz, sondern überall in Europa hatte die Begeisterung, welche in der Erhebung gegen die napoleonische Gewaltherrschaft in hellen Flammen ausgebrochen war, einer tiefen Enttäuschung Platz gemacht, als man wahrnehmen mußte, daß die verbündeten Monarchen und Regierungen die Wiederherstellung der Kirchen und das Erwachen des religiösen Gefühls zur Stütze ihres autokratischen Regimentes und zur Unterdrückung der Volksrechte mißbrauchten. Bis zum Jahre 1830 ertrugen die Völker, wenn auch mit wachsendem Groll, diese Bevormundung. Ihre Abneigung ging auch auf das Christentum über, dessen Diener als die Verteidiger des alten Regimentes erschienen. Je mehr die Religion und die Kirche als Bollwerk gegen den Umsturz gepriesen wurde, desto mehr wandten sich weite Kreise von ihr ab. An die Stelle des alten Gegensatzes zwischen Katholizismus und Protestantismus trat ein viel tieferer, der Gegensatz zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Religion und Kultur, zwischen Christentum und Wissenschaft. Zwischen diesen beiden klaren Anschauungen hatte auch der ästhetisch-moralisierende Rationalismus keinen Platz und keine Berechtigung mehr. Seine die Gegensätze verhüllende und verschleiernde Art machte ihn unmöglich. Den Frommen war er zu unentschieden und zu lau, den Gebildeten zu naiv und nicht wahr genug. Heinrich Zschokkes „Stunden der Andacht", 1808 zuerst anonym in Aarau erschienen, mit ihrer sinnigen, weichen, etwas oberflächlichen Naturschwärmerei und moralischen Sentimentalität waren das Feierabendgelände für diese Richtung. Unter den Gebildeten hatte das Buch zwar eine große Verbreitung erreicht. Nur wer, wie Hagenbach sagt, seinen Geschmack an Schleiermacher oder an Arndts „Büchern des wahren Christentums" gebildet hatte, „dem wollte diese Speise nicht mehr ganz munden". Aber auch die Kreise, die für diese Andachtsstimmungen eine Zeitlang noch empfänglich waren, ließen sich auf die Dauer vom Rationalismus nicht mehr täuschen, weder vom lehrhaft trockenen, noch vom erbaulich ermahnenden. Was Wissenschaft und Bildung hieß, trat jetzt in die denkbar schroffste Gegensatzstellung zu Kirche und Christentum. Das war der Kampf, der in den nächsten 40 Jahren durchgekämpft werden mußte.

Noch einmal erschien das Staatskirchentum in seiner alten Glorie. Es war an der Berner Reformationsfeier von 1828, die unter lebendiger Anteilnahme des ganzen Volkes stattfand. Das Berner Volk erschien bei diesem Anlaß mit seinen Behörden als ein christliches Volk. Ergreifend war der Zudrang des Volkes zu den Festgottesdiensten, imposant der Aufmarsch der Regierung, der Räte, Gerichte, Geistlichkeit, Professoren und Studenten, alle in der Amtstracht, in Anwesenheit des extra abgeordneten preußischen Gesandten, zum Hauptgottesdienst im Mün-

Digitized by Google

ster. Ein Bekenntnis war die Proklamation der Regierung, in der sie sich zum Glauben der Väter bekannte und die Aufrechterhaltung des gereinigten Glaubens und der Lehre gelobte. Mehr Eindruck als die Festpredigt des Dekans Studer machten die Abendmahlsfeier, an der alle Behörden und Ehrengäste teilnahmen, und die Ansprache des Schultheißen Friedrich Emanuel von Fischer auf dem Rathaus. Die Feier war auch gut vorbereitet. Pfarrer Gottlieb Jakob Kuhn in Burgdorf hatte eine Festschrift „Die Reformatoren Berns" herausgegeben, Pfarrer Fischer in Aarberg eine solche über „Die Berner Disputation", und Pfarrer Appenzeller über „Thomas Wyttenbach". Für populäre Schriftchen war ebenfalls gesorgt. Die Schuljugend erhielt zur Erinnerung an den Festtag eine Denkmünze. Allein mit Demonstrationen, sie mögen noch so imponierend sein, wird das Reich Gottes nicht gebaut. Als diese Regierung 1831 zurücktrat, setzte erst der Kampf ein, in dem sich das Volk klar werden mußte, ob es wirklich ein christliches Volk sein wollte.

23. Kapitel.

Die Kämpfe zwischen Staat und Kirche, 1830—1850.

Die Kämpfe, welche der Ausbruch der Julirevolution in Paris auch in unserm Vaterlande auslöste, waren in erster Linie politischer Natur. Es handelte sich um die alten Gegensätze zwischen den Föderalisten und den Zentralisten. Es kamen aber noch andere tiefere Gegensätze hinzu. In der katholischen Kirche war an die Stelle jenes milden westenbergischen Geistes, der noch da und dort vorhanden gewesen war, eine schärfere ultramontane Tonart aufgekommen. Die Kirche strebte danach, den alten Einfluß über die Völker und die Regierungen zurückzuerobern, den sie im Mittelalter besessen hatte, so daß die liberalen Regierungen im Interesse der Kultur und der politischen Errungenschaften diesen ultramontanen Machtbestrebungen entgegentreten mußten. Die Aufhebung der Klöster im Aargau auf Antrag des — übrigens katholischen — Seminardirektors Augustin Keller im Jahr 1841 war nicht eine „überflüssige Provokation der Katholiken", sondern ein notwendiger Akt der Staatsklugheit. Die Ultramontanen beantworteten diese Maßregel, die bereits zu gewaltiger Gärung und Erbitterung geführt hatte, mit der Berufung der Jesuiten nach Luzern auf Betreiben des luzernischen Volksmannes Joseph Leu im Oktober 1844. Es waren die geschworenen Feinde der protestantischen Kirche und jeder liberalen Politik, die nun aufs neue ihren Einzug hielten in unser Vaterland. Die in ihrer Mehrheit reformierte Eidgenossenschaft und in ihr auch alle diejenigen Katho-

Digitized by Google

liken, denen die Religion über der Kirche stand, hätten ihre ganze Vergangenheit verleugnen müssen und die Errungenschaften des 2. Vilmergerkrieges preisgegeben, wenn sie nicht 1847 zur gewaltsamen Auflösung des Sonderbundes geschritten wären. Der Krieg dauerte dank der ausgezeichneten Kriegsführung des Generals Dufour zum Glück nur kurze Zeit.

Die Verwirrung der Gemüter infolge dieser Kämpfe war im ganzen Schweizerland groß. In der Waadt hat die Jesuitenfrage den Sturz der gemäßigten liberalen Regierung und das Aufkommen des radikalen Regimentes mit Druey an der Spitze zur Folge gehabt. Die kirchliche Lage in diesem Kanton war seit der Erweckungsbewegung gespannt. Als sich nun 1845 die Geistlichen weigerten die von Druey verfaßte Proklamation zu verlesen, welche die Revolution gegen die alte Regierung verteidigte — wozu sie gesetzlich im Recht waren, ließ sie Druey durch den Staatsrat bestrafen, da „ihre unabhängige Gesinnung unvereinbar sei mit dem Bestehen einer vom Staate besoldeten und garantierten Nationalkirche". Gleichzeitig wurde ihnen verboten, „an den Versammlungen der Mömiers teilzunehmen, bei denen man religiöse Lieder singe". Da erklärte die Geistlichkeit, sie sei zu jedem Opfer bereit, nur nicht des Gewissens. Jetzt handle es sich nicht mehr um das, was vorangegangen war, sondern um die Freiheit der persönlichen Überzeugung, für die einzelne bereits im Gefängnis saßen, andre, wie Philipp Bridel, suspendiert waren. Am 11. November 1845 trat die gesamte Geistlichkeit zur Beratung der gespannten Lage zusammen. Die Gattin des Pfarrers von Romainmötier hatte ihrem Manne beim Abschied zugerufen: vergiß, daß du eine Frau und 7 Kinder hast! Nach langen und ernsten Verhandlungen beschlossen sie zu demissionieren. Ihrer 190 unterzeichneten, manche freilich in der Hoffnung, Druey werde nachgeben. Aber Druey nahm die Demission an. Die Gemeinden waren verwaist. Ein Schrei des Unwillens ging durch das Land. Was die Pfarrer erwartet hatten, daß die Gemeinden ihnen nachfolgen werden, trat nicht ein. Die von ihnen ersehnte „freie Nationalkirche" erstand nicht. Immerhin schlossen sich eine große Anzahl Laien den Demissionierenden an, so daß sich eine starke Freikirche neben der Nationalkirche bildete, in der Vinets Ideen verwirklicht wurden.

Dieser Theologe, der liebenswürdigste und bedeutendste, den der französische Protestantismus des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hat, ist der eigentliche Begründer des modernen reformierten Freikirchentums, der rücksichtsloseste Vertreter der Idee der Glaubens- und Gewissensfreiheit, die er als Grundlage für das staatliche und kulturelle, wie für das kirchliche Leben forderte. Sein äußerer Lebenslauf ist schlicht und einfach. Geboren 1797 zu Ouchy bei Lausanne, studierte Alexander Vinet in Lausanne. 1817 kam er als Lehrer der französischen Sprache nach Basel. 1837 erhielt er einen Ruf als Professor der Theologie nach

Digitized by Google

Lausanne. Aber schon 1840 nötigten ihn die politischen und kirchlichen Kämpfe in seinem Heimatkanton zum Austritt aus der Landeskirche. Das von der liberalen Regierung 1839 beratene und vom Großen Rat angenommene Kirchengesetz hatte das Glaubensbekenntnis abgeschafft. Vinet, der in diesem Beschluß den Anfang der kirchlichen Anarchie und eine unerträgliche Vergewaltigung der Kirche durch eine in ihrer Mehrheit unkirchliche Behörde erblickte, trat aus der Kirche aus, und acht Geistliche schlossen sich ihm an. 1845 demissionierte Vinet auch als Professor. Zwei Jahre darauf starb er, nachdem er noch die Gründung der freien Kirche hatte erleben und mit den Worten begrüßen dürfen: „Gott sei gepriesen, ich habe noch eine Kirche gesehen."

Vinet hat in seinem Denken den Freiheitsdrang der Revolution mit dem Ertrag der Erweckung, der Wiederbelebung der evangelischen Wahrheiten, zu einer großartigen Einheit verschmolzen. Stapfer erkannte auch in der von der französischen Moralgesellschaft preisgekrönten Schrift des jungen Vinet, erschienen unter dem Motto „wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit", seine eigenen Anschauungen und Bestrebungen zugunsten der Kultusfreiheit wieder. Es entspann sich zwischen den gleichgestimmten edlen Männern, die einander im Leben nie gesehen hatten, ein reger Briefwechsel, der für Vinets Entwicklung von großer Bedeutung war. Er begründete 1826 seinen Standpunkt, daß in religiösen Fragen nur das Gewissen entscheiden und daß der Staat sich folgerichtig in die nur das Gewissen berührenden religiösen und kirchlichen Angelegenheiten nicht einmischen dürfe, in der epochemachenden Schrift »mémoire en faveur de la liberté des cultes«. Er nahm in derselben Stellung gegen die berüchtigte Bestimmung des Kirchengesetzes von 1824, von der auf S. 268 die Rede gewesen ist. Nach seinem Austritt aus der Kirche veröffentlichte er die mit einer glänzenden Logik geschriebene Apologie »sur la séparation de l'église et de l'état«, die Magna charta des Freikirchentums. Wir vermissen aber in derselben eine gerechte, auf die Lehren der Geschichte gegründete Würdigung der Volkskirche als einer Erziehungsanstalt auf das Evangelium hin. Übrigens hat Vinet die Bildung der Freikirchen nicht „betrieben". Er hielt sich von den kirchenpolitischen Ereignissen fern, im stillen mit seinen Freunden leidend. Es sind lediglich seine Ideen, die wirksam gewesen sind durch die Wahrheitsmomente, die in ihnen geborgen waren. Die Frage der Trennung von Kirche und Staat hat ihn auch keineswegs ausschließlich beschäftigt. Sie war für ihn nur die logische und sittliche Konsequenz seiner evangelischen Überzeugung. Das Gewissen ist für ihn der Ausgangspunkt der Religion. In ihm findet er bereits „die Hälfte des Evangeliums" vor, das heiße Verlangen nach dem Guten und den „Verzweiflungsruf", der die Annahme des Evangeliums von Christo dem Erlöser vorbereitet. In seinen praktisch-theologischen Werken, die von bleibendem Werte sind, hat er diese Anschauungen zur Grundlage

Digitized by Google

des seelsorgerlichen Wirkens gemacht. Übrigens hat er sich auch in der Gelehrtenwelt durch seine französische Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts, die sich durch ihre schöne Sprache auszeichnet, einen ehrenvollen Platz errungen.

In den deutsch-schweizerischen Kantonen standen die Kirchenfragen zunächst nicht im Vordergrund des Interesses. Die Kirche galt in den Augen vieler Politiker als eine überlebte Einrichtung, die man an ihrer eigenen Schwäche sterben lassen müsse. Mit um so größerem Eifer ging man überall an den Ausbau des Schulwesens. Durch die Schule sollte der neue Geist, der der Religion nicht bedurfte, auf das Volk Einfluß gewinnen. Der Direktor des neugegründeten Lehrerseminars Küßnacht bei Zürich, Thomas Scherr, ein hochbegabter und begeisterter Pädagoge, machte aus seinem antichristlichen Standpunkte keinen Hehl, und die meisten seiner Schüler schlugen dieselbe Bahn ein, so daß die Bevölkerung ihre Beunruhigung über die Entchristlichung der Volksschule laut äußerte. Da die Zürcher Regierung in der Kirche den Hort der Opposition gegen die freiere Richtung erblickte, beschloß sie im Jahre 1839, den bekannten Verfasser des „Lebens Jesu", David Friedrich Strauß, an die Hochschule zu berufen, zugestandenermaßen um dieser Richtung auch in der Kirche Eingang zu verschaffen und die unangenehme und unbequeme altkirchliche Opposition zu brechen. Diese Berufung wirkte wie ein Funke im Pulverfaß. Ein Sturm des Unwillens brach aus. Als die Wahlbehörde die Berufung nicht rückgängig machte, zog am 6. September 1839 ein Volkshaufe unter Anführung des Pfarrers Bernhard Hirzel von Pfäffikon nach Zürich. Die Regierung dankte ab, nachdem ein Mitglied, Dr. Hegetschwyler, der das Volk hatte besänftigen wollen, von einem der Freischärler tödlich getroffen worden war. Die Neuwahlen ergaben den Sieg der Partei des sog. Glaubenskomitees, an dessen Spitze Hürlimann-Landis, Dr. Rahn und Spöndlin standen. Allein das konservativ-christliche Regiment dauerte nur bis 1846. Bluntschli, der die Führung in dieser Partei an sich gerissen hatte, übte keinen tiefergehenden und guten Einfluß aus, und außer der Kassierung der Wahl von Strauß hat diese Bewegung eigentlich wenige bleibende Erfolge hervorgebracht. Jedenfalls war es eine Täuschung, wenn die Führer des Aufstandes meinten, daß die große Mehrheit des Volkes in ihrem Sinne positiv gläubig sei, so wie Hürlimann sagte: „Das Zürcher Volk ist ein hehres christliches Volk." Gewiß war die Begeisterung für den Glauben der Väter bei vielen echt, aber es haben sich doch auch allerlei zweifelhafte Elemente mit hineingemischt. Das Gute hat die Bewegung gehabt, daß sie zu einer gewissen heilsamen Scheidung der Richtungen führte und die Gegensätze klar machte. Der Partei, die durch den „Züriputsch" gestürzt wurde, ist es klar geworden, daß der christliche Glaube tiefere Wurzeln im Volke hat, als sie annahm, und daß es ein gefährliches Unter-

Digitized by Google

Abb. 86. Der „Züriputsch".

Digitized by Google

fangen ist, an den Fundamenten der Kirche und der Religion zu rütteln. Sie hat auch seither diese Lehre beherzigt. Die Partei des Glaubenskomites aber mochte eingesehen haben, daß religiöse Überzeugungen wohl stark genug sind, um Angriffe abzuwehren, nicht aber, um ein politisches Regiment darauf zu gründen. Sie hat fortan als ihre besondere Aufgabe die Pflege des religiösen Lebens erkannt und in der Reorganisation der 1835 gegründeten Evangelischen Gesellschaft sich die Wege dazu gebahnt.

Dieselben Erfahrungen machte auch die Bernische Kirche in diesem Zeitraum durch. Die Gegensätze hatten sich seit 1830 von Jahr zu Jahr verschärft. Es gelang aber den führenden Männern in der Kirche, Helfer Baggesen und Professor Samuel Lutz, die unvermeidliche Krisis noch einige Zeit hinauszuschieben.

Carl Baggesen, einer der beliebtesten Kanzelredner, die Bern je gehabt hat, war von Geburt ein Däne, der Sohn des Dichters Jens Baggesen, mütterlicherseits ein Urenkel Albrechts von Haller. Jens Baggesen hatte seine Frau auf einer Schweizerreise 1789 in Bern kennen gelernt und geheiratet. Carl wurde in Bern geboren und verbrachte auch einen großen Teil seiner Jugendzeit in Bern. Ebenso absolvierte er hier seine Studien, und zwar in so hervorragendem Maße, daß er sich schon in jungen Jahren, 1825, als Helfer melden konnte. Er hatte sich durch seine Predigten die Herzen der Gemeindegenossen erobert, aber in der Wahlbehörde, dem Großen Rate, wünschte eine starke Partei einen mehr dem Herkömmlichen ergebenen Mann. Er stand durchaus auf dem Boden des evangelischen Christentums, aber er war doch von dem Banne des starren Dogmatismus frei, positiv evangelisch, aber nicht mehr orthodox. Als er mit 87 gegen 81 Stimmen gewählt worden war, bemächtigte sich eine freudige Aufregung der vor dem Rathaus auf das Ergebnis der Wahl wartenden Menge. Manche fielen sich mit Tränen in den Augen in die Arme. Baggesen hat die Erwartungen, die man auf ihn setzte, gerechtfertigt. Er war in Wort und Wandel ein lebendiger Zeuge des Evangeliums. Er griff alsbald mit zielbewußter Energie die Lösung der obschwebenden kirchlichen Fragen an. Mit großem Geschick half er die notwendig gewordene Revision der Liturgie durchführen. Daß die Ordnung des Kirchenwesens in der Verfassung von 1846 im ganzen den Wünschen der Geistlichkeit und den Bedürfnissen der Kirche entsprach, ist der Eindruck machenden maßvollen Art zu verdanken, mit der Baggesen die Forderungen der Kirche gegenüber den Staatsbehörden vertrat. Dazu kam der Einfluß des geistesmächtigen Professors Lutz, der auch den Unkirchlichen unter den politisch maßgebenden Persönlichkeiten Achtung abnötigte.

Bei der Neuordnung der Universität Bern 1833 berief ihn die Regierung zum Professor des Bibelstudiums. Er hatte schon früher, von 1812—1824, als Rektor des Gymnasiums seine Lehrtüchtigkeit und seine

Digitized by Google

sittliche Macht über die Jugend bewiesen. Aber ein Konflikt mit der Regierung bewog ihn, diese Stelle gegen die Pfarrei Wynau zu vertauschen, wo er in der Stille als Landpfarrer ohne Vernachlässigung seiner kirchlichen Pflichten seinen gelehrten Studien obliegen konnte. 1830 kam er an die Heil. Geistkirche und 1833 erhielt er als Professor den Platz, der ihm gebührte. Nur elf Jahre konnte er wirken, aber er hat der Fakultät und den durch ihn ausgebildeten Predigtamtskandidaten den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Daß er vorher Pfarrer gewesen war, erwies sich als ein großer Segen für seine spätere theologische Wirksamkeit. „Sein Predigtamt", sagte Baggesen von Lutz, „verbunden mit der eignen innern und äußern Erfahrung als Hausvater und Seelsorger, führte ihn in alle Tiefen sowohl der religiösen Bedürfnisse der Menschenseele, als des sie allein befriedigenden Evangeliums von der Gnade Gottes in Christo hinein. So ward er Schriftforscher, nicht nur dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach, Gottesgelehrter, Theologe im höchsten und vollsten Sinne des Wortes, mächtig, alle Überlieferung und Schrift zu erfassen in der Einheit des Geistes, aus dem sie geflossen, und das Wort auszulegen, ebenso praktisch lebendig, als wissenschaftlich gegründet und scharf. Selten ist wohl ein akademischer Lehrer mit solcher Reife des Geistes in Wissenschaft und Leben in seinen Beruf eingetreten". Zu literarischer Tätigkeit reichte seine Zeit nicht aus. Er verzichtete darauf, um seine ganze Kraft dem Lehramte zu weihen. Von seinem Schüler und Freunde Dekan Rud. Rüetschi ist später seine Dogmatik herausgegeben worden. Ein Parteimann war er nicht. Er kannte nur eine Instanz, die Wahrheit, und hatte nur eine Leidenschaft, die Wahrheit. Sein Tod im Jahr 1844 war für die bernische Kirche ein schwerer Verlust. Die Besetzung seines Lehrstuhls führte die Krisis herbei.

Abb. 87. Samuel Lutz.

Schon längst gingen die Wogen der politischen und kirchlichen Erregung hoch. Während auf der einen Seite die Dissidenten und Separatisten aggressiver wurden und für sich vollständige Gewissensfreiheit, Ziviltrauung und Eintragung in bürgerliche Geburtsregister verlangten, wurde auf der andern Seite die Sprache der politischen Presse gegen die Kirche und die Religion immer wilder und stürmischer. Natürlich haben die Vorgänge in der katholischen Schweiz, die Klosteraufhebung im Aargau und die Berufung der Jesuiten nach Luzern mit bewirkt, daß eine

Digitized by Google

ruhige und reinliche Erledigung der kirchlichen Fragen in den reformierten Kantonen ein Ding der Unmöglichkeit wurde. Von den Führern und der Presse der zentralistischen Partei wurden katholische und protestantische Kirche, Priester und Pfarrer in ein Verdammungsurteil genommen. Es hieß alles gleich: Jesuit, Pfaff, Volksverdummung, Aberglaube, Heuchelei, Lüge, und diese Phrase wirkte. In der kirchlichen und religiösen Frage wurde das Volk einfach verhetzt. So kam es, daß viele kirchliche Protestanten ernstlich befürchteten, es werde nach der Niederwerfung der Katholiken die gewaltsame Aufhebung der reformierten Kirche und die Abschaffung des Christentums versucht und durchgeführt werden. Nach der Gotteslästerung und der Verhöhnung alles Heiligen, nach den Brandreden der demagogischen Agitatoren zu schließen, wie sie Jeremias Gotthelf in seinem Zeitgemälde „Zeitgeist und Bernergeist" schildert —| Schilderungen, die durch den berüchtigten „Guckkasten" leider vollauf bestätigt werden —, hätte man allerdings an die Verwirklichung dieses Planes denken dürfen. Schon 1839, als die Regierung den Pfarrer Stierlin von Oberdießbach absetzte, weil er sich geweigert hatte, zwei lasterhaften Männern das Abendmahl zu reichen, machte man sich auf ernsthafte Konflikte gefaßt. Als 1845 Jeremias Gotthelf den Generalbericht für die Geistlichkeitssynode verfaßte, erschien ihm die Lage der Kirche im trübsten Lichte. In der neuen Rechtsschule, in der junge Leute ohne Maturität zu Advokaten ausgebildet wurden, hetzte der „Rassauer" Professor Wilhelm Snell die Gelegenheit ausgiebig aus, gegen die „Pfaffen" zu polemisieren, so daß sich zwischen dem Staat, d. h. der herrschenden Partei, und der Kirche ein unversöhnlicher Gegensatz bildete. Aber erst die Berufung des Dr. Eduard Zeller, eines sehr liberalen Theologen, im Jahr 1847 an Stelle von Professor Lutz, und die Ersetzung des gemäßigten Seminardirektors Boll durch Grunholzer brachten die vorhandene Gärung zum Ausbruch. Man macht sich keinen Begriff von der Aufregung, welche Zellers Berufung im ganzen Lande hervorrief. Eine Unmasse von Broschüren erschienen für und gegen ihn. Der tiefsinnige Philosoph Pfarrer Romang und Baggesen erhoben ihre Stimme gegen den gefährlichen Versuch, der Kirche einen Lehrer aufzunötigen, der nicht in ihrem Bekenntniß stehe. Der nachmalige Landammann Blösch protestierte nachdrücklich im Großen Rate. Aber die Regierung ließ sich durch die vielen Einsprachen und Proteste gegen Zellers Wahl nicht beirren. Sie wußte, was sie wollte, und sie wollte das, was die Zürcher Regierung mit der Wahl von Strauß bezweckt hatte. Sie bestrafte einige der Führer der Evangelischen Gesellschaft, die zu freimütig protestiert hatten, u. a. von Fellenberg, Furrer und Ed. von Wattenwyl, teils mit Absetzung, teils mit Haft. Sogar Frauen wurden bestraft, weil sie sich an der Bewegung gegen Zeller beteiligt hatten. Später wählte die Regierung zur Befriedigung der Opposition einen orthodoxen Professor in der

Digitized by Google

Person des tüchtigen Pfarrers Wyß. Zeller kam — und ging im nächsten Jahre wieder. Der stille fleißige Gelehrte fühlte sich in Bern nicht wohl. Von seiner Wissenschaft dachte er zu hoch, als daß er sich zum Sturmbock für politische Bestrebungen hergegeben hätte. Sein Weggang brachte keine Beruhigung. Die Sprache der kirchenfeindlichen Presse

Abb. 88. Ed. von Wattenwyl.

wurde immer frecher und drohender, so daß selbst ein so milder Mann wie der Pfarrer Immer von Büren 1849 an der kantonalen Prediger-Gesellschaft die Frage erörterte, wie dem „Antichristentum der Jetztzeit" zu begegnen sei. Die Gesellschaft erbat in einer Eingabe von den Behörden für die christliche Religion und die Sittlichkeit Schutz gegen den Mißbrauch der Presse. Der im Volke gärende Unwille, dem der von Pfarrer Schädelin redigierte „Oberländer Anzeiger" in markigen Worten

Digitized by Google

Ausdruck gab, machte sich 1850 auf einer imposanten Volksversammlung in Münsingen Luft. Zündend redeten Blösch und Schnell. „In den Schulen des Bernerlandes muß wieder gebetet werden", dies Wort Schnells und das Programm von Blösch: „wir wollen wieder ein christliches Volk sein", waren die Losung der konservativ christlichen Partei in dem Wahlkampf bei der nächsten Erneuerung des Großen Rates, in dem sie die Mehrheit errang. Ihr Führer, Landammann Eduard Blösch, das Haupt und die Seele der neuen Regierung, übernahm die Leitung des Kirchenwesens. Damit kehrte auf einige Zeit Ruhe ein. Einer der wichtigsten Erlasse der Regierung war ein neues Kirchengesetz, um das sich Prof. Wyß verdient gemacht hat. Es führte Kirchgemeinderäte, Visitationen und Bezirkssynoden ein. Wichtiger aber als die gesetzgeberische Tätigkeit von Blösch war sein indirekter Einfluß auf die Kirche und die Geistlichkeit. Einige Geistliche, die in den vorhergegangenen stürmischen Zeiten es an der rechten sittlichen Selbstzucht hatten fehlen lassen, nötigte er zur Unterzeichnung ihrer „bedingten" Demission. Diese heilsame Maßregel fruchtete alsbald. Da der Kanton eine Sanierung der Finanzlage nötig hatte, appellierte Blösch an die Opferwilligkeit der Geistlichen, so daß sie sich bereit erklärten, vorübergehend auf einen Teil der Besoldung zu verzichten. Er war auch keineswegs geneigt, denen nachzugeben, die nun die politische Macht im Sinne einer Reaktion in Staat und Kirche ausnützen wollten. Es war schon bedenklich genug, daß auf ihr Drängen die Regierung in einer gesetzlich nicht korrekten Form den Seminardirektor Grunholzer entließ und das Seminar sogar eine Zeitlang aufhob. Noch bedenklicher und für das Prestige der konservativen Majorität geradezu verhängnisvoll war der Versuch, ans finanziellen und zum Teil auch aus kirchenpolitischen Gründen die Hochschule aufzulösen.

Alle diese an den Strauß- und Zellerhandel sich anschließenden Vorgänge bewiesen, wie groß die Bedeutung des theologischen Lehramtes zunächst für die Kirche, dann aber auch für das öffentliche Leben des Volkes war. Ob man es Wort haben will oder nicht, der Geist, der die theologischen Fakultäten beherrscht, bestimmt, wenn auch nicht ausschließlich, die Entwicklung der Kirche und damit des Volkes. Es kann deshalb nicht hoch genug eingeschätzt werden, daß an allen drei deutsch-schweizerischen Hochschulen in diesen kritischen Jahrzehnten Männer die theologischen Lehrstühle bekleideten, die sich durch ihre wissenschaftliche Arbeit auszeichneten, ohne den Blick für das praktische und das kirchliche Leben zu verlieren. De Wette und Hagenbach in Basel, Lutz und später Albert Immer in Bern und Alexander Schweizer in Zürich zogen mit ihrer theologischen Arbeit die mittlere Linie zwischen der Frömmigkeit der Erweckung und der Straußschen Theologie, oder, sagen wir nach dem Titel eines Buches von Strauß, zwischen dem alten und dem neuen Glauben.

Digitized by Google

Martin Leberecht de Wette war als Professor der Theologie in Berlin 1819 seines Amtes enthoben worden, weil er der Mutter des unglücklichen Studenten Sand, der ein Attentat auf den reaktionären Minister Kotzebue gemacht hatte, nach dessen Hinrichtung seine Teilnahme ausgesprochen hatte. Er wurde 1822 nach Basel berufen, wo er bald eine Zierde der Universität wurde. Er entfaltete neben seinem Lehramt eine ausgedehnte literarische Tätigkeit, ohne die Fühlung mit dem kirchlichen Leben zu verlieren. Sein kritischer Standpunkt in Fragen der Bibelforschung erweckte zwar bei vielen Geistlichen und kirchlich gesinnten Laien Anstoß. Aber seine persönliche Lauterkeit und Frömmigkeit, wie seine Teilnahme an verschiedenen Liebeswerken söhnten seine Gegner mit ihm aus. Neben de Wette war es aber hauptsächlich Karl Rudolf Hagenbach, der Professor der Kirchengeschichte, der in dieser Periode einen großen Einfluß auf das theologische und kirchliche Leben der deutschen Schweiz ausübte. Im Jahre 1823 hatte sich der erst 22jährige Mann, von de Wette ermuntert, als Dozent für Kirchengeschichte habilitiert. Im Jahr darauf wurde er schon außerordentlicher und 1829 ordentlicher Professor. 1873, ein Jahr vor seinem Tode, konnte er das seltene Jubiläum einer 50jährigen Dozentenlaufbahn feiern. Sein schriftstellerisches Hauptwerk ist die groß angelegte siebenbändige Kirchengeschichte, die ein wahres Kunstwerk ist, geschrieben in einer für alle Gebildeten verständlichen Sprache und mit geschickter Bezugnahme auf die kulturhistorische Entwicklung der zivilisierten Welt. Am kirchlichen Leben seiner Vaterstadt und seines weiteren Vaterlandes nahm er regen Anteil, zunächst in offizieller Stellung als Mitglied der Kirchenbehörden und sodann von 1845 an während mehr denn 20 Jahren als Redaktor des „Kirchenblattes für die reformierte Schweiz". Dieses Blatt, das in den zwei ersten Dezennien seines Bestehens durchaus den Stempel der Hagenbachschen Persönlichkeit trug, war das Organ der sogenannten Vermittlungspartei, die in den kirchlichen Kämpfen der folgenden Jahre, von 1848 bis 1872, von großer Bedeutung für den Fortbestand unsrer

Abb. 89. K. R. Hagenbach, Professor an der Universität Basel.

Digitized by Google

Landeskirchen war. Sie suchte zwischen dem von der Erweckung beeinflußten positiven Flügel und der neu sich bildenden „freien" Theologie zu vermitteln, indem sie für das Recht der freien theologischen Forschung eintrat, zugleich aber der Kirche die religiöse Kraft des biblischen Glaubens zu erhalten bestrebt war. Es ist klar, daß diese schwierige Aufgabe nicht allen Vermittlungstheologen gleich gelingen konnte. Es war auch theologisch keine einheitliche Gruppe, indem die einen mehr nach links, die andern von Anfang an mehr nach rechts neigten, die dritten wie Hagenbach nach seinem eigenen Geständnis „durch die Schule der Erfahrung mehr positiven Boden gewonnen" haben. Neben dem späteren Zürcher Antistes D. Finsler und den Bernern Dekan Rüetschi, Pfarrer Ril und Pfarrer Ammann, war Hagenbach das Haupt dieser Richtung. Er war auch nicht nur durch seine Studien, die er in Berlin bei Schleiermacher und Neander abgeschlossen hatte, sondern noch mehr durch sein ganzes Wesen für diese Aufgabe geeignet, „eine Friedensgestalt aus der streiten den Kirche der Gegenwart", wie ihn einer seiner Biographen nennt. Mit der Vermittlung hängt auch sein zuversichtlicher gemütlicher Optimismus zusammen, der auf beiden Seiten mehr das Gute sah.

Abb. 90. Alexander Schweizer.

Mehr links stand sein Zürcher Kollege Alexander Schweizer, geboren 1804 und seit 1834 Professor der Theologie, das geistige Haupt der Zürcher Fakultät. Doch hat auch er in den schweren Kämpfen der Straußschen Zeit zu vermitteln gesucht. Er warnte in dem von ihm verfaßten Gutachten der Fakultät ernstlich vor der Anstellung von Strauß als einem gefährlichen Wagnis, nahm aber doch das „Leben Jesu" gegen die Angriffe des Liederdichters Nägeli energisch in Schutz. Infolge dieser vermittelnden Stellung büßte er bei den folgenden konservativen Wahlen sein Mandat als Kantonsrat ein, womit er nicht ungern aus der Politik ausschied. Später wurde er Mitglied des Kirchenrates. Theologisch war er ein Schüler Schleiermachers, wie man sagte, derjenige, der den Meister am besten verstanden hatte. Für die Universalität seines Geistes zeugen die verschiedenen histo-

Digitized by Google

rischen, neutestamentlichen, dogmatischen und praktischen Werke. Seine „Glaubenslehre der evangelisch-reformierten Kirche" ist die letzte von einem Schweizer geschriebene wissenschaftliche reformierte Dogmatik, mit seinem Werk über die „protestantischen Zentraldogmen" ein würdiger Abschluß der spezifisch reformierten Theologie, über die Schweizer selbst bei all seinem Verständnis für die vaterländische Kirche doch innerlich längst hinaus war. Er nahm nach guter reformierter Tradition am kirchlichen Leben regen Anteil, indem er neben seiner Professur während 30 Jahren das Pfarramt am Großmünster bekleidete und sich durch seine gediegenen Predigten die dankbare Anerkennung einer zahlreichen Zuhörerschaft erwarb. Nachdem auch er 1884 sein 50jähriges Dozentenjubiläum gefeiert und bis 1888 mit ungeschwächter Kraft seine Vorlesungen fortgesetzt hatte, starb er im Juli dieses Jahres nach kurzer Krankheit.

In Bern hatte die Hochschule gleichzeitig mit Zellers Weggang zwei andere verdiente Lehrer verloren, Schneckenburger durch den Tod und Hundeshagen durch seine Berufung nach Heidelberg. Als Ersatz wurde Prof. Gelpke berufen und an Zellers Stelle der bereits genannte Pfarrer Albert Immer. Als Sohn eines Pfarrers 1804 in Unterseen geboren, wurde er auch für die Theologie bestimmt. Er fiel aber bei einer Aufnahmeprüfung für das Gymnasium aus Schüchternheit durch, worauf man ihn zu einem Buchbinder in die Lehre tat. Später, im Jahr 1829, nachdem er auf der Wanderschaft bis nach Frankreich gekommen und sich in Thun bereits niedergelassen hatte, erwachte in ihm die Liebe zur Theologie. Innere Erfahrungen, eine eigentliche Erweckung, in der er das Wirken des heiligen Geistes erkannte, bestimmten ihn, trotzdem er bereits 31 Jahre alt war, sich nochmals auf die Schulbank zu setzen und die angefangenen Studien zu vollenden. 1845 wurde er Pfarrer in Büren a. A. und 1849 Professor der neutestamentlichen Wissenschaft und der Dogmatik. Auch ihn hat Schleiermacher mächtig beeinflußt, noch mehr aber Lutz, von dem er das Verständnis für die kirchliche Aufgabe der Theologie empfing. Er wollte seinen Schülern dazu verhelfen, daß „sie mit gutem Gewissen denken und predigen könnten". Frei und fromm, das war seine Art. Er hat von 1849 bis 1881 mit zunehmendem Erfolg gewirkt und auf die bernische Geistlichkeit einen starken Einfluß ausgeübt. Auch schriftstellerisch ist er ungemein fruchtbar gewesen. Es liegt aber im Wesen des Gegenstandes und der erst in ihren Anfängen stehenden Forschung begründet, daß seine Hauptwerke, eine „Hermeneutik" und eine „Theologie des Neuen Testamentes" nicht mehr die Beachtung finden können, die sie bei ihrem Erscheinen gefunden haben. Er starb im Jahre 1884.

Wie groß infolge des Auftretens der Straußschen Richtung in weiten Kreisen das Mißtrauen gegen die Theologie und die theologischen Fakultäten war, machten die Vorgänge der nächsten Jahre offenbar. Unter den bernischen Pietisten gewann der Arzt Dr. de Valenti Einfluß. Er

Digitized by Google

war ein ungemein anregender, geistreicher und feuriger Laienevangelist, aber engherzig, alle verdammend, die nicht seiner Ansicht waren, die Theologen so gut wie die Leiter der Basler Mission. Die alles umstürzende Theologie eines Strauß machte es ihm leicht, die Pietisten in ihrem Mißtrauen gegen die Theologie zu bestärken. Maßvollere und mildere Theologen, wie der „Schriftgelehrte" der Evangelischen Gesellschaft, Pfarrer von Fellenberg und der Vikar Ed. von Wattenwyl kamen einstweilen gegen diese Strömung nicht auf.

Schon Immers freie Stellung veranlaßte im Jahre 1855 einen scharfen Angriff gegen die Berner theologische Fakultät, ein Vorspiel der kirchlichen Kämpfe der sechsziger Jahre. Der um das Armenwesen hochverdiente und religiös aufrichtige Bernhard von Wattenwyl-de Portes klagte die Fakultät an, daß „sie statt die Studierenden zum reinen Bibelglauben zu führen, sie zum Unglauben verführe". Der Angriff erfolgte in der Form einer offenen Frage im „Oberländer Anzeiger". Von Wattenwyl selbst war Mitglied der Freikirche und als solcher eigentlich nicht berechtigt, Fragen zu stellen, die schließlich nur die Landeskirche angingen. Es war aber kein Zweifel, daß von Wattenwyl, wie die Folgezeit lehrte, vielen Angehörigen der Landeskirche aus dem Herzen gesprochen hatte. Für die Evangelischen galt die Lehre von der wörtlichen Eingebung der Schrift und ihrer alleinigen Autorität in Sachen des Glaubens als das Kennzeichen des Glaubens oder der Gläubigkeit, und der Standpunkt der Universitätslehrer mußte ihnen als Halbheit, wenn nicht als Unglaube erscheinen. Die hitzige Polemik, die dieser Anfrage folgte, trug nicht zur Klärung bei. Sie erlosch schließlich, weil jedermann ihre Nutzlosigkeit einsah. Aber unter der Asche glühte das Feuer weiter.

Eine der segensreichsten Früchte, die in dieser Zeit der Kämpfe von 1830—1856 an dem Baum der Landeskirche gewachsen sind, ist die Gründung des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins im Jahre 1842. Bis zum Übergang hatten die reformierten Stände mit Bewußtsein protestantische Politik getrieben und sich der zerstreuten Glaubensgenossen im Ausland und in den Gemeinen Herrschaften angenommen. Unter den veränderten konfessionellen Verhältnissen, wie sie seit dem Wiener Kongreß und infolge der durch die Bundesverfassung garantierten Freizügigkeit existierten, ging das nicht mehr an. Die rein konfessionellen Kantone wurden paritätisch. Bern erhielt den katholischen Jura, Freiburg das protestantische Murten, Genf und Basel katholische Landgemeinden. Die neuen Kantone Aargau, Thurgau und St. Gallen waren von Anfang an gemischt. So mußten sich die Stände schon 1819 in einem Konkordat gegenseitig die Glaubens- und Gewissensfreiheit für die Angehörigen der andern Konfession zusichern. Aber für ihre kirchliche Versorgung geschah von seiten der Regierungen nichts. Man legte ihnen im Gegenteil anfänglich noch Schwierigkeiten in den Weg. Der Kanton Wallis trat dem Konkordat

Digitized by Google

überhaupt nicht bei. Seine Verfassung von 1844 verbot noch jeden nicht katholischen Gottesdienst. Der Stadtrat von Luzern gestattete 1823 den reformierten Gottesdienst nur provisorisch, „solange sich keine Mißbräuche einstellen und es uns gefallen wird". In Freiburg und Solothurn durften die Reformierten nur während der Sitzungen der Tagsatzung Gottesdienste veranstalten. Auch Lausanne knüpfte an den Bau einer katholischen Kapelle die unmögliche Bedingung, daß der katholische Nuntius die Aufhebung des Verbots der gemischten Ehen durchsetze. Allein die Verhältnisse waren stärker als diese staatlichen Versuche, die Konfessionalität der Bevölkerung rein zu erhalten. Die neue Zeit, die alle Schranken niederreißt und die Völker untereinander würfelt, führte immer mehr dazu, daß die einheitlichen Gebilde verschwanden. In der alten Calvinsstadt Genf, die ländliche Umgebung allerdings mit einbegriffen, ist infolge der savoyisch-französischen Einwanderung die Zahl der Katholiken bereits größer als diejenige der Protestanten, und in der Stadt Zwinglis ist die Zahl der Katholiken größer als in manchem Kanton der Urschweiz. Aber auch in den früher ganz katholischen Kantonen stieg die Zahl der Protestanten von Jahr zu Jahr. Dieselben waren aber, mehr noch als die katholischen Minderheiten in protestantischen Städten, der Gefahr ausgesetzt, sich mit ihrer Umgebung zu verschmelzen und durch Eingehung von gemischten Ehen nach und nach ihr protestantisches Bewußtsein zu verlieren. Hier setzte nun seit 1842 die Arbeit des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins ein, nicht um Propaganda unter den Katholiken zu treiben, sondern um die zerstreuten und zersprengten Glieder dem Glauben ihrer Väter zu erhalten.

Schon früher hatten sich einzelne Pfarrer der zerstreuten Reformierten in den angrenzenden katholischen Gebieten angenommen. Pfarrer Bähler in Neuenegg sammelte von 1832 an die Protestanten im benachbarten Freiburgischen. 1836 wurde eine reformierte Gemeinde mit Schule und Kirche in Freiburg gegründet. 1835 gestattete der Große Rat die Bildung einer protestantischen Gemeinde in Solothurn. Aber erst dem Pfarrer Legrand von Freiburg gelang es, die Teilnahme der Reformierten für die Not ihrer Glaubensgenossen zu wecken. Bei Anlaß der 1839 auf eine Anregung von Hagenbach ins Leben getretenen Schweizerischen Predigergesellschaft von 1840 richtete er einen warmen Appell an die versammelten Geistlichen, und 1842 erfolgte die Gründung des Hilfsvereins. De Wette und Hagenbach hatten sich ganz besonders um die Sache verdient gemacht. Hagenbach war jahrelang der Präsident des Vorvereins in Basel. In den nächsten Jahren entstanden in allen reformierten Kantonen Zweigvereine, die sich der ihnen am nächsten liegenden Diasporagemeinden annahmen, sich aber auch gegenseitig in ihren wachsenden Aufgaben mit freundeidgenössischer Gesinnung unterstützten. Die Arbeit dieses Vereins erfreute sich von Anfang an der

Digitized by Google

allgemeinen Sympathie der kirchlichen Bevölkerung, so daß in den sich bildenden Gemeinden Kirchen und Schulhäuser erbaut und Pfarrer und Lehrer angestellt werden konnten. Heutzutage bestehen in 18 Kantonen der Schweiz Diaspora-, Kirch- und Schulgemeinden, für welche die Hilfsvereine jährlich über 200000 Frs. aufbringen müssen. Dazu kommt gemäß den alten Traditionen die Unterstützung der Evangelischen im Auslande, so daß sich die Gesamtleistung mit den Verwaltungsauslagen auf 275000 Frs. beläuft. Wie viel Liebe und Opferwilligkeit liegt in diesen Zahlen verborgen!

Endlich erwähnen wir noch einen Mann, der zwar mehr als Dichter und Volksschriftsteller berühmt geworden ist, aber doch auch um seiner Bedeutung für das kirchliche Leben genannt werden muß, Jeremias Gotthelf, nach seinem bürgerlichen Namen Albert Bitzius, Pfarrer in Lützelflüh. Ein Mann der das Volk kannte und verstand, wie kein zweiter, der es liebte und sein Bestes wollte! Sein Leben und Wirken füllt gerade die Periode aus, die wir auf den vorangegangenen Blättern geschildert haben. Er ist 1797 geboren, 1832 Pfarrer in Lützelflüh geworden und 1854 daselbst gestorben. In den dreißiger und vierziger Jahren erschienen seine Schriften, deren kulturhistorischer und künstlerischer Wert aber erst von der Nachwelt recht gewürdigt worden ist. Seine Gemeindegenossen fürchteten seinen Verkehr nachgerade etwas, als sie merkten, daß er die Gestalten und Verhältnisse seiner Umgebung abkonterfeie und die schreienden Übelstände des Volkslebens, die Verdingtage, die Schnapsseuche, den Kiltgang, das Wohlleben der Bauernsöhne und die Mühe der Pächter rückhaltslos an den Pranger stelle. Aber sie fühlten dann doch wieder, daß dieser schonungslose Kritiker des bösen Lebens es gut mit ihnen meine, daß er den Armen, den Unterdrückten, den verwahrlosten Kindern helfen, den Schulmeister in seinem edlen Streben und Wirken unterstützen möchte, und daß er in seinen Prachtsgestalten die unverwüstliche sittliche Kraft und den guten soliden Sinn des Bauernstandes verherrlichte, voll Zuversicht, daß diese gute Kraft sich schließlich doch siegreich durchsetzen werde. Und wie er des Volkes Tugend und Laster schilderte, so trafen seine schärfsten Worte wie Geißelhiebe den hochfahrenden Sinn der Allvermögenden, den stolzen und doch so hohlen Unglauben der Gebildeten und derer, die es zu sein vermeinten, das eigennützige, ehrgeizige Treiben der politischen Streber zu Stadt und Land, deren Mund von Phrasen über das Volkswohl trieft und die doch nichts andres suchen, als im Trüben zu fischen und im Chaos den eigenen Vorteil zu wahren. Er hatte sie an der Arbeit gesehen in seinem lieben Bernerland, und ein leidenschaftlicher Zorn ergriff ihn. Er mußte wehren und rufen, damit dem Volke die Augen aufgingen über seine vermeintlichen Helfer, die ihm den Glauben und die Ehrfurcht vor Sitte und Recht raubten, um es nachher um so leichter beherrschen und ausbeuten zu können. So wenig seine

Digitized by Google

Schriften das sind, was man eigentlich Erbauungsschriften nennt, so ist doch alles geschrieben zum Zweck einer sittlichen und religiösen Erneuerung des Volkes, zur Stärkung der soliden Elemente, zur Wahrung der guten alten Gottesfurcht und eines gläubigen Sinnes. Es ist nicht die pietistische Frömmigkeit, die diesen Schriften zugrunde liegt. Er hat z. B. in „Anne Bäbi Jowäger" einen pietistischen Vikar gezeichnet, dessen süßliche

Abb. 91. Jeremias Gotthelf.

Frömmigkeit und übertriebener Bekehrungseifer die Leute fast zur Verzweiflung treibt, während der erfahrene ruhige Pfarrer, der nicht die Schrecken der Hölle, sondern die Liebe Gottes zu den Sündern predigt, die gesunde biblische Frömmigkeit vertritt. Auch die Propaganda gewisser Sektenprediger und ihre gefährliche Lehre, daß ein Bekehrter nicht mehr sündigen könne und daß, was das Fleisch tue, den Geist nichts angehe, hat er im „Bauernspiegel" gegeißelt. Es sind Bilder, die er aus dem Leben gegriffen hat. Wer die früheren Kapitel unsres Buches über den Pietismus und die Erweckungsbewegung gelesen hat, weiß, daß es nicht

Digitized by Google

überflüssig war, hier den warnenden Finger aufzuheben. Als ein Schriftsteller, der von einer höheren Warte aus das ganze Leben des Volkes im Spiegel der Wahrheit schaut, war er bestrebt, das Unwahre und Ungesunde zu strafen, wo es sich in das menschliche Tun und Treiben einmischte. Dennoch ist er dem Pietismus so wenig gerecht geworden als dem politischen Radikalismus. Es ist aber in allen Kampfesschriften so. Wenn ein Gemälde wirken soll, muß das Licht heller, der Schatten dunkler aufgetragen werden. Jedenfalls hat er nicht seine eigene Ehre gesucht. Darum ist er auch in seinen Schriften ein Prediger der Gerechtigkeit geworden, die vor Gott gilt, furchtlos nach oben und nach unten.

24. Kapitel.

Die Kämpfe um das Bekenntnis und eine neue kirchliche Gesetzgebung, 1850—1874.

Die kirchlichen Kämpfe der Periode, die wir eben geschildert haben, führten naturgemäß zu einer neuen Gruppierung der Richtungen innerhalb unserer Landeskirchen. Aber auch die Entwicklung der Theologie hatte einen starken Anteil an dieser kirchlichen Neubildung. Unter den Theologen hatte sich eine freiere wissenschaftliche Auffassung der Bibel angebahnt. Dazu kam eine neue Dogmatik oder Religionsphilosophie, die sich an den Namen des Philosophen Hegel anknüpfte, eine Dogmatik, die aber nur scheinbar die logische Konsequenz der freien, voraussetzungslosen Forschung auf dem Gebiet der biblischen und kirchengeschichtlichen Wissenschaft war. Sie hat deshalb nach verhältnismäßig kurzer Zeit, und zwar durch die fortgesetzte theologische Arbeit ihre Geltung eingebüßt, um in Ermangelung einer besseren Dogmatik zunächst einem undogmatischen Christentum Platz zu machen.

Handelt es sich bei den kirchlichen Kämpfen bis zum Jahre 1850 um den Gegensatz von Staat und Kirche, bei welchem der Staat, d. h. die herrschenden Parteien der christlichen Religion überhaupt feindselig gegenüberstanden, so änderte sich nun die Lage vollständig durch die fast gleichzeitig in allen Kantonen einsetzende Reformbewegung. Jetzt bildete sich unter der Geistlichkeit selbst ein linker Flügel, in Bern unter dem Namen des Reformvereins, in der Ostschweiz unter dem des Vereins für freies Christentum. Die Reformpfarrer trennten sich von den bisherigen Vertretern der wissenschaftlichen Theologie, weil diese nach ihrer Ansicht nicht weit genug gingen in der konsequenten Durch-

Digitized by Google

führung der Ideen der Wissenschaft. Da sie ein anderes Christentum vertraten, als es in den Bekenntnissen der Kirche enthalten war, und das, was bisher als wesentliche Stücke der biblischen Wahrheit galt z. B. die übernatürliche Geburt Jesu, seine Wunder, die versöhnende Bedeutung seines Leidens und Sterbens, seine leibliche Auferstehung, vor allem aber die Lehre von der wörtlichen Eingebung der Bibel durch den heiligen Geist und ihrer völligen Irrtumslosigkeit verwarfen, mußten sie allen denen, die am kirchlichen Bekenntnis festhielten, als „Ungläubige" erscheinen. Für diese war jetzt der Kampf zwischen Glauben und Unglauben in die Kirche selbst hineingetragen. Verstärkt wurde dieser Eindruck auch durch die Tatsache, daß die Reformrichtung von eben der politischen Partei unterstützt wurde, die bisher mit der Kirche das Christentum überhaupt bekämpft hatte. Dieses Bündnis mußte die neue Bewegung diskreditieren, auch wenn es ihr manche Erfolge gesichert hat, die sie aus eigener Kraft nie errungen hätte. Aus allen diesen Gründen wahrte sich die altgläubige Richtung mit Entschiedenheit gegen das Aufkommen der freien Richtung in der Kirche. Es kam ihr vor, daß es nur noch einen Ausweg geben könne, die Freikirche oder die Flucht in die Sekten. Tatsächlich wurde dieser Ausweg auch von vielen eingeschlagen. Sie retteten sich aus der „dem Unglauben verfallenen Kirche" in eine der vielen Gemeinschaften, die das Bekenntnis zur Bibel als etwas Unantastbares hochhielten und aus der Zwiespältigkeit der Kirche reichen Gewinn zogen. Die große Mehrheit der bekenntnistreuen Glieder der Kirche dachte aber nicht an Absonderung. Endlich hat auch das Bestehen der starken Vermittlungspartei das Auseinanderfallen der Kirche in zwei dogmatisch geschiedene Kirchen verhindert und den Bestand der Landeskirche gerettet.

In Wirklichkeit war aber das Auftreten der Reformrichtung in der Kirche nicht eine Verschlimmerung der kirchlichen Lage. Daß die Partei, die vor 1850 Kirche und Religion bekämpft hatte, jetzt eine kirchliche Richtung unterstützte, bedeutete nichts geringeres als das unausgesprochene Geständnis einer Niederlage in diesem „Kulturkampfe". Es war ein Bruch mit ihrer Vergangenheit, daß sie sich wieder, wenn nicht mit den Fragen des Glaubens abgeben, so doch um kirchliche Dinge interessieren mußte. Es mag sein, daß manche Politiker dabei spekulierten, die Reformrichtung führe zu einer Schwächung der Kirche, insofern sie den vollen Inhalt des Bekenntnisses preisgebe und an religiöser Intensität gegenüber den andern Richtungen zurückstehe. Sie sahen in dem Aufkommen der Reform nur einen Übergang zur völligen Preisgabe der Religion. Aber diese Spekulation hat sich als falsch erwiesen. Wenn wir die Ursprünge der Reformrichtung ins Auge fassen, so müssen ihre Gegner wie ihre Freunde heute zugeben, daß sie nicht aus Zufälligkeiten, sondern aus einer innern durch die Entwicklung der Theologie begründeten Notwendigkeit entstanden ist.

Digitized by Google

Das alle bisherigen Anschauungen von Jesus umstürzende Buch von Strauß und die Philosophie Hegels, die von einer Gruppe von Theologen, der sogenannten Tübingerschule, vertreten wurde, hatten die gesamte Theologie genötigt, die Grundlagen des christlichen Glaubens neu zu prüfen. Dabei stellte sich heraus, daß vor allem die Lehre von der wörtlichen Inspiration der Bibel nicht mehr haltbar sei. Das war schon seit Jahrzehnten das Gemeingut der meisten wissenschaftlichen Theologen gewesen. Aber die Anhänger der Reform konnten ihnen mit Recht den Vorwurf machen, daß sie diese Erkenntnis zum Teil aus ängstlicher Scheu verhüllt, oder ihre Konsequenzen nicht gezogen, oder in vornehmer, gelehrter Abgeschlossenheit sich um die Aufklärung des Volkes nicht bekümmert hätten. Indem sie nun diese Anschauungen ins Volk warfen, erregten sie in den kirchlichen Kreisen einen Sturm der Entrüstung über diese Bedrohung der Grundwahrheit der evangelischen Kirche, der unverbrüchlichen Geltung der heiligen Schrift. Die religiösen Laienkreise und der rechte Flügel der kirchlichen Theologie, deren Glaube an die Bibel auf der Erfahrung ihres religiösen Wertes ruhte, verschanzten sich zur Verteidigung ihrer Position um so hartnäckiger hinter die Inspirationslehre. Gut 25 Jahre stritt man sich auf den Synoden, in Pfarrvereinen und öffentlichen Disputationen um die Bibel. Wissenschaft und Erfahrung waren die entgegengesetzten Pole. Die Reform hatte sich das hohe Ziel gesteckt, Glauben und Wissen zu versöhnen. Aber sie empfand nicht, was ihre Gegner um so mehr empfanden, daß bei diesem Ausgleich von Wissen und Glauben der Glaube die Kosten zu bezahlen hatte, und daß es doch nicht die reine Wissenschaft war, welche entschied, was Wahrheit sein sollte, sondern im letzten Grunde eben die neue Dogmatik, der neue Rationalismus, der diese Weltanschauung beherrschte. Auf der gegnerischen Seite ließ man sich durch den Gegensatz gegen die Reform hinreißen, das Gute und Notwendige, das die Theologie errungen hatte, das Recht der freien Forschung, nicht anzuerkennen. Daß endlich infolge dieser Kämpfe die Glaubens- und Gewissensfreiheit für Pfarrer und Gemeinden in den kirchlichen Gesetzgebungen der siebziger Jahre durchgedrungen ist, muß als ein wertvoller Fortschritt bezeichnet werden. Die Umwandlung der Staatskirchen in Volkskirchen, deren Schwerpunkt in der einzelnen Kirchgemeinde liegt, wurde dadurch mächtig gefördert.

Die Reformbewegung hat zuerst in der Ostschweiz Boden gefaßt, indem der Pfarrer von Wartau in St. Gallen, Heinrich Lang, ein politischer Flüchtling aus Württemberg, seit etwa 1850 die Anschauungen der Tübingerschule offen auf und unter der Kanzel vertrat. Er tat es mit einer Wärme, die ihm in breiten Volksschichten Eingang verschaffte. Bald sammelte sich um ihn ein Kreis von Gesinnungsgenossen, zu dem u. a. der spätere Seminardirektor Fries und Pfarrer Heinrich Hirzel gehörten. Lang gab von 1859 an als Organ der neuen Richtung die

Digitized by Google

„Zeitstimmen“ und den „Versuch einer Dogmatik allen Denkenden dargeboten“ heraus. Ihr bedeutendster wissenschaftlicher Vertreter war Alois Biedermann, geboren 1819, seit 1850 Professor der Theologie in Zürich. Er war der scharfsinnige Dogmatiker der Reform, der gegen seinen Schwager und früheren Gesinnungsgenossen Professor J. Chr. Riggenbach und dessen Freunde, die Professoren Ebrard in Zürich und Auberlen in Basel die schweren wissenschaftlichen Kämpfe ausfocht. Biedermann hatte schon als Pfarrer von Mönchenstein bei Basel sich offen zu der Hegelschen Philosophie bekannt und 1844 in der Streitschrift, „die freie Theologie und das Christentum in Streit und Frieden“ an die Bekenntniskirche einen Absagebrief gerichtet. Damit begann zunächst ein heftiger literarischer Kampf. Ebrard und der bereits erwähnte Pfarrer Joh. Peter Romang von Niederbipp, ein bedeutender philosophischer Denker, den die Regierung wegen seiner politischen und kirchlichen Haltung von seiner Stellung als Philosophieprofessor abberufen hatte, bekämpften mit scharfen Waffen die neue Theologie. Als dann Biedermann zum Professor nach Zürich berufen wurde, protestierte der damalige Dekan der Fakultät, J. P. Lange, gegen die Anstellung eines Theologen, dessen „Weltanschauung mit den Fundamentalartikeln des christlichen Glaubens in Widerspruch stehe“. Die Regierung kehrte sich aber um so weniger daran, als die Mehrheit der Fakultät, auch Schweizer, entschieden für Biedermann war. Auch sein Eintritt in die Kirchensynode erregte heftigen Widerspruch. Ein Vertreter der neuen Richtung versicherte aber, daß auch sie zur Kirche gehören, weil sie „ihr inneres Leben direkt von Christus ableiten und ohne ihn in Nacht und Elend wären“. Einige Jahre später, 1857, wurde Hirzel an die St. Peterskirche von Zürich gewählt. Obschon er, ein redegewandter, feuriger Prediger, seine freien Ansichten rückhaltslos und offen verkündigte, konnte er sich doch auch mit Andersgesinnten verständigen. Bei Anlaß

Abb. 92. Heinrich Lang, Pfarrer an St. Peter in Zürich.

Digitized by Google

einer würdigen Polemik mit Professor Tholuk von Halle, einem Vertreter der bibelgläubigen Theologie, schrieb Hirzel ihm die schönen Worte: „Ob auch Ihr Christusbild ein anderes ist als das meine, es ist das Bild desselben Herrn und Meisters, und durchs Bild blicken wir beide — ich darf vielleicht sagen: mit gleicher Inbrunst — zu ihm selbst empor". So hat es freilich nicht immer geklungen. Es waren aber auch nicht alle Vertreter der Reform so stark religiös empfindend wie Hirzel, dem man den Lavaterischen Einfluß immer anmerkt, und auch nicht alle Vertreter der Orthodoxie so weitherzig wie Tholuk, trotzdem sein Einfluß auf zahlreiche Schweizer Theologen, die in Halle studiert hatten, entscheidend geworden war. Hirzel starb schon 1875. An seine Stelle kam Lang, der inzwischen Pfarrer in Meilen gewesen war.

Abb. 93. Dr. theol. Georg Finsler, Antistes in Zürich.

Das Auftreten der neuen Richtung verschärfte natürlich das Mißtrauen gegen die Theologie. Wohl behielten auf der rechten Seite die maßvollern Männer, Riggenbach, der Herausgeber der „Hirtenstimmen", Dekan Güder in Bern, Pfarrer Heer in Erlenbach und Professor Auberlen in Basel, die Führung. Aber weite Kreise erblickten jetzt überhaupt in aller Theologie den Erbfeind des Glaubens, und ließen sich durch die zündenden Erweckungspredigten des geistvollen und frommen, aber exzentrischen Missionars Hebich mit Eifer gegen die unbekehrte Kirche erfüllen. Auch auf der Linken schien eine noch radikalere Strömung Oberwasser zu bekommen, vertreten durch den Pfarrer von Uster, Salomon Vögelin, die weit über Biedermann hinausging. Manche Pfarrer gerieten ins politische Fahrwasser. Dazu kam ein gewisser burschikoser Ton, ein Höhnen und Spötteln über den „Aberglauben" der „Frommen" und eine pietätlose Bekämpfung der Wahrheiten, die den Altgläubigen heilig waren. Aber auch der entschiedene Radika-

Digitized by Google

lismus hatte, wie uns Gottfried Kellers „Martin Salander" deutlich zeigt, für diesen religiösen Liberalismus wenig Sympathien übrig, sondern zog ihm als einer Halbheit die schroffste Gegensätzlichkeit gegen Kirche und Christentum vor. In den Kreisen der Evangelischen Gesellschaft und unter der zum größten Teil noch rechtgläubigen Geistlichkeit erregte daher die Wahl Vögelins zum Pfarrer von Uster 1864 einen Sturm der Entrüstung, die sich in einem Protest der Synode Luft machte. Die Staatsbehörden schritten aber über diesen Protest zur Tagesordnung. Auch der Antistes Dr. Georg Finsler, der für seine Person durchaus auf dem Boden des biblischen Christentums stand, wollte von einer Maßregelung Vögelins durch die kirchlichen Behörden nichts wissen. Er wollte die Kirche allen offen halten, die noch einigermaßen den Zusammenhang mit der Person Christi festhielten. Deshalb trat er für die Aufhebung des Bekenntniszwanges ein. Finsler war die bedeutendste Persönlichkeit im kirchlichen Leben dieser Periode. Gelehrt, fein gebildet und mit sicherm Takt für das der Kirche Zuträgliche begabt, genoß er die Achtung und das Vertrauen der beiden gegenüberstehenden Richtungen. Er schrieb als junger Pfarrer von Berg ein ausgezeichnetes Werk „Kirchliche Statistik", das seine Eignung für die Kirchenleitung verriet. Er war der letzte Antistes der Zürcher Kirche, seiner größten Vorgänger würdig.

Abb. 94. Kirchenrat Scherrer von St. Gallen.

Am schnellsten und leichtesten fand die Reform Eingang in St. Gallen und den übrigen ostschweizerischen Kirchen. Lang hatte ihr vorgearbeitet. 1864 wurde Pfarrer Karl Ed. Mayer als der erste Reformpfarrer in die Stadt St. Gallen gewählt. Ihr hervorragendster Vertreter war unstreitig Dekan Rambli, während Kirchenrat Jos. Scherrer, dem St. Gallen für die Organisation und die Erneuerung des kirchlichen Lebens so viel verdankt, den Standpunkt der Vermittlung vertrat. In Basel haben 1857—59 zwei Kandidaten, Rumpf und Hörler, den Kampf gegen das kirchliche Bekenntnis aufgenommen. Es war, wie Blösch sagt,

Digitized by Google

eine „wahrhaft rohe Oberflächlichkeit“ in ihrer „Absage an den christlichen Glauben“ und in ihrer „Berufung auf den plattesten Aufklärungsverstand“, so daß sie aus dem geistlichen Stande ausgeschlossen werden mußten. Nun wurde Rumpf in den Großen Rat gewählt und Hörler wurde Redaktor. Beide hatten so Gelegenheit, ihre Ansichten wirksam zu vertreten und einer Umwälzung in der Kirche die Wege zu ebnen. So kräftig und entschieden Professor Riggenbach, Antistes Stockmeyer, Pfarrer Ernst Stähelin, Ratsherr Christ und andere für die verbindliche Geltung des kirchlichen Bekenntnisses eintraten, sie konnten es nicht hindern, daß mit Pfarrer Altherr 1874 die Reform ihren Einzug in Basel hielt und sich im Laufe der Jahre in allen Stadtkirchen Vertretung erzwang. In Bern, wo bereits einige jüngere Pfarrer zu der Richtung der „Zeitstimmen“ gehörten, rief der Seminarstreit von 1866 eine ungeheure Erregung der Gemüter hervor. Die Lage war schon seit dem Universitätsstreit gespannt. Dazu kam die Gründung freier evangelischer Schulen, eines Lehrerseminars und einer Privatschule, durch Pfarrer Fritz Gerber und Theodor von Lerber, die nach der Absicht der Gründer der Entchristlichung der Schulen und des Volkes entgegenwirken sollten. Als nun die theologische Fakultät im Jahre 1864 zur 300jährigen Feier von Calvins Tod Biedermann den Doktortitel verlieh, wurde diese Ehrung, die dem scharfsinnigen und ernsthaften Forscher, nicht aber seiner Theologie gegolten hatte, als eine offene Zustimmung zur neuern Theologie aufgefaßt. Aufs neue erschienen Streitschriften, von Immer zur Verteidigung, von Baggesen zum Angriff. So war die Stimmung bereits erregt, als das Erscheinen eines Buches von Pfarrer Friedrich Langhans „Pietismus und Christentum im Spiegel der äußern Mission“ und des „Leitfadens“ von Pfarrer Eduard Langhans am Lehrerseminar in Münchenbuchsee den Seminarstreit entfesselte. Man stellt sich heute kaum vor, mit welcher Leidenschaftlichkeit hüben und drüben diese Fragen disputiert wurden, in offenen Briefen und Streitschriften, auf Konferenzen und Synoden. Mit der Mission, von deren Wesen Langhans keine aus der Erfahrung gewonnene Kenntnis hatte, schien das Christentum getroffen zu sein. Andererseits stellte der Leitfaden, durch den die Anschauungen der Tübingerschule unter das Volk gebracht werden sollten, die Autorität der heiligen Schrift in Frage. Die Synode nahm nach erregter Debatte gegen Langhans Stellung und forderte, daß im Seminar auf dieses oberste Prinzip der reformierten Kirche Rücksicht genommen werde. Beachtenswert war das Votum Immers, der den anfechtbaren Punkt des Leitfadens am deutlichsten bloßlegte. „Er wolle nicht tadeln, daß kritische Fragen berührt werden, das sei vielmehr unerläßlich, wohl aber, daß das Ganze darauf ausgehe; auch nicht, daß die Seminaristen zum Denken herangezogen werden, sondern daß ihnen nur eine andere Autorität, die des Lehrers mit seinen Behauptungen statt Untersuchungen dar-

Digitized by Google

geboten werde". Im Großen Rat stellte, da der Beschluß der Synode für die Regierung nicht bindend war, Oberst von Büren, das würdige Haupt der Evangelischen Gesellschaft, den Antrag, die Regierung möge dafür sorgen, daß der Religionsunterricht am Lehrerseminar nicht im Widerspruch mit der Autorität der heiligen Schrift und der Landeskirche erteilt werde. Der Antrag wurde mit geringem Mehr angenommen. Aber weder die Regierung noch Langhans kehrten sich daran. Die Folge

Abb. 95. Regierungsrat Albert Bitzius

war die Trennung der Freunde von Langhans von den Vermittlungstheologen und die Gründung des Reformvereins im Jahre 1866. Es hatte den Anschein, als könne nur noch die Trennung von Kirche und Staat aus der verfahrenen Situation retten. Aber das neue Kirchengesetz von 1874, welches das Schwergewicht in die Kirchengemeinde verlegte und den Bekenntniszwang abschaffte, wurde vom Volke mit überwältigender Mehrheit angenommen. Damit hatte sich die freie Richtung in der Kirche ihr gesetzliches Daseinsrecht erkämpft. Nun trat die

Digitized by Google

Aufgabe an sie heran, sich durch Weckung und Pflege des religiösen und kirchlichen Lebens zu legitimieren. In diesem Sinne hat namentlich Albert Bitzius, der Sohn von Jeremias Gotthelf, Pfarrer in Twann am Bielersee und von 1878—1882 Regierungsrat, gewirkt. Er gehörte zu den Begründern des Reformvereins und war mit Professor Friedrich Langhans und Heinrich Lang als Redaktor des Organs dieser Richtung für die Ausbreitung der neuen Ideen und der kirchlichen Ziele der Fortschrittspartei tätig. Es wurde ihm als einem der schlagfertigsten Vorkämpfer der Reform auch die Genugtuung zu teil, daß das, was er auf kirchlichem Gebiete erstrebte, im Kirchengesetz von 1874 und zum Teil auch in der Bundesverfassung von 1872 verwirklicht wurde. War er bei Lebzeiten als der in der vordersten Front kämpfende Parteimann eine vielfach umstrittene Persönlichkeit, so wurde er nach seinem frühen Tode nach seinem wahren Werte erkannt und gewürdigt.

So viel er in der übrigens nur kurzen Zeit seiner staatlichen Tätigkeit für die Schule und die Fürsorge der Gefangenen getan hat, in welcher Tätigkeit er sich rastlos arbeitend verzehrte, das Beste hat er doch in seinen Predigten hinterlassen, die er, mochten sich auch nur wenige Zuhörer einfinden, gleich sorgfältig vorbereitete und ausarbeitete. Was sie auszeichnet, ist die innige Verschmelzung eines glühenden Patriotismus und einer aufrichtigen Frömmigkeit. Man fühlt es ihm an: als Christ war er ein Schweizer mit Leib und Seele, als Schweizer ein Christ. Ein Auseinandergehen von Staat und Kirche, von Kultur und Religion war ihm undenkbar. Darin stand er auf dem Standpunkte Zwinglis, indem er auch sein Vorbild verehrte. Ein schöner Zug ist es, daß er als Regierungsrat das Abendmahl am liebsten mit den Sträflingen im Zuchthaus feierte.

Im Seminarstreit hatte die positive Richtung im Großen Rate noch eine kleine Mehrheit gefunden, aber das Kirchengesetz von 1874 machte der Bekenntniskirche ein Ende. In der veränderten Situation lag für sie die Mahnung, sich noch mehr an der theologischen Forschung zu beteiligen, und durch Anstellung von freien theologischen Dozenten in Basel, Zürich und Bern ihren Anschauungen an den Hochschulen die gebührende Vertretung zu verschaffen.

Am nachhaltigsten wirkte der in den Evangelischen Gesellschaften vertretene Pietismus durch seine freien Schulanstalten und Lehrerseminare, die, in den fünfziger Jahren nur ein schwaches Samenkorn, sich zu mächtigen Bäumen entwickelt haben. In Schuldirektor Theodor von Lerber, einem vielangefochtenen Manne, besaß Bern einen gottbegnadeten Pädagogen. Ursprünglich Lehrer an einer städtischen Schule mußte er seine Stelle aufgeben, weil er sich das Recht nicht rauben lassen wollte, durch freie Bibelkränzchen auf die Gymnasiasten einzuwirken. Er gründete die nach seinem Namen benannte Lerberschule, die der Kirche

Digitized by Google

und dem Staate eine Reihe tüchtiger Männer ausgebildet hat. Manche von ihnen haben in der Folgezeit politisch und religiös einen andern Standpunkt eingenommen, aber etwas von dem Wahlspruch von Lerbers: „die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang und Meiden das Böse Verstand", ist ihnen geblieben. Jedenfalls hat diese Schule, nach deren Vorbild auch in andern Städten freie Schulen gegründet worden sind, viel dazu beigetragen, daß die kirchenfeindliche Gesinnung der achtundvierziger Zeit nicht Oberwasser gewonnen hat. Auch die freien Lehrerseminare hatten in diesen kritischen Zeiten ausgezeichnete Leiter, die selbst dem Gegner Achtung abnötigten: in Schiers Pfarrer Baumgartner, in Bern Pfarrer Gerber, in Zürich Direktor Bachofner. Bachofner hat sich nicht in die Öffentlichkeit hervorgedrängt. Er hat seine ganze Kraft seiner Aufgabe geweiht, wobei ihm die Bildung des Charakters und des Herzens wichtiger erschien, als die einseitige Verstandesbildung. Dadurch, daß er mit seinen ausgetretenen Zöglingen in brieflichem und persönlichem Verkehr blieb, konnte er ihnen aus der Fülle seiner Erfahrungen und seiner Erkenntnis Rat und Halt bieten. Die Bescheidenheit seines Wesens und seine zarte Empfindung, verbunden mit der männlich festen Schroffheit gegen alles Böse und Gemeine machen ihn zu einem der liebenswürdigsten und achtenswertesten Vertreter des evangelischen Christentums. Die von seinem Sohne herausgegebene Biographie und Sammlung seiner Briefe ist einer der wertvollsten Beiträge zur Geschichte des religiösen Lebens und des Erziehungswesens in der neuern Zeit. Eine ganz andre Persönlichkeit war der Berner Seminardirektor Pfarrer Fritz Gerber, der auch durch sein Pfarramt und durch seine Stellung innerhalb der Evangelischen Gesellschaft viel mehr mit dem öffentlichen Leben in Berührung kam als Bachofner. Sowohl als Vikar in Aarwangen wie als Pfarrer an der Nydeck in Bern hat er sich durch seine zündenden Predigten und seine seelsorgerliche Tätigkeit die Liebe

Abb. 96. Pfarrer Fritz Gerber.

seiner Gemeinden erworben. Er war ungemein leutselig und von einer ungekünstelten Menschenfreundlichkeit, die ihn bei aller Entschiedenheit des Standpunktes vor dem lieblosen Richtgeiste bewahrt hat. Manche seiner Studiengenossen, wie z. B. Bitzius, bedauerten es, daß er „sich in diese Richtung verrannte", da der begabte Mann „hätte Karriere machen können". Er mußte schon 1863 sein Pfarramt aufgeben. Die rastlose Tätigkeit hatte seine Kräfte aufgezehrt. Er blieb aber Direktor des Seminars auf dem Muristalden, das unter ihm und unter der pädagogischen Leitung des vorzüglichen Konrektors Joß eine Musteranstalt geworden ist und als solche auch anerkannt wird. Während 50 Jahren war er Mitglied des Komitees der Evangelischen Gesellschaft, zuletzt ihr Präsident, aber schon lange vorher ihr faktisches Haupt und die persönliche Verkörperung des bernischen Pietismus.

Auch in der bisher einheitlichen und von Parteiungen wenig berührten Kirche von Neuenburg bildete sich 1868 infolge der Vorträge des Pfarrers Buisson über die religiösen Tagesfragen eine liberale Richtung. Die Aufregung war so groß, daß beide Richtungen in der Trennung von Kirche und Staat das einzige Heilmittel erkannten. Aber die Regierung drückte gegen den Willen der Synode ein Kirchengesetz durch, das den Anschauungen des kirchlichen Teils der Bevölkerung direkt entgegengesetzt war. In der Volksabstimmung von 1873 wurde das Gesetz mit dem kleinen Mehr von 14 Stimmen angenommen. Daß es den Bekenntniszwang abschaffte, lag im Zug der Zeit, daß es der Synode aber alle Kompetenz über die Lehre, alle Aufsicht über die Geistlichen, jeden Einfluß auf ihre Ausbildung entzog und zudem das kirchliche Stimmrecht mit dem politischen verband, so daß im Kanton Neuenburg auch die Freidenker und Separierten, ob sie wollen oder nicht, zu der Nationalkirche gehören und an das Kultusbudget beitragen mußten, das war ein schwerer Rückfall in das Staatskirchentum. Sofort schlossen sich die Gegner des Gesetzes zu einer unabhängigen Kirche zusammen, ganze Gemeinden mit ihren Geistlichen und alle Professoren der Fakultät, an ihrer Spitze der ehrwürdige und gelehrte Bibelforscher Friedrich Godet. Auf die Nationalkirche übte die Trennung denselben Einfluß aus wie in der Waadt. Dem kirchlichen Liberalismus war der Boden vorerst entzogen, da die Regierung und die Geistlichkeit wohl erkannten, daß man den in der Kirche verbliebenen Rest nicht durch die Aufklärung vollends der Libre-Pensée in die Arme treiben dürfe.

In Genf hatte James Fazy schon früher die kirchliche Gesetzgebung in demokratischem Geiste umgestaltet, indem er den politischen Gemeinden das Recht der Pfarrwahlen erteilte, ein in seiner Mehrheit weltliches Konsistorium einsetzte und das Bekenntnis abschaffte. Die Befürchtungen der kirchlich Gesinnten, daß nun alles verschwinden werde, was noch an Calvin erinnere, gingen aber nicht in Erfüllung. Die Kirche entfaltete

Digitized by Google

Abb. 97. Professor F. Godet von Neuenburg.

Digitized by Google

sich auch unter dem neuen Gesetz. Allerdings bildete sich jetzt eine liberale Gruppe, aber dafür gewannen auch die von der Erweckung herrührenden religiösen Bestrebungen mehr und mehr Einfluß auf die Kirche.

Die kirchliche Lage wurde in diesen stürmischen Zeiten durch das Auftreten verschiedener neuer Gemeinschaften und Sekten verschärft. Denn es war klar, daß sie nur auf Kosten der Landeskirchen existieren und wachsen konnten. Auch galt ihr Werben keineswegs etwa nur den indifferenten und religiös verwahrlosten Gliedern der Landeskirche, sondern vielfach den geweckteren und lebendigeren, die man durch den Hinweis auf die durch Kämpfe zerrissene, in ihrer Einheit bedrohte, im Glauben und in der Lehre schwankende Kirche in den sichern Hafen einer ausschließlich aus Gläubigen und Erweckten bestehenden, dem Urbild der apostolischen Gemeinden entsprechenden freien christlichen Gemeinschaft zu retten versuchte. Es ist daher begreiflich, daß die Pfarrer und Vorsteherschaften der Landeskirchen gegen diese Propaganda eine entschieden abwehrende Stellung einnahmen und ein an frühere Zeiten erinnerndes staatskirchliches Gelüste nicht unterdrücken konnten. Verwunderlich ist mehr die Tatsache, daß auch die Behörden, und zwar nicht nur einzelne von der Volksstimmung beeinflußte Gemeindebehörden, sondern auch kantonale Regierungen sich hergaben, gegen diese freien Gemeinschaften Gewaltmaßregeln anzuwenden. So mußten die Prediger der bischöflichen Methodistenkirche, welche seit 1856 die Schweiz bereisten und Gemeinschaften gründeten, gegen die Unduldsamkeit von Staats- und Gemeindebehörden, die sie wegen Erregung von Unruhe und Tumult verhaften ließen, durch die Intervention des amerikanischen Gesandten den Schutz des Bundesrates anrufen. Noch größer war die Erregung, welche in den Jahren 1882—1893 das Auftreten der Heilsarmee verursachte. Das Ungewohnte an dem Auftreten dieser in ihrem Wesen und in ihren Grundsätzen methodistischen Gemeinschaft, ihre Uniformen und militärischen Aufzüge mit Fahnen und Musik, ihre zum Teil selbst den Gassenhauern entlehnten Melodien zu den Heilsliedern, ihr stürmisches Werben und ihre enthusiastische Frömmigkeit stießen die Ernstgesinnten in dem Maße ab, als sie den skandalsüchtigen Pöbel herausforderten. Was für das „dunkle England“ schließlich passen mochte, empfand man bei uns als ein dem Evangelium fremdartiges Element. Dennoch sind die tumultuösen Szenen, die sich in der Westschweiz wie in Hottingen abspielten, und die Verhaftungen von Salutisten kein Ehrendenkmal in der Geschichte unsres Landes. Man mag es bedauern, daß durch diese Gemeinschaften der Kirche gute Elemente entzogen wurden, aber an dem Grundsatz der Glaubens- und Gewissensfreiheit hätte nicht gerüttelt werden dürfen. Es haben zu viele gute und edle Männer in und außer der Kirche gekämpft und gelitten, um der Nachwelt dieses Gut zu erringen. Zudem muß man doch zugestehen, daß das Auftreten neuer Gemeinschaften auch sein Gutes gehabt hat. Die Kon-

Digitized by Google

kurrenz von andern Gemeinschaften, die sich namentlich in der ersten Zeit ihres Auftretens und unter dem Druck einer gewissen Verfolgung und einer feindseligen Stimmung im Volke durch einen lobenswerten Ernst und Eifer, durch enge brüderliche Gemeinschaft und Opferwilligkeit auszeichneten, hat die großen Landeskirchen genötigt, der Pflege des religiösen Lebens mehr Aufmerksamkeit zu schenken und durch Bibelstunden den wachsenden Bedürfnissen nach einer freieren Verkündigung des Evangeliums entgegenzukommen. Die Sonntagsschulen z. B., die nun auch in der Kirche Heimatrecht gefunden haben, verdanken wir den Methodisten, der bereits erwähnten bischöflichen Methodistenkirche und der rührigen, aber der Kirche nicht immer freundlich gesinnten Evangelischen Gemeinschaft.

Die Kirche hat es auch im Laufe der Zeit gelernt, sich in das Unvermeidliche zu schicken. Wie sie viele Tausende ihrer getauften Glieder ihres Weges ziehen lassen muß, die sie mit ihrer Predigt nicht mehr erreicht, und die überhaupt von keiner religiösen Beeinflussung etwas wissen wollen, so kann und darf sie es nicht hindern, wenn andere die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in kleineren Verbänden und Gemeinschaften suchen, die unstreitig manches vor der Kirche voraus haben, vor allem die Möglichkeit einer engeren brüderlichen Gemeinschaft, indem alle Glieder einander kennen. Das hat die Geschichte aller dieser freien Kirchlein bewiesen, daß ihr Wachstum eine bestimmte Grenze nicht überschreitet. Nach zwei und drei Generationen tritt, wenn nicht durch unkluge Verfolgung ihr Eifer gestärkt wird, eine gewisse Erlahmung ein. Es entstehen Spaltungen und Neubildungen, oder die Kinder der dritten Generation kehren zur Landeskirche zurück. Die Wiedertäufer, von denen in diesem Buche so viel die Rede gewesen ist, haben, sowie sie durch die neue Bundesverfassung volle Freiheit erhielten, fast keine Fortschritte mehr gemacht. Ihren Ruf als brave und fromme Christen haben sie nicht eingebüßt. Aber daß sie in ihrer Umgebung als ein Salz und Licht wirken würden, davon hört man wenig. Die sektenhafte Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit vom Volksleben hindert den Einfluß, den Christen als Jünger Jesu auf andere haben sollten, und bringt die Gefahr einer gewissen Verknöcherung und Erstarrung mit sich. Übrigens ist ihr Einfluß durch das Vordringen der Neutäufer stark beschränkt worden. Diese Gemeinschaft, gestiftet 1839 durch den Theologiekandidaten Samuel Fröhlich von Brugg, weist die Merkmale einer stürmischen und enthusiastischen Frömmigkeit auf, die an die erste Zeit der Wiedertäufer erinnert. Sie hat in der Ostschweiz namentlich in St. Gallen, eine ziemliche Beunruhigung der Gemüter hervorgerufen, die nun freilich längst einer ruhigen Gewährung Platz gemacht hat. Die kleinern ältern Gemeinschaften, die stillen mystischen Tannenthalbrüder im Kanton Bern, die Neugläubigen des Herrn von Campagne in Zürich, die Robertisten im Neuen-

Digitized by Google

burgischen und die Herrnhutischen Sozietäten sind an Zahl und Einfluß eher zurückgegangen. Ebenso die unheimliche, von Antoni Unternährer 1802 gegründete antonianische Brüderschaft, deren Stifter, ein notorisch krankhaft veranlagter Kurpfuscher, sich für den wiedergekommenen Christus ausgab und seine Anhänger zur Weibergemeinschaft verführte. Daß die Mormonen mit ihrer alle Selbständigkeit unterdrückenden Organisation, ihrer alttestamentlichen Frömmigkeit und ihrer Vielweiberei immer noch Anhänger und Gläubige für ihr Paradies in Utah finden, ist ebenso verwunderlich, wie die traurige Tatsache, daß auch die neuesten amerikanischen Sektengründungen eines Dowie und Russel mit ihren phantastischen Wiederkunftshoffnungen und kommunistischen Gründungen sogar auf ernsthafte und aufrichtige Leute einen Eindruck gemacht haben. Sind das nur vorübergehende Erscheinungen, wie übrigens auch das Auftreten der den Verkehr mit den abgeschiedenen Geistern pflegenden Swedenborgianer, so haben dafür einige andere anglikanische Gemeinschaften, die Darbysten, die Adventisten oder Sabbatisten und die Irwingianer einen größeren Kreis von Anhängern gewonnen. Von den Darbysten ist bereits S. 268 die Rede gewesen. Fortschritte haben sie seither nicht gemacht. Die Sabbatisten, die alles Heil von der Rückkehr zur alttestamentlichen Sabbatsfeier erblicken und die baldige Wiederkunft Jesu erwarten, in ihren Voraussagungen aber schon gründlich zuschanden geworden sind, entfalten eine eifrige und nicht immer loyale Propaganda. Dagegen stellen sich die Irvingianer durchaus freundlich zur Kirche. Auch sie sind in ihrer Erwartung, daß Jesus zu Lebzeiten der neuen irvingianischen Apostel wiederkehren werde, getäuscht worden. Ebensowenig hat ihr ehrliches Bemühen, durch Wiederherstellung der altkirchlichen Ämter und durch Wiedererweckung der urchristlichen Geistesgaben eine Vereinigung der beiden christlichen Konfessionen, der Katholiken und Protestanten herbeizuführen, Aussicht auf Verwirklichung. Aber es finden in dieser kleinen „katholisch-apostolischen Kirche“ solche Seelen ihre Befriedigung, für die der Gottesdienst in den Landeskirchen zu schlicht und prunklos und die Gemeinschaft zu lose ist. Übrigens hat ihnen in jüngster Zeit das Auftreten der Neu-Irvingianer, die sich von ihnen abgesondert haben, Abbruch getan.

Es ist eine bunte Musterkarte von kirchlichen Richtungen und Gemeinschaften, die sich auf dem kleinen Territorium unsrer protestantischen Kantone zusammendrängen, und es ist nicht anders möglich, als daß es zu Kämpfen kommen muß. Aber ohne Kampf gibt es kein Leben, keinen wahrhaften Frieden. Die kampflosen Zeiten sind, wenn es je welche gegeben hat, nicht die segensreichsten gewesen.

Digitized by Google

25. Kapitel.

Die gegenwärtige kirchliche und religiöse Lage.

Die Gegenwart richtig zu beurteilen, ist nicht leicht. Wir stehen den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zu nahe, als daß es möglich wäre, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden und zu erkennen, was heilsam und was verderblich war. Eine Frage aber ist nicht zu umgehen, die sich dem Leser gerade nach diesen letzten Kapiteln aufdrängen wird: was ist nun der Ertrag all dieser Kämpfe für die Kirche und für die christliche Religion in unserm Lande? welches ist ihre Stellung in der Gegenwart? welches sind ihre Aussichten für die Zukunft?

Die freiheitliche Entwicklung unsres Landes führte zunächst zu einem Konflikt mit dem modernen römischen Ultramontanismus, den man als Kulturkampf zu bezeichnen pflegt. Das neue Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes, auf dem vatikanischen Konzil von 1870 verkündigt, in einem geschickt gewählten Zeitpunkt, da Frankreich und Deutschland in einen furchtbaren Krieg verwickelt waren, konnte von den verantwortlichen Lenkern der Staaten nicht als eine Angelegenheit behandelt werden, die nur die katholische Kirche angehe. Denn der Papst erhob in diesem Dogma, wie schon im Syllabus von 1864 den Anspruch, die Gewissen und Seelen der Menschen zu beherrschen, nachdem er die weltliche Macht mit dem Fall des Kirchenstaates endgültig eingebüßt hatte. Eine bittere Enttäuschung war es für die ganze nicht katholische Welt, daß die Bewegung gegen die vatikanischen Dekrete innerhalb der gebildeten katholischen Kreise, so bald mit der schmählichen Unterwerfung unter das Dogma endigte. Wie in Deutschland, so waren es auch in der Schweiz nur wenige Gemeinden und Kleriker, die sich nicht unter dieses unerträgliche Joch beugen wollten. Die Diözesan-Konferenz des Bistums Basel hatte schon am 8. Sept. 1870 dem Bischof Lachat die Erwartung ausgesprochen, daß er die neuen Dekrete nicht verkündigen werde. Er tat es dennoch und erklärte in einem Hirtenbrief vom 6. Febr. 1871 das neue Dogma als verbindliche katholische Kirchenlehre. Einige wenige Geistliche, unter ihnen der Strafhauspfarrer Egli und der Pfarrer Paulin Gschwind von Starrkirch bei Olten, widersetzten sich und wurden exkommuniziert. Infolge davon schlossen sich die Gemeinden, die ihren protestierenden Geistlichen folgten, unterstützt von einigen Kantonsregierungen, zu einer romfreien christkatholischen Kirche zusammen, die 1876 den Professor Herzog in Luzern zu ihrem Bischof wählte. Es waren im ganzen 34 staatlich anerkannte Gemeinden und Genossenschaften. Die Bewegung fand aber in den alten katholischen Stammgebieten der Schweiz sozusagen keinen Boden. Auch in den Kantonen, in denen die Regierungen der Bewegung durch Gewaltmaßregeln gegen die römisch gesinnten Bischöfe und Priester

Digitized by Google

Vorschub zu leisten suchten, blieb die katholische Bevölkerung ihren verbannten und verfolgten Seelenhirten ergeben. Solothurn wies 1873 den Bischof Lachat aus, Bern setzte die Priester ab, die zu ihm hielten, und Genf den Bischof Mermillod, den der Bundesrat aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft verbannte. Schließlich endigte der Kulturkampf, weil er mit Waffen der Gewalt statt des Geistes geführt wurde, mit einem Mißerfolg. Nach Jahren konnte Mermillod, geschmückt mit dem Kardinalspurpur als Bischof von Lausanne-Freiburg zurückkehren und wurde vom Bundesrat in feierlicher Audienz empfangen. Eine über die ganze Eidgenossenschaft ausgedehnte stramme Organisation, eine geschickt geschriebene Presse und die katholische Universität in Freiburg haben zu einer neuen Stärkung des römischen Katholizismus in der Schweiz geführt. Es gab aber auch unter den hervorragenden Vertretern des katholischen Schweizervolkes solche, die wie der Obwaldner Landammann Theodor Wirz, eine edle versöhnliche Gesinnung gegen die reformierten Miteidgenossen an den Tag legten, oder deren Wirksamkeit, wie die Bestrebungen des St. Galler Bischofs Augustin Egger zugunsten der Bekämpfung der Trunksucht, auch dem Gegner Achtung abnötigte. Je mehr sich auf der Grundlage der guten Errungenschaften der Neuzeit die katholische Kirche auf das eigentliche religiöse Gebiet beschränkt, desto mehr erscheint die Wiederkehr der konfessionellen Kämpfe ausgeschlossen, die die Kraft unsres nun einmal paritätischen Landes schwächen. Desto mehr ist auch das dringend notwendige Zusammenwirken aller christlich gesinnten Eidgenossen im Kampfe gegen die zerstörenden Mächte des modernen Unglaubens möglich. Im Volk und in den Behörden wächst die Abneigung gegen jede Art von Kulturkampf und das Verlangen nach konfessionellem Frieden. Aber ebenso entschlossen wie zum Frieden ist das protestantische Schweizervolk zur Abwehr aller Übergriffe und Propaganda von seiten Roms, wie es auch aus seiner Sympathie für die Los von Rombewegung in Österreich keinen Hehl macht. Ein Verein für die Unterstützung der übergetretenen Evangelischen in Österreich hat in der ganzen Schweiz das Interesse für diese Bewegung geweckt. Daß die die Freiheit der Überzeugung schützenden Bestimmungen der Bundesverfassung nicht überflüssig geworden sind, bewiesen die verschiedenen Begräbnisskandale in katholischen Kantonen, verursacht durch fanatische Priester, die an abgelegenen Orten einzelstehenden Protestanten ein ehrliches Begräbnis mit Glockengeläute versagten, beweisen auch jetzt noch die Versuche, bei gemischten Ehen die katholische Erziehung aller Kinder zu erzwingen. Notwendiger noch als der Schutz der Gesetze ist die Tätigkeit des protestantisch kirchlichen Hilfsvereins zur Erhaltung und Stärkung des evangelischen Glaubens unter den zerstreuten Protestanten.

Innerhalb des protestantischen Kirchengebietes war der Ertrag der politischen und kirchlichen Kämpfe der vergangenen Jahrzehnte zunächst

Digitized by Google

die Erhaltung der bestehenden staatlichen Landeskirchen. Aber den Angehörigen der freien Gemeinschaften wurde doch der volle Genuß der Glaubens- und Gewissensfreiheit zuteil. Die Staatsbehörden und die Gerichte gaben sich Mühe, die Freiheit jeder Überzeugung zu schützen, sodaß die Übergriffe eines der Vergangenheit angehörenden Staatskirchentums in dieser letzten Periode selten geworden sind. Auch die Heilsarmee, die noch bis 1893 unter gewissen Ausnahmegesetzen stand, erfuhr in diesem Jahre die Wohltat der ungeschmälerten Glaubens- und Gewissensfreiheit. Sie fand in Bundesrat Louis Ruchonnet, der den religiösen Fragen mit großem Verständnis gegenüberstand, einen wohlwollenden Fürsprecher. Aber auch unter der kirchlichen Bevölkerung hat sich eine Wandlung zu ihren Gunsten vollzogen. Gewiß waren die Bedenken gerechtfertigt, welche die geistvolle, durch ihre Frömmigkeit und ihren christlichen Eifer bekannte Gräfin de Gasparin gegen sie erhob. Aber wenn man auch mit ihrem

Abb. 100. Paulskirche in Bern.

beredten Verteidiger Dr. Sautter de Blonay von Genf „das Triviale und Kindische ihrer Methode" verwerfen mußte, so war die Verfolgung der Armee durch die Behörden unter dem Druck des Pöbels doch ein Skandal, gegen den Sautter und die Evangelische Allianz mit Recht protestierten. Wird man auch heute noch ihrer oft aufdringlichen Bekehrungssucht, ihren lärmenden Gottesdiensten und Straßenmeetings das Wort entgegenhalten müssen: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten," so kann man doch nicht anders als staunen über den Heldenmut, die Opferwilligkeit, die Hingabe und Entbehrungsfreudigkeit dieser uniformierten Streiter Christi, denen es wirklich um die Rettung der Gefallenen und Versunkenen zu tun ist. Durch die Gründung von Nachtasylen, Sträflingsheimen und Rettungshäusern ist sie in sozialer Hinsicht allen Gemeinschaften und Gesellschaften weit voraus.

Auch den Kirchen gegenüber haben die Staatsbehörden, soweit sie noch die Unterhaltungspflicht haben, ihre Aufgabe loyal erfüllt. Mit der Einführung der Pfarrwahl durch die Gemeinden ist die Einmischung des Staates in innerkirchliche Angelegenheiten seltener geworden. Je mehr das Wort Jesu verstanden wird: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist" desto reinlicher können die beiden Gebiete, Staat und Kirche, geschieden werden, desto intensiver kann die Kirche als eine rein geistige Macht mit den Kräften des Evangeliums das ganze öffentliche Leben befruchten und das Reich aufrichten, das nicht von dieser Welt ist. Von verschiedenen Seiten wird eine rechtliche Trennung von Staat und Kirche angestrebt. Das Neuenburger Volk hat aber im Frühjahr 1907 einen diesbezüglichen Entwurf mit großem Mehr verworfen und seine Anhänglichkeit an die Nationalkirche bekundet. Dafür hat das Genfer Volk im Juni 1907 bei geringer Beteiligung mit einem Mehr von nur 800 Stimmen ein Gesetz gutgeheißen, welches die staatliche Unterstützung der Kirchen, d. h. das Institut der Staatskirchen, aufhebt. Das Gesetz, von dem Radikalen Henry Fazy entworfen, ist der Kirche im allgemeinen günstig, so daß eine gedeihliche Fortentwicklung der Genfer Kirche zu erwarten ist. Daß die Sozialisten und Katholiken für die Trennung stimmten, geschah zwar nicht aus Wohlwollen für die protestantische Kirche Genfs. Aber mit Recht haben auch viele gute Protestanten in der Trennung den einzig möglichen Ausweg aus einer unhaltbaren Lage gesehen. Im Kanton Aargau wurde in demselben Jahre die Ausscheidung des bisher vom Staate verwalteten Kirchengutes an die Kirchgemeinden in friedlicher Weise vollzogen. Ebenso haben die Kantone St. Gallen, Appenzell, Graubünden und Thurgau eine vom Staate ziemlich unabhängige Gemeindekirche. In den alten Kantonen haben die Staatsbehörden durch stete Errichtung neuer Pfarrstellen und zeitgemäße Besoldungserhöhungen ihr Wohlwollen gegen die Landeskirchen bewiesen. Aber die Abtretung der Pfarrhäuser an die Kirchgemeinden im Kanton

Digitized by Google

Abb. 101. Die Kreuzkirche in Neumünster.

Bern und die Weigerung des Staates, selbst neue Kirchen zu bauen, sind doch nichts andres als Vorboten der Trennung der Kirche vom Staat.

So sind je länger je mehr die Kirchen auf ihre eigene Kraft angewiesen. Je lockerer der Zusammenhang mit dem Staate ist, desto notwendiger wird der Zusammenschluß der Kirchen untereinander. Die Kirchenbehörden vereinigen sich in der Evangelischen Kirchenkonferenz, die Geistlichen in der Schweiz. Predigerversammlung. Das neue Schweiz. Gesangbuch, im Auftrag der Kirchenbehörden 1891 zusammengestellt, ist ein weiteres Bindemittel zwischen den kantonalen Kirchen.

Andrerseits wurzelt die Kraft der Kirchen in den einzelnen Kirchgemeinden und in dem erwachenden Gefühl dieser Kraft ist auch ein reger Wetteifer entstanden, das kirchliche Leben zu heben und zu pflegen. In den Stadtgemeinden sind große und schöne Kirchen gebaut worden, meist sogenannte Zentralbauten, wie sie dem Wesen des evangelischen Predigtgottesdienstes entsprechen. Die trutzig-massive Paulskirche in Basel, ein Sinnbild des „Ein' feste Burg ist unser Gott", die schöne Kirche in Enge-Zürich, der stolze Kuppelbau der Kreuzkirche in Neumünster und die durch die weiche Linienführung des Turmes entzückende Paulskirche in Bern heben sich wohltuend von den Kirchenbauten

Digitized by Google

früherer Jahre ab. Als z. B. das hochgesinnte Ehepaar Merian der Stadt Basel die St. Elisabethenkirche erbaute, glaubte man noch, von dem Vorbild gotischer Kirchen nicht abweichen zu dürfen. Der neue Kirchenbaustil erinnert die Gemeinden daran, daß die Kirche neue Wege suchen muß und sucht, um dem kommenden Geschlecht das alte Evangelium nahe zu bringen. Daß die alten ehrwürdigen Denkmäler der Vergangenheit sorgfältig erhalten und ausgebaut wurden, zeugt vielleicht ebensosehr für den allmählich erwachenden Sinn für die heimatliche Kunst, als gerade für die Zunahme des kirchlichen Lebens. Der Turm des Berner Münsters wurde im Jahr 1893 ausgebaut, etwas später die Kathedrale St. Pierre in Genf. Künstlerisch weitaus am gelungensten ist die Renovation der herrlichen Kathedrale von Lausanne. Aber auch auf dem Lande ist manche alte Kirche mit Verständnis und großen Opfern restauriert worden und manche neue entstanden, in letzter Zeit mit glücklicher Anlehnung an unsern heimatlichen Stil, wie er durch die Nachahmung der Dorfkirche von Leißigen im Schweizerdorf der Genfer Ausstellung wieder bekannt geworden ist. Nach diesem Vorbild ist auch das neue protestantische Kirchlein in Siders im Wallis erbaut. Für das Erwachen des kirchlichen Lebens zeugen endlich auch die vielen Orgelrenovationen und die Gründung von Kirchenchören. Auch auf diesem Gebiet haben die freien Gemeinschaften durch ihre beliebten Gesangsgottesdienste mit Posaunenchören und Gesangvereinen der Kirche den Weg gewiesen. Aber während sie mit Vorliebe die englisch-amerikanischen Erweckungslieder und Melodien pflegten, suchten die kirchlichen Chöre durch die Schätze altprotestantischer Kirchenmusik, die Meisterwerke eines Bach

Abb. 102. Kapelle der reformierten Gemeinde in Siders (Wallis).

Digitized by Google

und anderer, die Empfindung für eine würdige kirchliche Tonkunst zu wecken.

Die kirchlichen Kämpfe, von denen in den letzten Kapiteln soviel die Rede gewesen, haben noch nicht aufgehört. Allen Friedensversiche-

Abb. 103. St. Elisabethenkirche in Basel.

rungen zum Trotz traten die alten Gegensätze bei Pfarrwahlen und Synodalverhandlungen immer wieder hervor. Ein unerbauliches Kapitel! Doch hat man oft den Eindruck, daß das heranwachsende Geschlecht sich um diese Gegensätze wenig interessiert und daß ihnen andere Fragen, wie die soziale Frage, wichtiger sind als die kirchlichen Parteifragen.

Die kirchlichen Richtungen haben auch gewisse Wandlungen durchgemacht. Die Reformpartei sah sich durch die Verhältnisse genötigt,

Digitized by Google

ihre Stellung mehr und mehr gegen links abzugrenzen, in der Westschweiz gegen die aggressiv vordringende »Libre Pensée«, in der deutschen Schweiz gegen die antireligiöse „Ethische Kultur" und weiterhin gegen den gemeinsamen Gegner jeder christlichen Weltanschauung, den um sich greifenden antichristlichen Materialismus. Ohne ihr ursprüngliches Ziel einer Versöhnung von Glauben und Wissen aufzugeben, mußte sie doch einsehen, daß sie ihre Aufgabe nur durch eine religiöse Vertiefung erreichen kann. Gegenüber der ersten Zeit ihres Auftretens bedeutete es daher eine entschiedene Frontänderung, daß der Zürcher Professor und Dekan Dr. Furrer im Jahre 1893 im Saal der Eintracht in Zürich vor einem großen sozialdemokratischen Auditorium das Recht des christlichen Glaubens verteidigte, daß er später vor einem gemischten Publikum in öffentlichen Vorträgen über das Leben Jesu bei aller Anerkennung und Verwertung der Ergebnisse der kritischen Theologie den einzigartigen religiösen Wert der Person Jesu Christi mit Wärme und Inbrunst hervorhob. Überhaupt hat das Interesse an der Aufklärung den tiefern religiösen Interessen der Erbauung Platz machen müssen, wofür die Predigten von Bitzius den Beweis bringen. Am weitesten ist in dieser Richtung in jüngster Zeit der Pfarrer am Basler Münster, Leonhard Ragaz, gegangen, der von der Zukunft eine ganz neue Orientierung der kirchlichen Richtungen erwartet und fordert. „Der Ernst der Zeit", schreibt er in der von ihm mit herausgegebenen Zeitschrift ‚Neue Wege' „wird es von selbst dahin bringen, daß es bald nur noch zwei Hauptgruppen gibt: solche, die mit Gott vorwärts wollen und solche, die ihm lieber mit Formen und Formeln dienen, sei's orthodoxen, sei's ketzerischen. Es muß sich eine unsichtbare Kirche derer bilden, denen es in Wahrheit und Freiheit doch ganzer Ernst ist, auf festes heiliges Land zu kommen." Zwei starke und vielverheißende Kräfte sind es, die hier über die Aufklärung hinausweisen, die ethische Vertiefung, von der sein „Du sollst" Zeugnis ablegt, und das lebendige Interesse an der sozialen Bewegung. Es liegt auch religiös und theologisch ein großer Fortschritt in seinem Geständnis: „wir suchen in Jesus den Lebensführer, nicht die Verkörperung einer orthodoxen oder liberalen Theorie".

Eine Wandlung machte auch der rechte Flügel der Kirche durch. Die theologische Arbeit auf dem Gebiet der Bibelforschung, an der sich die positiven Theologen an den schweizerischen Universitäten naturgemäß mitbeteiligten, führte zur Anerkennung gewisser Ergebnisse der sog. kritischen Theologie, womit die alte Inspirationslehre tatsächlich aufgegeben war. Es war für viele aufrichtige und fromme Glieder der Kirche nicht leicht, sich in diese veränderte Sachlage zu finden. In der Freien Kirche der Waadt hat die Lehrtätigkeit des Professors Astié in den neunziger Jahren zu schweren inneren Kämpfen geführt. Ebenso erregten Schlatters „Einleitung in die Bibel", Barths „Probleme des Lebens Jesu" und

Digitized by Google

eine Schrift von Kinzler, Lehrer am Missionshaus in Basel Anstoß unter den Altgläubigen. Sie betrachteten diese Zugeständnisse an die wissenschaftliche Theologie als eine Gefährdung des unverfälschten Bibelglaubens. In Wirklichkeit haben diese Theologen, von denen die meisten dankbare Schüler des „bibelgläubigen" Prof. J. Tob. Beck waren, einer tiefern und reinern Erfassung der Lehre von der unverbrüchlichen Autorität der heil. Schrift für den christlichen Glauben die Wege geebnet. Je mehr aber die theologische Aufklärung über die sog. Einleitungsfragen die Wichtigkeit verliert, die ihr Freunde und Gegner beigemessen haben, desto mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die religiöse Wirksamkeit, das aus dem lebendigen Glauben kommende Zeugnis für Jesus, die wesentliche Christenaufgabe sei. Das zeigt uns schon ein Blick in die ältere Predigtliteratur, aus deren Fülle wir die beliebten Predigten von Hieronymus Ringier in Kirchdorf, Helfer Schädelin in Bern, Dekan Wirth in Herisau, Pfarrer Zimmermann am Fraumünster in Zürich und die von Pfr. Oschwald, Pfr. Heer, Dekan Güder und Prof. Riggenbach herausgegebene Predigtsammlung erwähnen. Das Wort von Ragaz: „Jesus der Mensch hat auch für die ‚positiven' Kreise, soweit sie lebendig sind, den Jesus des Christusdogmas verdrängt", findet bis zu einem gewissen Grade seine Bestätigung in der neuern positiven Predigtliteratur, wofür man auf die Erbauungsschriften und Predigtbücher der Pfarrer Benz in Basel und Aeschbacher in Bern hinweisen kann. Freilich von einer „Verdrängung" des „christologischen Dogmas" kann man im Ernste bei ihnen nicht reden, indem sie bei aller Betonung, daß das Leben mehr ist denn die Lehre, doch gerade den Wert einer klaren Erkenntnis der biblischen Verkündigung von Jesus als dem göttlichen Erlöser hervorheben.

Abb. 103. Dekan Zimmermann am Fraumünster in Zürich.

Die Aufgabe, für Christus zu zeugen, ist nicht das Monopol der Pfarrer oder der Kirche, sondern schlechthin Christenpflicht. Neben der Kirche bemühen sich die Evangelischen Gesellschaften um die Evangelisation des Volkes und die Pflege christlicher Gemeinschaft durch Versammlungen, Jünglings- und Jungfrauenvereine, Bibel- und Schriftenverbreitung. In ihrem Dienste stehen zahlreiche teils an der Chrischona, teils an der Predigerschule in Basel oder an Lehrerseminarien ausgebildete Evangelisten. Aus bescheidenen Anfängen hat sich namentlich

Digitized by Google

die Stadtmission zu einer Hilfsgesellschaft für die Kirche entwickelt. Sie ist um so notwendiger, als bei dem Wachstum der Städte die Zahl der Entkirchlichten zunimmt, die von der Kirche nicht mehr erreicht werden. In den größern Städten könnte man die Arbeit dieser gut organisierten und geleiteten Stadtmissionen mit ihren Bibeldepots und Vereinshäusern, mit ihrer Seelsorge und sozialen Tätigkeit nicht mehr entbehren. Eine Nachahmung der amerikanischen Erweckungsversammlungen sind die sogenannten „Wochen", in welcher Arbeit der ehemalige Basler Missionar Elias Schrenk in unserm Lande bleibende Spuren hinterlassen hat an vielen, die gegen Kirche und Religion gleichgültig waren. In ähnlicher Weise wirkt, frei von allem Kirchentum, der Genfer Frank Thomas, der auch durch seine schriftstellerische Tätigkeit in weiten Kreisen bekannt geworden ist.

Endlich gibt es noch kleine pietistische Gruppen, die ohne jede Organisation und unabhängig von allen Gemeinschaften für das Kommen des Reiches Gottes tätig sind. Hierher gehört vor allem die Zellersche Anstalt in Männedorf, eine Frucht der Erweckungszeit, deren Gründerin, die seit vielen Jahren verstorbene Jungfer Dorothea Trudel, als eine der ersten auf Grund der Stellen Jak. 5, 14. 15 und Mark. 6, 13 den altchristlichen Ritus der Salbung der Kranken und die Heilung durch das Gebet des Glaubens wieder eingeführt hat. Ihr Nachfolger Samuel Zeller von Beuggen führt die Anstalt als christliches Erholungsheim weiter. Nach ihrem Vorbild sind in Hauptweil, im Ried bei Biel u. a. O. ähnliche Anstalten entstanden zur Pflege des persönlichen inneren Lebens im Sinne des mystischen Pietismus. Zeller betreibt auch in seiner engern Heimat in aller Stille ein eigenes Evangelisationswerk, während neuerdings die „Zeltmission" geräuschvoller auftritt.

Zum Teil unabhängig, zum Teil in engerm oder loserm Zusammenhang mit den Landeskirchen oder mit den evangelischen Gesellschaften haben sich in einigen größeren Gemeinden positive Minoritäten gebildet. An der St. Annakapelle in Zürich wirkte jahrelang der innig fromme Pfarrer Fröhlich, dessen Predigten zu der besten Erbauungsliteratur gehören. Die Vertreter dieser Minoritäten, der evangelischen Gesellschaften und der verschiedenen pietistischen Gruppen versammeln sich alljährlich im Mai an der „Badener Konferenz christlicher Freunde" zur Besprechung der religiösen Lage in der Schweiz. Alle diese Minoritätsbildungen, die eine Folge der Parteikämpfe und der kirchlichen Zersplitterung sind, weisen darauf hin, daß die kirchliche Organisation noch nicht abgeschlossen ist.

Endlich stehen auch eine Reihe von Liebeswerken in engem Zusammenhang mit dem Pietismus, ist doch das Gebiet der innern Mission und der Liebestätigkeit seit Frankes Zeiten die Domäne gewesen, auf der er die Lebendigkeit seines Glaubens bewiesen hat. Zu den ältern Liebeswerken, den Rettungsanstalten und freien Schulen, den Diakonissen-

Digitized by Google

häusern Riehen, St. Loup, Bern und Neumünster ist das segensreiche Werk der Trinkerrettung durch die „Vereine des Blauen Kreuzes“ getreten. Ihr Gründer ist der Genfer Pfarrer Louis Rochat, der 1876

Abb. 105. Pfr. Fröhlich an der St. Annakapelle in Zürich.

in England die Mäßigkeitsbewegung kennen gelernt hatte. Kurz vorher, 1874, war in Sonvilier im Berner Jura der fromme feurige Pfarrer Arnold Bovet, durch einen englischen Guttempler für die Totalabstinenz gewonnen worden. In Verbindung mit Rochat widmete er, seit 1875

Digitized by Google

Pfarrer der französischen Freikirche in Bern, seine Kraft und sein Vermögen diesem Werke. Aber seine ganze Tätigkeit zielte in letzter Linie auf die Rettung der Seelen ab. Er war durch die Trudel in Männedorf, später durch die Oxforder Erweckungsbewegung und die merkwürdig belebenden Evangelisationsvorträge des Engländers Pearsall Smith 1874 aufs tiefste ergriffen worden, und diesen Einfluß hat man zeitlebens an seinem wahrhaft geheiligten, durch eine seltene Freudigkeit und Herzlichkeit ausgezeichneten Wesen wahrgenommen. Nachdem die ersten Vorkämpfer des blauen Kreuzes als Sonderlinge und Mucker unsäglich viel Spott und Hohn hatten über sich ergehen lassen müssen, ist jetzt die öffentliche Meinung wie gegenüber der Heilsarmee von Hochachtung für dieses Werk erfüllt.

Verhältnismäßig spät ist auch die Kirche dem Vorbild der freien Liebestätigkeit gefolgt. Aber um so kräftiger, als wollte er lange Versäumtes und über den kirchlichen Parteistreitigkeiten Vergessenes nachholen, schlug der Baum der kirchlichen Liebestätigkeit Wurzeln in unserm Boden und trieb Äste und Zweige, unter deren Schatten heute allerlei elendes Volk Obdach und Schatten findet. Der ihn gepflanzt hat, ist der bernische Pfarrer Georg Langhans, lange Jahre Pfarrer am Inselspital. Auf seine Initiative wurden in den Kantonen Ausschüsse für die kirchliche Liebestätigkeit und eine schweizerische Zentralkommission ins Leben gerufen, in denen sich Vertreter aller Richtungen betätigen. Die bernischen Anstalten „Gottesgnad“ für Unheilbare, gegründet von Pfarrer Ochsenbein in Schloßwil, sind eine Frucht dieser Bestrebungen.

Endlich ist noch der kirchlichen und religiösen Presse zu gedenken. Zu den Parteiorganen, die wir gelegentlich schon erwähnt haben, ist seit 1906 als neues parteiloses Organ die Zeitschrift „Neue Wege“ auf den Plan getreten. Größer ist die Zahl der Erbauungsblätter, die teils Organe der Evangelischen Gesellschaften, teils kirchlich neutral sind. Zu den ältesten und gediegensten gehören der „Christliche Volksbote“ aus Basel, das „Appenzeller Sonntagsblatt“, der „Christliche Volksfreund“ und das für gebildete Leser sehr empfehlenswerte „Evangelische Wochenblatt“. Das Muster eines billigen und populären Erbauungsblattes ist der „Säemann“, vom bernischen Ausschuß für kirchliche Liebestätigkeit herausgegeben. Große Anstrengungen, dem Volk wirklich gute geistige Nahrung zu bieten, machen die Verlage der neuern Wochenblätter „Grüß Gott“, „für's Heim“ und „für Alle“.

So ist es ein weit verzweigtes Netz von größern und kleinern Kanälen, durch die sich die lebendigen Wasser in unser Volk ergießen. Aber das Beste kommt doch aus dem nie versiegenden Strom der regelmäßigen Verkündigung des Wortes Gottes in der Predigt und im Jugendunterricht, wiewohl gerade hier am wenigsten von einer Geschichte oder einer Statistik der Erfolge die Rede sein kann. Ja, es ist

Digitized by Google

das Beste, was die Kirche zu geben hat aus dem unvergänglichen Schatz des Evangeliums. Die Angaben der Kirchenbehörden über den Predigtbesuch, Taufen, Abendmahlsbesuch und kirchliche Liebessteuern weisen ziemliche Schwankungen auf, in den Jahren 1870—90 durchgängig eine Abnahme, seither eher eine Zunahme. Nur der Abendmahlsbesuch geht immer noch zurück. Im ganzen beherrscht ein konservativer Zug die Stellung des Volkes zur Kirche und zur kirchlichen Sitte. Die Fälle, daß Kinder nicht getauft und nicht admittiert, Ehen nicht kirchlich eingesegnet und Beerdigungen ohne Mitwirkung der Kirche vorgenommen würden, sind selten. Aber ebenso konservativ verhalten sich viele unkirchliche Gemeinden und Gegenden in ihrer trostlosen Unkirchlichkeit und Unempfänglichkeit. Dennoch hat die Arbeit des Pfarramtes gegenüber 1850 um das Doppelte zugenommen. Zu den Sonntagvormittagspredigten kommen in allen größeren Gemeinden Neben- und Filialgottesdienste, Vereinsstunden und vermehrte Seelsorge. Auch deutet die Inanspruchnahme der Pfarrer für das Schul- und Armenwesen, für alle möglichen idealen und humanen Bestrebungen, für Hilfeleistungen aller Art, Stellenvermittlung und Jugendfürsorge keineswegs darauf hin, daß dieses Amt vom Volk als etwas überflüssiges und überlebtes empfunden würde. Welche Bedeutung übrigens dem evangelischen Pfarramt immer noch zukommt, wie es nicht alle diese Nebendinge, sondern die Predigt, der Unterricht und die Seelsorge sind die dem Pfarramt seinen Wert geben, das hat die reichgesegnete Wirksamkeit des kürzlich verstorbenen Pfarrers

Abb. 104. Pfr. Ritter am Neumünster, später Fraumünster in Zürich.

Ritter in Zürich bewiesen. Das beweist das Andenken, in dem so mancher treue heimgegangene Pfarrer zu Stadt und Land noch heute steht.

Zwar hat die Sozialdemokratie nach dem deutschen Vorbild die Religion als Privatsache proklamiert und eine Zeitlang eine direkt antikirchliche und antichristliche Stellung eingenommen. Bei Anlaß jenes S. 311 erwähnten Vortrages von Furrer beschloß die Versammlung einmütig: „daß sie sich zu keinem der herrschenden Religionssysteme bekennt, sondern auf dem Boden des reinen Menschentums steht, ein Standpunkt, der mit der götterlosen Weltanschauung unzertrennlich ist. Sozialdemokratie und Christentum sind unvereinbare Gegensätze. Die Sozialdemokratie überläßt das imaginäre Paradies über den Wolken jedem, der danach verlangt, und tritt alle Rechte desselben ab, im Austausch für das eine Recht, sich das von der Naturgeschichte gewährleistete Paradies auf der Erde selbst zu schaffen." Aber in der Praxis ist ihre Stellung weniger schroff. Massenaustritte von Genossen sind keine vorgekommen. Ihre Parteiblätter drucken auch gern die der bürgerlichen Gesellschaft das Gewissen schärfenden Predigten des Pfarrers Kutter am Neumünster in Zürich ab. Keine das praktische Christentum betreffende Schrift hat in dem letzten Zeitraum solches Aufsehen gemacht, wie sein Buch: „Sie müssen", in welchem er zwar rücksichtslos und einseitig, aber mit Wärme die sozialen Forderungen des Evangeliums vertritt und einer vorurteilsfreieren, dem Glauben an den lebendigen Gott entsprechenden Beurteilung der Sozialdemokratie die Wege zu ebnen sucht. Ein Zeichen der Zeit und einer milderen Stimmung in diesen Kreisen ist ein Artikel im „Grütlianer" vom 6. Sept. 1906, in dem ein Einsender schrieb: „Im sozialen Leben sind Kirche und Religion eins; wer die Kirche angreift, greift für die Massen die Religion an . . . Kirche und Religion sind Mächte, die jedem Vernichtungskampf trotzen. In diesem Kampfe holt sich keiner dauernde Erfolge . . . sie sind auch viel stärker als unsere Genossenschaften und politischen Organisationen."

Die Tätigkeit der Kirche hat denn auch ungehemmt und ungestört ihren Fortgang genommen. In ihren Formen ebenso konservativ, höchstens daß das liturgische Element durch die Einführung von Gesangsgottesdiensten eine Bereicherung erfahren hat. Es ist aber alles im Fluß, in Wandlung. Die Geistlichen empfinden es selbst am besten, daß die Zukunft noch ganz andere Anforderungen an die Kirche stellen wird, und daß sie sich für Stürme und folgenschwere Entscheidungen wappnen muß.

Diese Empfindung spiegelt auch die theologische Arbeit der Gegenwart wieder. Sie ist schon lange nicht mehr speziell schweizerisch, noch weniger speziell reformiert. Sie ist allgemein wissenschaftlich und religionsgeschichtlich, und führt dadurch mit innerer Notwendigkeit zu einer gewissen Verwischung aller Grenzlinien. Die neue sogenannte „religionsgeschichtliche Schule", die auch unter uns vertreten ist, läßt sich kaum in das Schema der alten kirchengeschichtlich gewordenen Richtungstheologien unsres Lan-

Digitized by Google

des einordnen. In ihren theologischen Resultaten geht sie zum Teil weit über die Reform hinaus, während sie sich in der religiösen Empfindung mehr mit den Positiven berührt. Ein Gebiet kirchlicher Arbeit scheint brach zu liegen, das spezielle Gebiet der Kirchenlehre, von der in den früheren Kapiteln so viel die Rede war. Die protestantische Schweiz hat in neuerer Zeit nur zwei große schöpferische Kirchenlehrer hervorgebracht, Vinet und Biedermann. Es liegen aber Anzeichen vor, daß die Zukunft auch darin eine Wandlung hervorbringen wird, insofern das Verlangen nach Lehre wieder erwacht, nachdem man ihr aus Furcht vor nutzlosen Disputationen fast ängstlich ausgewichen ist. Einen Ansatz zu neuer fruchtbarer dogmatischer Lehrbildung bedeutet das Lebenswerk des 1906 leider viel zu früh verstorbenen Genfer Theologen Gaston Frommel, der mit Verwertung der Ergebnisse der historischen Theologie sich an die Bearbeitung einer religiös-psychologisch begründeten Dogmatik wagte. Übrigens bringt es die Internationalität der Wissenschaft mit sich, daß unsre Kirchen ihre theologische Orientierung auch vom Ausland empfangen. So ist die deutsche Theologie der großen Lehrer Schleiermacher, Tholuk, Beck, Ritschl, in jüngster Zeit Schlatter und Harnack, für die kirchliche Lehre ebenso maßgebend geworden, wie es für die kirchliche Praxis die deutsche Kirche nicht ist. Hier macht sich der Einfluß des so lebendigen anglikanischen und französischen Freikirchentums, die Predigtmethode eines Spurgeon, Parker und Monod geltend. Nur für die Innere Mission wurden die Werke eines Wichern und Bodelschwingh vorbildlich für uns. Die schweizerische Theologie der letzten 50 Jahre war vorzugsweise historisch. Prof. Rud. Stähelin in Basel schrieb eine mustergültige Biographie Zwinglis, Antistes Metzger in Schaffhausen eine Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der Schweiz, Pfr. Zimmermann am Fraumünster eine Geschichte der Vorsteher der Zürcher Kirche bis 1819, Prof. Mörikofer Bilder aus dem kirchl. Leben der Schweiz, Pfr. E. Stähelin in Basel eine Biographie Calvins, Prof. Egli in Zürich, der verdiente Herausgeber der „Zwingliana", eine Schweiz. Kirchengeschichte bis zum 8. Jahrhundert, und verschiedene wertvolle Arbeiten über die Zürcherische Reformation, Dr. H. Escher über die Glaubensparteien in der Schweiz von 1527—1531. Prof. E. Blösch in Bern hinterließ als reichen Ertrag seiner vielseitigen historischen Studien eine zweibändige Geschichte der schweiz. reformierten Kirchen. Viel hat die bernische Kirchengeschichte dem unermüdlichen Forschen von Prof. Dr. Steck und Dr. Flury zu danken, die glarnerische dem Pfr. Dr. Heer, die St. Galler dem Kirchenrat Schelling. Lust und Eifer sind erwacht, und gut ist es, wenn sich unser kirchliches Volk auf seine Vergangenheit besinnt und aus ihr lernt, daß es nicht die Geschichte einer sterbenden Kirche ist, sondern einer lebendigen.

Damit ist auch die Antwort gegeben auf die Frage, die in der

Digitized by Google

Gegenwart immer eifriger diskutiert wird: welches sind die Aussichten der Kirche und des Christentums für die Zukunft? Für diejenigen Kreise unsres Volkes, in denen die materialistische Weltanschauung herrschend geworden ist, ist das zwar längst keine Frage mehr. Für sie ist das „Ende des Christentums" nahe. Für den gläubigen Christen ist die Zukunft der christlichen Religion ebensowenig eine Frage. Für ihn steht fest, was die geniale Kunst des Malers Paul Robert in den monumentalen Fresken des Neuenburger Museums mit prophetischer Gewalt verkündigt: „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat". Das ist aber angesichts der vielen Anzeichen des Gegenteils, des Indifferentismus der Massen, der religiösen Entfremdung der Gebildeten, der Zunahme der Verbrechen und namentlich der pathologischen und perversen Erscheinungen ein Glaube und noch nicht ein Schauen. Aber dieser Glaube wird doch gestärkt durch die auch für unser Volk zutreffende Tatsache eines neuen Erwachens von religiösem Leben, eines Suchens nach Gott. Dieses Suchen wird auch nicht ausschließlich durch Kirchen und Gemeinschaften befriedigt. Heutzutage sind z. B. auch zwei Nichttheologen für Viele, namentlich Gebildete, die Führer zu Christus, der Jurist Professor Dr. Hilty in Bern, Verfasser der Bücher „Glück", „Neue Briefe" und „Kranke Seelen", und der Ethiker Prof. Förster in Zürich, Verfasser der „Jugendlehre". Solche Erscheinungen sind Zeichen des kommenden Reiches Gottes.

Und die Kirche? Kirchen sind etwas wandelbares. Wie viele Wandlungen hat nur unsre knappe und gedrängte Darstellung berührt, und die einschneidendsten stehen ihr wohl erst noch bevor. Da wird noch viel äußerliches Christentum, wie Lavater einmal sagte, „kaputt" gehen müssen, manches, was nur Form und nicht Leben ist. Alles drängt auf eine Stärkung durch Freiheit und Einheit. Irgend eine kirchliche Organisation als zeitliche Form für ihren Ewigkeitsgehalt wird die Religion nie entbehren können. Sie ist aber nicht die Hauptsache, sondern der Geist Jesu Christi, der in den Herzen der Glieder der Kirche wohnen muß und allein die vergängliche Form mit Leben erfüllen kann. Um diesen Geist dürfen wir den Herrn der Kirche bitten und wir haben seine Verheißung, daß unser Bitten nicht umsonst sein soll. Das muß uns je länger je mehr das Hauptanliegen sein, nicht die Sorge um die kirchliche Organisation. Wenn in der Kirche dieser Geist der Liebe, der Kraft und der Zucht waltet und uns regiert, dann können wir getrost in die Zukunft blicken und allen Stürmen und allen Widersachern trotzen mit dem Wort:

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott.

Digitized by Google

Errata.

Seite 4. zu der Initiale aus der Froschauer Bibel soll es heißen: 1525 (Datum der frühern Ausgabe, ebenso Seite 20, und 31.

Seite 29. zu Abb. 10 soll es heißen: Tod und Cardinal.

Seite 57. zu Abb. 21 soll es heißen: „Abbildung von Gelehrten, die vor, in und nach der Reformation mit den Vorgesetzten der römischen Kirche Disputation gehalten."

Seite 115. fünftletzte Zeile lies: 1538 statt 1548.

Digitized by Google

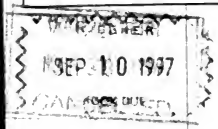
Digitized by Google

3 2044 019 290 790

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.


SEP 10 1997

Digitized by Google